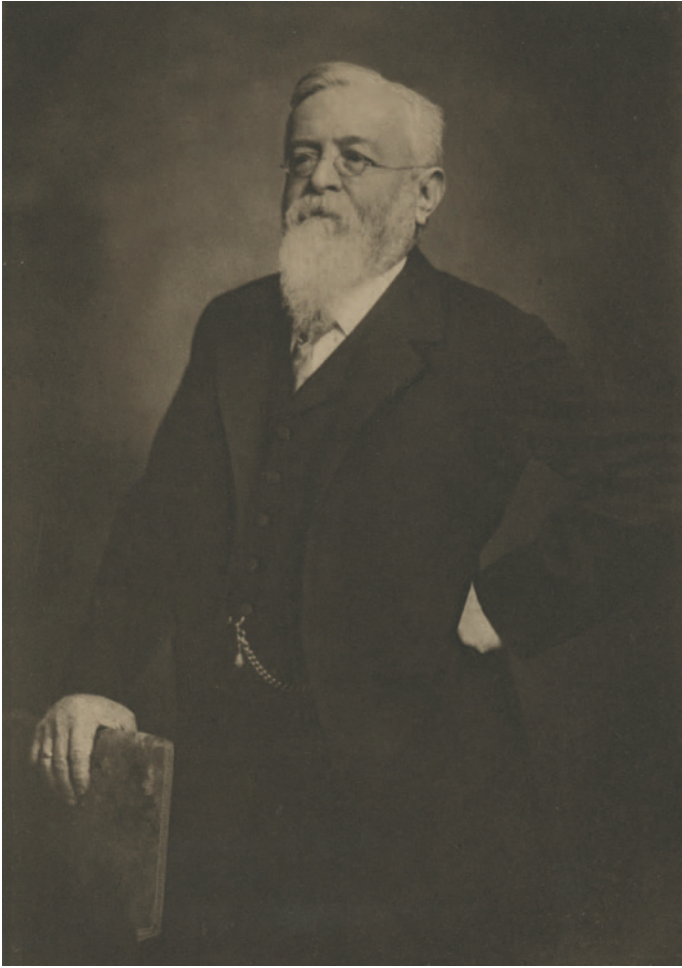


Otto Heubners
Lebenschronik



Hel. Meisenbach Riffarth & Co. A.-G., Berlin.

Verlag von Julius Springer, Berlin

Heubner

Otto Heubners Lebenschronik

Von ihm selbst verfaßt
und
mit seinem Willen
nach seinem Tode
herausgegeben
von
seinem ältesten Sohne
Wolfgang Heubner



Berlin
Verlag von Julius Springer
1927

ISBN-13: 978-3-642-48492-6 e-ISBN-13: 978-3-642-48559-6
DOI: 10.1007/978-3-642-48559-6

**Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung
in fremde Sprachen, vorbehalten.**

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1927

V o r b e m e r k u n g

In den Tagen vom 8. bis 10. September 1926 sah ich meinen Vater zum letztenmal während seines Lebens. Er fühlte sich etwas niedergeschlagen, da er am Tage vorher wieder einen ziemlich starken Anfall von Angina pectoris gehabt hatte. Nicht lange nach meiner Ankunft nahm er mich beiseite, führte mich in sein Arbeitszimmer und begann davon zu sprechen, daß es nun nicht mehr lange mit ihm dauern könne. Dann wies er auf einen Schubkasten seines Schreibtisches und teilte mir mit, daß darin seine Lebensbeschreibung läge, die ich nach seinem Tode an mich nehmen und mindestens der Familie zugänglich machen solle. Sofern ich aber meinte, daß sie sich zur Veröffentlichung eigne, möge ich darüber nach meinem Ermessen verfügen. Ich war über diese Eröffnung erstaunt, denn noch im Laufe des vorhergegangenen Jahres hatte er mir gelegentlich erzählt, daß ihn ein Leipziger Verleger um Abfassung einer Lebensbeschreibung ersucht habe, er aber mit der Erwiderung abgelehnt habe, er überlasse das denen, die sich für bedeutend genug dazu hielten. Auch hatte er bereits in die Grote'sche Sammlung¹⁾ einen Abriß seiner wissenschaftlichen Entwicklung gegeben.

Am 9. September fand zum erstenmal ein Heubnerscher Familientag in Dresden-Blasewitz statt, dem mein Vater präsierte. In seiner Tischrede kam er wieder auf die Aufzeichnung

¹⁾ Die Medizin der Gegenwart in Selbstdarstellungen, herausgegeben von L. K. Grote, Bd. 4. Leipzig: Felix Meiner 1925.

gen über sein Leben zu sprechen, die er seinem ältesten Sohne zu weiterer Überlieferung vermache. Er betonte dabei, daß er damit einer Pflicht gegen die Familie Genüge getan habe, deren Versäumnis er bei Nachforschungen über seine eigenen Vorfahren oft bedauert habe.

Nach seinem Tode am 17. Oktober 1926 fand sich an der bezeichneten Stelle seines Schreibtisches ein Paket mit dicht beschriebenen Blättern — nach seiner Gewohnheit sämtlich aus alten Doktordiplomen zurechtgeschnitten (die in großem Format und auf gutem Papier einseitig bedruckt früher jeder Professor als Belege erhielt). Weder eine Überschrift noch ein Vorwort, noch sonst eine schriftliche Bestimmung lag bei — nichts als der Text einer Chronik vom Augenblick seiner Geburt bis zum 70. Geburtstag meiner Mutter am 31. März 1925; auf der Umhüllung des Paketes stand das einzige Wort: „Vita“. Außerdem fand sich ein ausführlich geführtes Tagebuch bis zum 11. Oktober 1926, dem letzten Tag vor dem Schlaganfall, der ihm das Bewußtsein und schließlich das Leben raubte. Meine Mutter wußte darum, daß er seit vielen Jahren die Gewohnheit täglicher Aufzeichnungen über alle Ereignisse seines Lebens aufgenommen hatte.

Diese Gewohnheit erklärt es, daß ein Drittel des Umfanges seiner Niederschrift auf die Jahre seines Ruhestandes 1913 bis 1925 kommt, wo der Reichtum an äußeren Erlebnissen geringer war als in den Jahrzehnten seines Schaffens. Aber es scheint mir auch andererseits charakteristisch für die Wesensart meines Vaters zu sein, daß er sich die Fähigkeit zum inneren Erleben bis ins hohe Alter so lebhaft bewahrt hat, vor allem durch intensive temperamentvollste Teilnahme an allen Geschehnissen der weitesten Volks- wie der engsten Familiengemeinschaft. Daß diese Teilnahme auch Gegenwirkung erzeugte, erwies sich bei seinem Tode, der 13½ Jahre nach seinem Scheiden aus dem Amte noch einen ungewöhnlich warmen und weiten Widerhall weckte.

Es ist freilich für einen Sohn nicht ganz leicht, darüber zu urteilen, in welchem Umfang Erlebnisse und Wesensart eines Mannes, soweit sie außerhalb seiner öffentlichen Laufbahn und Wirkungssphäre liegen, einem größeren Kreis Interesse bieten.

Da aber mein Vater selbst den Gedanken einer Veröffentlichung nach seinem Tode erwogen, offensichtlich auch an verschiedenen Stellen des Textes einen weiteren Leserkreis vor sich gesehen hat, schien es mir geboten, wenigstens den Versuch zu machen, die Niederschrift an die Öffentlichkeit zu bringen — obwohl darüber kein Zweifel bestehen konnte, daß sie in erster Linie eine Hinterlassenschaft an die Nachkommen des Autors bedeutete. Das große Entgegenkommen, das ich sofort bei meinem alten, oft bewährten Freunde Ferdinand Springer fand, erleichterte mir die Verfolgung dieses Zieles. Ihm sei in erster Linie gedankt. Aber auch meiner Mutter, meinen Geschwistern und Schwägern bin ich zu Dank für ihre Beratung verpflichtet; mit ihnen habe ich es — nach einigem Zögern — für richtig gehalten, das Manuskript meines Vaters an vielen Stellen durch Streichungen zu kürzen, wo er allzuviel Einzelheiten familiärer und privater Beziehungen erörtert hat, an wenigen Stellen auch durch Milderung des Ausdrucks zu ändern, wo sich eine Augenblicksäußerung des Temperaments im Druck nicht besonders gut ausgenommen hätte. Man darf mir glauben, daß ich dabei mit äußerster Behutsamkeit vorgegangen bin, daß ich nichts geändert habe, was mein Vater nicht aller Voraussicht nach bei einer Korrektur selbst geändert hätte, und daß ich niemals den Sinn seiner Äußerungen entstellt habe.

Einen größeren Eingriff habe ich allerdings in die Schilderung der Kriegs- und Inflationsjahre getan; hier habe ich auf Grund des Manuskripts eine eigene, wesentlich gekürzte Darstellung verfaßt, weil sonst allzuviel bekannte politische Ereignisse und viele Feldzugserlebnisse der einzelnen Familienmitglieder den Leser gelangweilt und sein Interesse an der

Persönlichkeit des Autors erdrückt hätten. Ich bin überzeugt, daß auch in der gewählten Fassung manchem noch zu viel Privatangelegenheiten vorkommen werden; auf der anderen Seite habe ich Grund zu der Überzeugung, daß noch viele am Leben sind, deren freundschaftliche Gesinnung sich auch den intimeren Seiten der Lebensführung meines Vaters gern zuwenden wird. Daß ich es allen recht machen konnte, darf ich nicht erwarten; doch war es mein selbstverständliches und ernst empfundenes Bemühen, im Sinne meines Vaters zu handeln. Auch die leichte Gliederung des Textes, die ich im Interesse der Übersichtlichkeit vorgenommen habe, würde wohl sein Einverständnis finden.

Verschiedene Äußerungen des Textes geben Anhaltspunkte für den Zeitraum, während dessen die Aufzeichnungen erfolgten: zwischen 1917 und 1925, entsprechend dem 75. bis 82. Lebensjahr meines Vaters — und in einer Zeitspanne, die die schwersten Leiden für Leib und Seele umschloß. Vielleicht flüchtete er zuweilen in die eigene Vergangenheit, um der Gegenwart zu entgehen.

Aus seiner Niederschrift geht für den Leser hervor, was jeder wußte, der ihn kannte, daß nämlich seine Interessen sehr vielseitig waren, vor allem freilich nach vier Seiten gerichtet, die in immer neuer Durchflechtung während des ganzen Ablaufs seines Lebens und seiner Schilderung wiederkehren: Familie, Medizin, Musik und Natur. Vielleicht mag die Kenntnisnahme der starkempfundenen Bindungen nach diesen verschiedenen Seiten auch in weiteren Kreisen Gutes wirken: zeigen sie doch die menschliche Harmonie eines Mannes, der als Arzt und medizinischer Führer gleichermaßen groß war. Wenn es seit einigen Jahren fast gebräuchlich geworden ist, daran zu zweifeln, ob ein medizinischer, besonders ein naturwissenschaftlich eingestellter Forscher auch hohe ärztliche Qualitäten besitzen könne, so bedeutet die Erinnerung an meinen Vater für mich die Lösung dieses Zweifels. Daß Arzttum und Banaußen-

tum sich ausschließen, war ihm eine Selbstverständlichkeit; aber deshalb empfand er auch jede Lücke in seinem Wissen auf naturwissenschaftlichem Gebiet sehr schwer und bemühte sich bis in die letzten Monate seines Lebens, ihnen abzuhelfen.

Sein Wesen war Synthese vieles Einzelnen, das er alles aufs Sorgfältigste erfaßte. Von dieser echt ärztlichen doppelseitigen Begabung vermag diese Chronik seines Lebens als Ganzes wohl auch dem einen Begriff zu geben, der vielen der mitgeteilten Einzelheiten gleichgültig gegenübersteht. Unter diesem Gesichtspunkt hoffe ich, daß die Veröffentlichung dem ärztlichen Schrifttum Bereicherung bringt und sich nicht als fruchtloses Unternehmen erweist.

Göttingen, Pfingsten 1927.

Wolfgang Heubner.

I n h a l t s v e r z e i c h n i s

	Seite
Wachstum	1
Erste Kindheit	1
Beim Onkel in Mylau	6
Auf der Fürstenschule in Grimma	20
Auf der Universität in Leipzig	35
Studienreise nach Wien 1866	56
Assistent bei Wunderlich	68
Kriegsjahre 1870/71	80
 Blüte	 90
Praktischer Arzt und Privatdozent	90
Professur, Verlobung und Heirat	95
An der Leipziger Poliklinik	104
Distriktpoliklinik und Kinderkrankheiten	113
Berufungsaussichten und Leipziger Kinderkrankenhaus	120
Die letzten Leipziger Jahre	128
Berufung nach Berlin	135
 Reife	 139
Berliner Anfänge	139
Bis zur Jahrhundertwende	150
Neubau der Klinik — Lehrbuch	170
Kaiserin-Auguste-Victoria-Haus (1905—1909)	178
Die letzten Berliner Jahre	195
Nachschrift des Herausgebers	211
 Ruhe	 212
In Loschwitz bis zum Versailler Frieden	212
Lebensende	218

Verzeichnis der Tafeln

	Seite
Otto Heubner als hoher Sechziger	Titelbild
Das alte Pfarrhaus in Mýlau	8
Otto Heubner im 40. Lebensjahr	114
Blick auf das Häuschen am Bergeshang in Loschwitz	206
Auf der Terrasse vor dem Häuschen in Loschwitz	212
Otto Heubner als Emeritus	218

W a c h s t u m

Erste Kindheit

Ich bin das Erzeugnis zärtlichster jugendfrischer Gattenliebe. Meine Mutter war eben 18 Jahre alt geworden, als ihr Erstgeborener am 21. Januar 1843 in der kleinen vogtländischen Stadt Mühltröfz auf der Welt erschien; mein Vater zählte 31 Jahre. Er war ein schlanker schöner Mann, von zartem, aber durch Leibesübungen gekräftigtem Körperbau. Mütterchen war hübsch und gesund, aber sehr klein; während der Vater groß war und (nach Umrechnung aus damaligen sächsischen Zollen) 177,5 cm maß, war die Mutter nur 150,4 cm lang. Ihr geriet ich nach; meine Mutter behauptete später, ich hätte ganz die Statur meines Urgroßvaters mütterlicherseits, des juristischen Zollbeamten Behner. Ich war auch schon im frühesten Kindesalter nach den Notizen meines Vaters kein hübsches Kind, nur große feurige Augen im runden Gesicht erweckten Interesse.

So ist es gekommen, daß mir das Goethesche „größte Glück der Erdenkinder“, die Persönlichkeit, zeitlebens versagt blieb. Durch die bloße Erscheinung zu imponieren oder auch nur zu gewinnen, war mir nicht beschieden. Es bedurfte immer allmählicher langsamer Einwirkung auf meine Umgebung, wo es mir gelang, meinem Wesen Schätzung, Wohlwollen und auch recht vielfach herzliche Zuneigung zu erringen.

Biologisch nicht uninteressant ist es vielleicht, daß mein Schicksal der Untermäßigkeit sich nicht schon im Säuglingsalter entschied. Vielmehr scheine ich während des ersten Lebensjahres eine dem Durchschnitt entsprechende Körperlänge gehabt zu haben, insofern ich Ende des fünften Monats 63,6, Ende des siebenten Monats 68,4, Anfang des vierten Lebensjahres 88 cm maß, so daß mein Vater eine Länge von etwa 175 cm

vorauszusagen sich berechtigt hielt. Allerdings gegen die von Camerer gemessenen Kinder, die eine Größe von etwa 176 erreicht haben, stehen diese Zahlen schon wesentlich zurück. Ich hab's aber nur auf 161 gebracht. Das Zurückbleiben fällt aber schon in die Wachstumsperiode des Spielalters. Denn Anfang der fünfziger Jahre erwähnte meine Mutter bereits in einem Briefe an eine Freundin meine Kleinheit.

Über die Ahnen väterlicher- und mütterlicherseits habe ich im „Lebensbild“ meines Vaters alles, was ich in Erfahrung bringen konnte, mitgeteilt¹⁾. Meine Vornamen Otto Johann Leonhard wiederholen die in der Reihe meiner Vorfahren gebräuchlichen Namen. Mein Vater hieß Otto Leonhard, sein Vater, Großvater und Urgroßvater Johann Leonhard, und auch die beiden in der Ahnenreihe vorangehenden Vorväter Heubner trugen den Namen Johann.

Die Eltern waren in behaglichen Verhältnissen bei meiner Geburt. Der Vater hatte als Justitiar in Mühltroff ein glänzendes Einkommen, die Mutter gehörte einer der damals wohlhabendsten Familien des kleinen Ortes an.

Von meinen ersten Kinderjahren habe ich selbst gar keine Erinnerung. Ich stütze mich in meinem Bericht über meine erste Entwicklung lediglich auf die Notizen in meines Vaters Tagebuch. Ich wurde von der Mutter genährt, bekam aber bereits vom dritten Monat an Zufütterung von Brei. Vom zweiten Monat des Lebens an war ich auf die Umgebung aufmerksam, begann die ersten Laßversuche und lachte herzlich. Ende des vierten Monats bekam ich „Röächchen und Käppchen“ und machte Greifbewegungen, im sechsten Monat konnt' ich sitzen und stehen; im achten Monat verstand ich Fragen, im neunten lernt' ich kriechen, im elften Monat konnt' ich die bekannten Kunststücke („Wie groß ist das Kind?“ usw.), im zwölften Monat lief ich an der Wand entlang, frei nur ein paar Schritte,

¹⁾ „Das Lebensbild D. L. Heubners“, für die Familie beschrieben von seinem Sohn D. Heubner. Druck von B. G. Teubner in Dresden. 1917.

im fünfzehnten Monat sprach ich viele Worte nach. Das Wesen des Kindes war heiter, regsam, kräftig, und es regte sich auch in der zweiten Hälfte des zweiten Lebensjahres der Humor. Dieser zeigte sich besonders in einer schalkhaften Phantasie; ich liebte es, mich in den Geist des Vaters oder der Mutter zu versetzen und von mir als von einer dritten Person zu sprechen; z. B. abends vorm Zubettgehen zu rufen: „Ist denn der Junge schon da?“ „Na, da krabble nur hinein ins Bette, du Goldjunge!“ und ähnliches.

Im Anfang meines vierten Jahres machte mein Vater bei einem Spaziergange die Probe auf meinen Mut, indem er mich im Walde allein stehen ließ. Sie fiel aber nicht glänzend aus. Etwas später ereignete es sich gelegentlich des Freiburger Jahrmarktes, daß ich mit meiner etwa dreijährigen Schwester auf der Straße vor dem Amtshause spielte, und daß wir bei dieser Gelegenheit ganz ohne Bedenken einen Wagen mit Pferdchen aus einer der vor dem Kreisamtshause stehenden Buden wegnahmen und damit herumkutschierten: die Kinder des ersten Gerichtsbeamten der Stadt! Da gab es denn nachher eine strenge Untersuchung. Der Vater fragte mich zuletzt: „Was bist du denn da, wenn du fremden Leuten so ein Stück ohne zu bezahlen entwendest?“ Ich antwortete: „Ein Mörder.“ Ich kam, da ich sofort alles gestanden hatte, mit einem ernstern Verweis davon. Dem Schwesterchen aber, das zu leugnen versucht hatte, ging es weniger gut.

Die Jahre des Spielalters verliefen in Freiberg unter glücklichstem Stern. Die Eltern, heiteren Gemütes und froher Stimmung, in einer angesehenen, mehr als auskömmlichen Lebenslage, legten das Hauptgewicht des Lebensgenusses auf einen innigen Familienverkehr. Sehr häufige Besuche von Großeltern, Geschwistern, Verwandten und Freunden brachten auch in die Kinderstube Leben, die außer von der Mutter von einer treuen Dienerin überwacht wurde. Den Kindern fehlte es also nicht an geistiger Anregung; sie hatten unter den Kindern

befreundeter Familien liebe und angenehme Gespielen. Ich lernte auch schon in meinem fünften Jahre, wohl durch den Unterricht einer gütigen Großmutter, die wochenlang bei uns war, etwas lesen. So kam es, daß ich schon mit fünf Jahren in Frankfurt a. M. aus der Spielschule, wo man merkte, daß ich lesen konnte, in die unterste Lernklasse versetzt wurde. Im fünften Lebensjahr nahm ich auch an einer vierstündigen Wanderung ohne erhebliche Ermüdung teil.

Das erste große Erlebnis, dessen ich mich bewußt noch heute erinnere, war der Anblick bivakrierender Reiter auf dem Marktplatz in Frankfurt a. M. Es war nach der Septemberrevolte, bei der die Nationalversammlung vom Mob bedroht und Fürst Lichnowsky und General Muerwald ermordet worden waren, daß die zum Schutz herbeigerufenen hessischen Truppen die Stadt besetzt hielten. Ich ging mit unserem treuen Dienstmädchen, der „Christel“, zu Besorgungen in die Stadt, und da kamen wir denn auf diesen Platz, wo die Pferde auf Stroh standen oder lagen und die waffenblitzenden Soldaten neben und zwischen ihnen.

Aus derselben Zeit haftet mir ein zweiter Eindruck noch fest im Gedächtnis. Meine Eltern hatten mich auf einen Ausflug von Frankfurt aus ins Nahetal mitgenommen, wo ich tüchtig marschiert sein soll. Wir bestiegen auch die Ebernburg bei Münster a. St. Hier lagen im Eingang des Burghofes Steinkugeln von mächtiger Größe, die bei der Belagerung der Burg zur Verwendung gekommen sein sollen. Sie übertrafen alles, was ich wohl sonst an Kugeln kennengelernt hatte, so über die Maßen, daß mein Staunen groß war. — Ich war zur Zeit, wo ich diese ganz ungewohnten Beobachtungen machte, schon in meinem sechsten Lebensjahre, und es ist wohl verwunderlich, daß ich aus den früheren Kinderjahren kein einziges klares Erinnerungsbild mehr besitze. Ich möchte vermuten, daß die Ursache dieses Defektes zum Teil auf Kurzsichtigkeit zurückzuführen sein kann, die ohne Zweifel schon damals bestand, und die zur

Folge hatte, daß klare und scharfe Gesichtseindrücke nur für Dinge und Erscheinungen allernächster Nähe zustande kamen und sich dem empfindenden Gehirn einprägten, während das Meiste mit einem gewissen Schleier verhängt war. Gesichter und Personen, mit denen ich nicht aus nächster Nähe verkehrte, in gutem bleibenden Gedächtnis zu behalten, hat mir zeitlebens Schwierigkeiten gemacht.

Die über unsere Familie hereinbrechende Katastrophe machte sich mir zuerst durch eine eindrucksvolle Szene bemerkbar: ich saß auf der Steintreppe vor dem Amtshause in Freiberg; da kam ein Mann, die Flinte über dem Rücken, mit Pulverrauch geschwärztem Gesicht und rief meiner Mutter zu: „Dresden ist gefallen.“ Wie ich später erfuhr, war er einer der Brüder Haußner, deren mehrere am Maiaufstand 1849 beteiligt waren. Ich verstand das damals nicht, konnte mir nicht vorstellen, daß eine Stadt „fallen“ könne. — Als bald hinterher gab es lebhaftere Bewegung im Hause, wo meine Mutter eben vom Wochenbett mit meiner jüngsten Schwester Ottonie aufgestanden war. Kommen und Gehen von zahlreichen Männern; ob Vater dabei war, ist mir nicht erinnerlich. Bald wurde es wieder still; die Woge der sich zurückziehenden Aufständischen war über Freiberg hinweggebraust.

Ich kam im Frühjahr 1849 in die Schule, wo ein sehr liebevoller Lehrer, namens Köhler, sich meiner annahm, und ich manchen Kameraden, der sich noch Jahrzehnte meiner erinnerte, fand; die intimsten waren die Söhne des Pastors Sturm, Ernst und Paul, später Studiengenossen und Paulinersangesbrüder in Leipzig, und Heinrich Thiele, Sohn des reichsten Großfabrikanten von Freiberg, der aber später auf Abwege geriet und in Amerika verscholl. Ich besitze noch jetzt eine Beschreibung des Erzgebirges, das dieser seinem Schulfreund einst schenkte.

Die Zeit der Untersuchungshaft meines Vaters bis zu seiner Beurteilung (wegen Teilnahme am Dresdener Mai-Aufstand)

verging bei uns Kindern noch in der altgewohnten Lebenslage, da meine Mutter mit der Familie die Gnadenfrist bis zum Mai 1850 in der Wohnung des Freiburger Amtshauses verbringen durfte. — Die Familien Sturm, Glöckner, Ubricht erleichterten uns das traurige Los der Verwaisten. — Von den seelischen Aufregungen der Mutter in jener Zeit erfuhr ich in dem unmündigen Alter, in dem ich stand, naturgemäß nicht viel. Es ist noch ein schmerzlicher Brief vorhanden, den ich an den Vater in sein Gefängnis schrieb.

Beim Onkel in Mylau

Im Mai 1850, in meinem achten Lebensjahr, mußte der Riß erfolgen, der die bis dahin noch glücklich unter einer zärtlichen Mutter vereinte Familie auseinandertrieb. — Meine älteste Schwester Cäcilie fand bei dem kinderlosen Ehepaar von Onkel Ernst Heubner und seiner Gattin Marie in Zwickau Aufnahme und ihre zweite Heimat. Mit mir und den beiden jüngsten Geschwistern ging die Reise am 28. Mai nach Mylau zum Pastor Onkel Julius und dessen Frau Tante Marie, die uns das Asyl in ihrem ländlichen Pfarrhause angeboten hatten. Sie hatten zwei Söhne, Julius und Gottwald, von denen der ältere, da er die Reichenbacher Realschule besuchte, nur teilweise Gemeinschaft mit uns hatte, während der jüngere mein engverbundener Pflegebruder wurde. Die Trennung von der Mutter und den Geschwistern soll nach der Erzählung jener herzzerreißend gewesen sein. Auf die Knie sei ich vor der Mutter gefallen mit inständigstem Flehen, mich nicht von sich gehen zu lassen. Dem harten Zwang der Notwendigkeit mußte aber gehorcht werden. —

Die Eingewöhnung in die neuen fremdartigen Verhältnisse wurde mir nicht schwer gemacht. Meine neuen Pflegeeltern waren das Ideal warmherziger Pastorsleute, die das Christentum nicht unnötig häufig auf der Zunge, aber mit nie ermüdender Opferwilligkeit im Innern trugen und sich auch meiner auf

das liebevollste annahmen. Edel, hilfreich und gut waren sie im vollsten Sinne des Wortes. Die Einkünfte der Pfarre waren nicht gerade schlecht, aber reichten gar oft nur knapp für die mildtätigen Hände, die immer für die Mühlseligen und Beladenen in der Gemeinde offen waren. Mehr als einmal verwandte die gute Pastorsfrau das Geld, das ihr der Gatte zu einem neuen Kleide gegeben, zur Linderung der Not, die an sie herantrat, und half sich mit dem alten Gewande weiter. — Diese herrlichen Eigenschaften kamen denn auch dem kleinen Ankömmling zugute, sie blieben ihm erhalten bis an das Lebensende dieser gütigen und treuen Stellvertreter der eigenen Eltern. Immerhin blieb das Gefühl des nicht „Heimathberechtigten“, des nur „Geduldeten“ doch der Seele des Kindes nicht fern, unterhalten hauptsächlich durch das Gebaren des eigenen Kindes meiner Pflegeeltern. Dieser zwei Jahre jüngere Knabe war schwächlich und nervös und wurde deshalb wohl etwas ängstlich erzogen. Er machte, wahrscheinlich meist unbewußt, sein Recht auf besondere Berücksichtigung als Sohn des Hauses beim Spiel und täglichen Verkehr in einer Weise geltend, daß ich das Gefühl, nicht gleichberechtigt neben ihm zu stehen, oft drückend empfand. Aber der Frohsinn der Jugend, der mir schließlich doch bald wiederkehrte, half über solche Erfahrungen doch immer wieder hinweg, so daß ich die in der Mylauer Pfarre zugebrachten Jahre als solche einer zufriedenen Kindheit in leuchtender Erinnerung bewahre.

Bald kam zu den drei Knaben noch ein vierter hinzu, der älteste Sohn Reinhold des Zwickauer Geistlichen Gustav Heubner, der ebenfalls als freisinniger Theologe in die politischen Wirren des Jahres 1849 verwickelt und zu einer andert-halbjährigen Gefängnisstrafe verurteilt worden war; die offenen Arme der Pastorsleute nahmen auch den neunjährigen Knaben in ihre treue Obhut; endlich kam im Sommer 1853 noch ein Pflegesohn, Paul Hepppe, dieser aber zusammen mit seiner Mutter Emilie, zu den Mylauer Pfarrkindern hinzu. Er war

•

durch den Tod seines Vaters, des Appellationsrates H e p p e, verwaist; nun fand die Schwester der Heubner-Brüder auch das gastliche Tor des Bruders in Mylau geöffnet. — Das Pfarrhaus war eine große Familienherberge. Tante Emilie wohnte mit der Großmutter Heubner zusammen in dem nach Hof und Garten zu gelegenen Teil des Haupthauses.

Vorher hatte diese mit der „alten Tante Eleonore“ zusammen gelebt. Beide hatten nach dem Tode des Großvaters (1838) bis 1843 bei meinem Vater in Mühltröfz gewohnt und waren dann nach Übersiedlung meiner Eltern nach Freiberg von dem Mylauer Sohn aufgenommen worden. Die Tante Eleonore ist bald nachher uralt verstorben; die Großmutter überlebte den Sohn noch in der Mylauer Pfarre um ein halbes Jahr und starb 1876.

In einem Anbau des Haupthauses befand sich das Studierzimmer des Onkels, ihm gegenüber hauste in ihrem Kämmerlein die Großmutter H a u ß n e r, die im Hauswesen hilfreich war. Wir Kinder schliefen zum Teil mit Onkel und Tante in einem Schlafzimmer, zum Teil in einem Kämmerlein unter dem Gelaß der Großmutter Heubner. Der Hauptteil des Haupthauses wurde von einer großen Stube zu ebener Erde und im ersten Stock eingenommen. — So war denn die ganze Pfarre gründlich bevölkert; die Sorge um den großen Haushalt störte aber nie den Frohsinn der guten unermüdbaren Tante.

Zu fünf waren wir Knaben aber nur kurze Zeit; der ältere Sohn Julius kam im Jahre 1853, bald nach der Ankunft Paul Heppes, nach Grimma auf die Fürstenschule.

Außer der Gemeinschaft der Vettern waren es noch zwei Umstände, die mir das Einleben in die neuen Verhältnisse erleichterten und überhaupt die Lebensführung in dem freundlichen und gemüthvollen Heim bei Onkel und Tante besonders erhöhten.

Am 28. Mai 1850 wurde ich in die Mylauer Volksschule aufgenommen, in die Klasse des Kantors Lohse. Dieser Mann gewann einen erheblichen und für mich in vieler Beziehung erfreulichen Einfluß auf meine Entwicklung. Er war ein großer stattlicher Mann mit einer edlen Gesichtsbildung, die durch die Brille nicht entstellt wurde, umrahmt von wallendem lockigen



Das alte Pfarrhaus in Mhlau.

Saar, aber bartlos. Er trug jahraus, jahrein einen langen, bis an die Knöchel reichenden und fast immer zugeknöpften Rock. In der Schule war er streng, scheute auch den Gebrauch des Stöckchens nicht, aber der Grundzug seines Wesens war gütig, bei durchaus geschlossenem und aufrechtem Charakter gegenüber jedermann, was sich bei mancher Gelegenheit zeigte. Meinem Vater trug er Verehrung und Dankbarkeit für eine seinem Bruder einmal erwiesene Guttat entgegen; eine Gesinnung, die wohl auch dem Sohne gegenüber nicht ohne Einfluß blieb. So kam es, daß er nicht einfach als Lehrer, sondern vielfach als väterlicher Freund mir seine Fürsorge widmete, z. B. mehrfach mich auf Fußtouren nach und von Plauen begleitete, die ich während der Schulferien machte, um nach Mühlkroff zu gelangen. Besonders eng wurde unser Verhältnis, als er binnen nicht langer Zeit wahrnahm, daß ich nicht nur gutes musikalisches Gehör, sondern auch eine helle Sopranstimme besaß, die er bei seinen musikalischen Unternehmungen wohl zu nützen verstand. Er war eine echte Musikernatur und besaß eine für einen aus dem Seminar hervorgegangenen Lehrer ungewöhnliche musikalische Bildung. Seine Vor- und Nachspiele auf der Orgel — einem den Stil der alten dürftigen Kirche weit überragenden Werke von Silbermann — waren phantasie- und charaktervoll. Auf dem Klavier war er imstande, über ein beliebig ihm aufgegebenes Thema geistreich zu phantasieren. Aus der Kinderschar des dörflichen Städtleins hatte er sich einen Kirchenchor herangebildet, dem ich nicht lange nach der Aufnahme beigelegt wurde, und wo ich bald eine leitende Stelle im Sopran einnahm. Schon im Frühjahr 1851 wurde meine Fähigkeit zum Singen bemerkt, und im Sommer 1851 konnte ich einige Lieder singen. Zur gleichen Zeit bekam ich Unterricht im Klavierspiel. Im Sommer 1852 sang ich bereits in der Kirche Solo; im Sommer 1853, in einem Konzert des Mylauer Gesangvereins, wurde ich an einem Soloquartett beteiligt und Ende September, als zum Erntefest die Schöpfung von Haydn aufgeführt wurde,

waren mir Arien der Eva und des Engel Gabriel übertragen. Mit seinem Mnlauer Kirchenchor ging der treffliche Kantor an die Aufführungen solcher Oratorien heran, wobei er das Orchester gern allein durch die Begleitung der Gesangsnummern mit der Orgel ersetzte. Die Solopartien übernahmen Mnlauer Dilettanten: der tüchtige Arzt, ein alter Pauliner und mit einer sympathischen Baritonstimme begabt, und ein Fabrikant Merkel mit kräftigem Baß waren die Vertreter der Männerpartien; einen Teil des Soprans und auch des Alts sangen mir nicht näher bekannte Damen. So wagte sich unser Meister denn im Sommer 1854 noch an die größere Aufgabe des Händelschen Messias, wo ich wieder Sopranarien zu singen hatte. Auch an hübschen alten Volksbräuchen waren wir beteiligt. Am ersten Weihnachtsfeiertag mußten wir früh $\frac{1}{2}$ 5 Uhr aufstehen und uns jeder, mit einem Lichtlein versehen, zur Kirche begeben. Dahin wallfahrte dann jung und alt aus dem Städtlein wie von den benachbarten Dörfern durch Schnee und Eis im nächtigen Dunkel, jedermann beim Schein eines Lichtleins zur Frühmette, und bald wimmelten Schiff und Emporen der alten Kirche von Hunderten wandelnder Lichter, wie in Dantes Paradies die Seelen, und die alten Weihnachtslieder von der Geburt des heiligen Christ tönten durch die feierlichen Räume.

Mein musikalischer Leiter erteilte mir nicht nur Klavierunterricht, sondern weihte mich auch in die Grundregeln des Generalbasses ein, so daß ich nicht nur bald im Bereich der Tonarten ganz heimisch wurde, sondern auch den bezifferten Baß begreifen lernte, im Transponieren mich übte, und sogar einzelne Stücke, Lieder und dergleichen für die Orgel zu setzen befähigt wurde. Ich besitze noch ein Gesangsstück, den „Erlkönig“ von Schubert, das mir Kantor Lohse 1853 geschenkt hat. Es wurde allmählich unter „eigener Begleitung“ eines meiner Bravourstücke. — Übrigens hatte ich zuweilen auch wenig kurzweilige Aufträge. Der Herr Kantor pflegte sein Lieblingsinstrument selbst zu stimmen. Sein Neffe Moritz, der längere Zeit bei

ihm wohnte, mußte die Bälge treten, und ich saß manchen lieben langen Sommernachmittag auf der Orgelbank und hielt die Tasten der einzelnen Töne niedergedrückt, während der Meister in der Orgel herumkroch und an den Pfeifen herumhämmerte, die dann ein jämmerliches Quietschen anstimmten, bis sie wieder auf den reinen Ton zurückgeführt waren. —

So wurde ich durch den glücklichen Umstand, daß Mynlau damals in der Person des Kantors Lohse einen außergewöhnlich musikverständigen und begabten Lehrer besaß, der auch auf meine eigene Begabung aufmerksam wurde, schon in sehr jungen Jahren in ein gewisses Verständnis bedeutender musikalischer Kunstwerke eingeweiht und mein Leben dadurch in der Empfänglichkeit für feinere Genüsse bereichert. Ubrigens merkte ich erst viel später halb zufällig, daß meine musikalische Begabung nicht nur in einem guten Gehör bestand, was mir die Einübung von Gesängen und vom Blatt zu singen leicht machte, sondern daß sich mein Ohr vor vielen andern, auch musikalischen Naturen noch dadurch hervortat, daß ich die absolute Tonhöhe von Klavier- oder Orchesterstücken ohne jede Anstrengung sofort erkannte, z. B. im Nebenzimmer angeschlagene komplizierte Akkorde Ton für Ton sofort und genau zu benennen imstande war, eine Eigenschaft, die mir dauernd erhalten geblieben ist.

Ein zweiter Umstand, der meinem Aufenthalt bei meinen Mynlauer Pflegeeltern eine besondere Note gab, war die Freundschaft, die sich zwischen mir und Arthur Georgi entwickelte. Dieser war ganz gleichaltrig mit mir, ein begabter Knabe mit einem maßvollen Temperament und guter Erziehung. Er war der Sohn des vornehmsten Mannes von Mynlau, des Handelsherrn Georgi, der im Jahre 1848 als Finanzminister dem Märzministerium angehört hatte und nach dessen Rücktritt sich wieder seinem früheren Berufe widmete, indem er ein großes Bankhaus verwaltete. Er war ein großer, schöner Mann von gemessenen, aber wohlwollenden Umgangs-

formen. Seine Frau war eine Tochter des sehr wohlhabenden Fabrikbesizers Brückner in Mylau, eine Dame von gleich gewählter Erziehung und von großer Herzensgüte befeelt. Sie war der eigentliche beherrschende Geist der beiden kleinen Freunde, hatte wohl auch, anfangs vielleicht aus sympathischem Mitleid, später aus Neigung, mich zum Gesellschafter ihres jüngeren Sohnes ausgesucht, der sonst in der kleinen Stadt keinen seinem Bildungsgrade annähernd gleichstehenden Kameraden finden konnte. Wir wurden wahrhaft gute Freunde, die sich immer vertrugen und in ihren Beschäftigungen und Vergnügungen gleichen Geschmaç entwickelten. So verkehrte ich schon seit der Weihnachtszeit des Jahres 1851, also noch im Laufe des neunten Jahres häufig und gern in dem schönen, geräumigen Hause der „Frau Ministerin“ mit prächtigen hohen Zimmern und einem großen Speisesaale; gar oft verbrachte ich auch eine oder mehrere Nächte in der Gesellschaft meines Freundes dort zu. Arthur wurde von einem Hauslehrer unterrichtet, der uns öfter zu Spaziergängen mitnahm; aber sehr vielfach waren wir uns selbst überlassen und stöberten dann im Haus und Garten umher, besuchten im Stall die Kutschpferde „Hengist und Horja“, schlitterten auf den abschüssigen Mauern des Hofgartens, die wir mittels Mauerpfeffers schlüpfrig gemacht hatten, herunter, kletterten am Blitzableiter empor und was dergleichen Jungenstreiche mehr waren. Zuweilen durften wir mit Arthurs Eltern spazieren fahren, da ging es wohl nach der im Bau begriffenen Gölzschthalbrücke, die damals als ein ganz besonderes Wunderwerk der Ingenieurkunst angesehen wurde; auf den das Tal begrenzenden Berghöhen und Felsen kletterten wir gern umher. Noch heute schauen mich diese, wenn wir vorbeifahren, wie altvertraute Bekannte an. Aber auch ernsterer Beschäftigung gaben wir uns hin: auch hier wird wohl Arthur der Führende gewesen sein, beider Eifer aber war gleichgroß im Studieren des nächtlichen Himmels. Arthurs Mutter hatte uns eine Treppe bauen lassen, mit der

wir abends im Dunkeln auf dem geräumigen Boden von einem Fenster zum andern wanderten, um in den klaren kalten Winternächten den Sternhimmel zu studieren. In der Hauptsache beschränkte sich allerdings unsere Forschung nur auf die Auffuchung der Sternbilder; große Freude erregte es, als wir des Orions ganze Schönheit erfaßt hatten, aber allmählich wurde uns der Winterhimmel ziemlich geläufig. Fuhrmann mit Capella, der Stier mit Aldebaran und den Plejaden, der Löwe, Zwillinge, Widder, Kassiopeia, Schwan, Adler, Lyra usw. wurden uns gute Bekannte. Auch in theoretischer Astronomie versuchten wir uns, nach einem Buch eines plauischen Mathematiklehrers Thieme, das Arthur mir zu meinem zwölften Geburtstag schenkte. Aber sehr weit kamen wir in dieser Materie, ohne Anleitung durch einen Lehrer, nicht. Unsere Freundschaft blieb während der ganzen Zeit meines Mylauer Aufenthaltes ungetrübt, und auch brieflich verkehrten wir nach persönlicher Trennung noch mehrere Jahre, bis sich unsere Berufswege trennten. Arthur trat mit zwanzig Jahren in des Vaters Bankiergeschäft, und übte nachher eine ausgedehnte gemeinnützige und politische Tätigkeit aus, war langjähriger Landtagsabgeordneter, Vizepräsident der Zweiten Kammer und genoß hohes Ansehen in Sachsen. Wir trafen uns Jahrzehnte später in Berlin bei einem Tuberkulosekongreß. Er war in verdienstvoller Weise an der Gründung der Tuberkulosenheime Albersberg und Carolagrün im Erzgebirge beteiligt. Es war nicht lange vor seinem im Jahre 1900 infolge von Diabetes allzufrüh erfolgten Tode.

Außer dem Unterricht, den die Volksschule gewährte, sorgte mein guter Pflegevater für anderweite Ausbildung. Mit dem Eintritt ins neunte Lebensjahr bekam ich lateinische Stunde, wo ich so weit Fortschritte machte, daß ich noch vor meinem zehnten Geburtstag einen allerdings etwas stümperhaften lateinischen Brief an meinen Vater schreiben konnte. Sodann bekamen wir Knaben im gleichen Jahre Turnunterricht; im

Garten hatte der Onkel zu diesem Zwecke einige Geräte bauen lassen. Kalte Flußbäder durften wir in der Gölzsch oberhalb Mylau in einem Badehäuschen nehmen, das der Fabrikbesitzer Schilbach am Hirschstein für seine Familie hatte herichten lassen. Großes Vergnügen gewährte während der Wintermonate das Rodeln auf kleinen eisenbeschlagenen Schlitten und das Schlittschuhlaufen, was ich im Beginn des zehnten Lebensjahres zu lernen begann. — Vor allem aber war das tägliche Tummeln im Garten und den Scheunen während der besseren Jahreszeiten unsere größte Lust. Der geräumige Hof des Pfarrhauses war von einer großen Scheune, einem Stallgebäude und der „Pächterwohnung“ begrenzt. Früher hatte die Pfarre offenbar eigene Ökonomie, die von einem Pächter versehen wurde, jetzt waren die der Pfarre gehörigen Felder an einzelne Bauern verpachtet, die Pächterstube wurde für andere Zwecke, unter anderm den Konfirmandenunterricht, benutzt. In den ersten Jahren meiner Anwesenheit war der Hof zur Erntezeit sehr belebt, wenn die Bauern den „Dezent“ ihrer Ernte einfuhren, große Wagen mit Getreide, das in der Scheune geborgen und in den ersten Wintermonaten gedroschen wurde. Da gab es immer großes Kuchenbacken und Kaffeauschank für die ihre Abgaben an Feldfrüchten zuführenden Landleute. Später wurde dieser aus früheren Jahrhunderten stammende Gebrauch der Naturallieferungen an die Pfarre abgelöst. Von der Pfarre nach der Straße zu lag ein nicht großer, aber schöner Blumengarten; neben der Scheune befand sich ein Gemüsegarten, und hinter dem Stallgebäude ein zweiter grümmiger Gemüsegarten mit vielen Beerensträuchern, in denen wir schwelgten zur Sommerszeit, und mit Bienenstöcken, deren Pflege der Onkel selbst versah. Endlich reihte sich daran der große Graspark mit vielen Obstbäumen, an der einen Seite von kleineren Gärten der Häuser an der Landstraße, und auf der anderen Seite von einem Bächlein begrenzt, das von Reichenbach her sich dahinschlängelte. Diese Gärten,

besonders der letztgenannte, waren der Schauplatz unserer Spiele und Vergnügungen. Eine große Laube vereinigte die Familie zum Nachmittagskaffee und auch wohl zum Abendessen. In den stillen Gängen, die in anmutigen Windungen den Garten durchzogen, wandelte der Onkel spazieren und meditierte am Sonnabend seine Predigten, die von nah und fern gern aufgesucht wurden.

Es gab immer viel Leben im Pfarrhause. Die Kinder beider Großmütter, die Geschwister der Pfarrersleute mit ihren Kindern kamen zu jedem Geburtstag und auch sonst an Feiertagen aus Zwidau, Plauen, Mühltroff zu Besuch; öfters kamen Amtsbrüder zum Schachspiel, oder der trotz seiner Kleinheit sehr würdevolle, wohlbeleibte plauensche Superintendent, namens Bayer, der sich die trefflichst von der guten Tante zubereiteten Mahlzeiten immer sehr gut schmecken ließ.

Gern machten auch die Eltern bzw. Pflegeeltern Spaziergänge und Touren mit uns Knaben. Jeden Sommer wurde ein schöner Tag zu einem Ausflug ins Elstertal, auf- oder abwärts der großen Überbrückung benutzt, wobei ordentlich marschiert werden mußte. Nach Reinsdorf zum Amtsbruder Schwarz, nach Greiz, nach Buchwald in die Hirschen, nach Hohengrün zum Onkel Heinrich, der seine Theologie an den Nagel gehängt hatte und nach seiner Verheiratung mit einer Mühltroffer Müllerstochter Landwirt geworden war; vor allem aber nach Plauen und Mühltroff. Nach Fertigstellung der Göhlsthalbrücke wurde nach Plauen oder auch bis Mehltheuer die Eisenbahn benutzt, und von dort zu Fuß zu den Großeltern gewandert. Dort hatte ja meine Mutter mit den beiden jüngsten Geschwistern Hermann und Ottonie ihr Asyl gefunden; und fast in jeden Ferien durfte ich sie dort aufsuchen. Die Großeltern hatten Ende der vierziger Jahre den größten Teil ihres beträchtlichen Vermögens verloren, aber doch das schöne geräumige Haus an der Schanze in Mühltroff und eine nicht sehr ausgedehnte Feldwirtschaft gerettet, der die rüstige Groß-

mutter vorstand. Auch dieses kleine Haus hatte einen Garten, in den Ställen blökten noch die Kühe und grunzten die Schweine, gackerten die Hühner und watschelten Enten und Gänse. Hier lernte ich das Landleben in seiner ganzen Bedeutung kennen, ging mit den Arbeitern aufs Feld zum Mähen des Grases und des Getreides, fuhr mit auf dem Leiterwagen und sprang über die Heuhaufen. Ein Sohn des Hauses, Onkel Emil, nahm mich bei Spazierritten zuweilen mit vor sich aufs Pferd, und ich konnte zum ersten Male das Vergnügen des Reitens ahnen.

Einmal nahm mich der Großvater in den Weihnachtstagen des Jahres 1852 zu einer großen Reise mit nach Leipzig. Er hatte gehört, das von meinem Onkel Gustav Heubner gedichtete Schauspiel „Wittkeind“ würde in Leipzig gegeben und wollte es aufführen sehen und es mir zeigen. So sollte ich denn zum ersten Male eine Großstadt zu sehen bekommen. Wir besuchten dort den Magister Zestermann, in dessen Hause die jüngste Tochter der Großeltern, Tante Therese, in Pension gewesen war und wo ihre Freundinnen Liddy Zestermann und Laura Liebster sich noch befanden. Einige Stunden wurde ich in deren Obhut gegeben; die aber wußten nichts Rechtes mit mir anzufangen und belustigten sich darüber höchlichst. Dann aber führte mich der sehr freundliche Zestermann (Konrektor an der Thomasschule) in der Stadt umher, zeigte mir ihre Merkwürdigkeiten und das Leben und Treiben der Weihnachtsmesse; am Abend gings ins Theater, aber leider wars nichts mit dem Wittkeind, dafür wurden verschiedene kleinere Stücke, ein Lustspiel, eine Alpenszene, ein Singspiel gegeben, die mir aber wenig Eindruck hinterließen, wahrscheinlich weil ich schon damals nicht scharf sah. — Auf der Heimreise verließ der Großvater in Reichenbach den Zug, verspätete sich bei der Rückkehr und ließ mich allein. So fuhr ich denn mit noch nicht zehn Jahren etwas hänglich im nächtlichen Dunkel die einundeinhalb Stunde von Reichenbach nach Mehltheuer, wo aber der Kutscher Peter mit dem Schlit-

ten schon wartete, um mich ohne Großvater daheim wieder abzuliefern.

Auch eine größere Reise durfte ich noch von Mylau aus erleben. Onkel Gustav, von dem schon oben die Rede war, hatte nach Entlassung aus der Haft die theologische Laufbahn nicht wieder betreten dürfen und in einem großen Handlungsgeschäft von Böhrler in Plauen Anstellung als Buchhalter gefunden. Er nahm mich mit seinen beiden Söhnen Reinhold und Oswald während der Sommerferien des Jahres 1854 auf eine sechstägige Fußreise mit, wo wir das bayrische Frankenland und die fränkische Schweiz unter zeitweiliger Benutzung der Eisenbahn besuchten. Wir lernten die Städte Hof, Bamberg, Nürnberg, Bayreuth mit ihren Kunstschätzen, Kirchen, Schlössern kennen, wanderten nach Bierzeihenheiligen, dem Staffelftein, durch die engen, umbuschten und felsigen Täler von Muggendorf mit seiner Tropfsteinhöhle, und ich gewann so eine große Zahl neuer und bedeutender Eindrücke auf das jugendlich empfängliche Gehirn. Auch lernten wir tüchtige Märsche machen. Ich bleibe dem guten Onkel immer dankbar für den Genuß von Natur und Städteleben, in den er zuerst mich eingeweiht hat.

Ostern 1853 hatte ich die Volksschule in Mylau zur Zufriedenheit meines Herrn Kantors absolviert und sollte nun die Realschule in Reichenbach besuchen, um für ein Gymnasium vorbereitet zu werden, nachdem ich schon im Sommer 1852 erklärt hatte, den ärztlichen Beruf ergreifen zu wollen. Ich weiß nicht mehr, was mich schon so frühzeitig zu diesem Entschluß bewogen hat und vermute, daß wohl ein gut Teil Suggestion dabei im Spiele war. Bei der Belastung, unter der damals unser Name in Sachsenlande stand, waren weder für eine juristische, noch theologische Beamtenlaufbahn günstige Ausichten vorhanden, während dem unabhängigen Beruf des Arztes keine Beeinträchtigung seitens maßgebender Kreise drohte.

Sorgenlos war freilich auch diese Wahl von den Meinigen, besonders von dem in schwerer Haft befindlichen Vater nicht gebilligt worden. Aber man vertraute auf Gott, der ja wohl auch dem armen Knaben durch alle die Unkosten der beruflichen Vorbereitung durchhelfen würde.

Zunächst galt es, die Reichenbacher Schule benutzbar zu gestalten. Mein Better Julius war mir hier schon als gutes Beispiel vorangegangen. Er hatte Sommer und Winter hindurch den dreiviertelstündigen Weg von Mylau nach Reichenbach früh und abends ohne Beschwerden zurückgelegt, das mußte auch für seinen kleinen Better möglich sein. In der Tat war es für die Kräftigung meiner (übrigens selten gestörten) Gesundheit sicher ganz vorteilhaft, wenn ich im Sommer früh 6 Uhr, meist barfuß, im Winter um 7 Uhr vom Pfarrhause weg in die frische Schneeluft, an den Beinen große Kanonenstiefel, oft durch tiefen Schnee stampfen mußte, um abends zurückzukehren. Es galt nur, für die Mittagmahlzeiten kostenlos zu sorgen. Da gab es nun sechs Familien, die wöchentlich mir einen Freitisch gewährten. Pfarrer Frommhold, Archidiaconus Werner, zwei Familien Ploß (Vater und Sohn) und eine kinderlose Familie Kaufmann Liebau, endlich ein Lehrer Schmidt, bei dem ich auch meine freien Stunden am Tage zu Schularbeiten benutzen durfte. Überall war ich zweieinhalb Jahre lang freundlich aufgenommen, das liebenswürdige, ältere Ehepaar Liebau tat sich besonders hervor, mir schöne und süße Leibspeisen vorzusetzen. — Daheim im Pfarrhause mundete dann die Abendkost herrlich. Mit dem guten Kantor blieb ich durch die fortdauernde Beteiligung am Gesangverein in dauernder Berührung.

In der Realschule scheine ich im Durchschnitt befriedigende Fortschritte gemacht zu haben, wurde beim Examen ein paar mal zum Deklamieren auserlesen; wovon mir noch heute „Der ewige Jude“ von Schubert in Erinnerung ist. „In Carmels düsterem Geflüste stand Hasver“ oder so ähnlich.

Als die Zeit nahte, wo die Frage des Gymnasiumunterrichts brennend wurde, galt es nun Umschau zu halten. Bei der dürftigen Lage, in der sich meine Mutter befand, konnte nur von einer Freistelle in einem Alumnat die Rede sein, und der Familienrat schwankte zwischen der Thomasschule in Leipzig, wo ich durch meinen schon geschulten Sopran gute Aussichten haben konnte und schon ein Gönner (Zester mann) als Lehrer wirkte, und zwischen Grimma, wo der tüchtige Lehrer und Geschichtschreiber Rudolf Dietsch, ein Vetter meiner Mutter, als Klassenlehrer der Sekunda tätig war. Man entschied sich für diese Schule, freilich mit dem Zweifel, ob ich im Griechischen genügend weit vorbereitet sein würde. Eine Freistelle des Städtchens Naunhof bei Grimma wurde für Michaelis 1855 offen und die Bewerbung durch den guten Onkel hatte Erfolg. Freilich mußte ich noch einen Dispens seitens der Schuldirektion erhalten, da ich zu diesem Termin das gesetzliche Alter von dreizehn Jahren noch nicht ganz erreicht hatte.

Indessen auch diese Schwierigkeit wurde erledigt, und so reiste ich denn mit meiner Mutter, etwas klopfenden Herzens, im Oktober 1855 nach Grimma. Wir wurden dort in freundlichster Weise von unseren Verwandten Professor Dietschs aufgenommen.

Dietsch, aus Mýlau stammend, war mit einer Tochter des Leipziger sehr wohlhabenden Buchhändlers Teubner verheiratet und wohnte im eigenen Hause; das Ehepaar war kinderlos. Mit Teubners waren wir noch auf eine zweite Art verwandt: ein anderer Vetter meiner Mutter, Adolf Rohbach, der Sohn des würdigen Kompagnons meines Großvaters, war mit der jüngeren Schwester der Bianka Dietsch verheiratet und Nachfolger im Geschäft. Beide Familien blieben mir, so lange sie lebten, in Grimma wie in Leipzig, die teuersten und hilfreichsten Freunde.

Das Examen wurde befriedigend bestanden, und am 20. Oktober zog der „jüngste und kleinste“ Alumnus in das illustre apud Grimmam Moldanum St. Augustin ein, wo bereits mein Vater und seine Brüder ihre Ausbildung gefunden hatten.

Auf der Fürstenschule in Grimma

Damit begann nun eine ganz neue Welt sich mir zu erschließen. War ich auch durch die Mylauer Verhältnisse an den intimen Verkehr mit Knaben gewöhnt und in Volkswie in Realschule mit vielen Kameraden zusammengewesen, so war die Geschlossenheit einer großen Gemeinschaft, des „Coetus“, wie die Gesamtheit der Schüler bezeichnet wurde, innerhalb der noch klösterlich von der Umwelt uns trennenden Mauern doch etwas ganz anderes. Es war ein kleiner Staat mit seinen nach den Klassen sich abstufoenden Rangordnungen. Die Schule war damals in vier Klassen geteilt, jede Klasse bestand aus drei sogenannten Translokationen, deren jede alle halben Jahre um eine Stufe aufrückte; nachdem die oberste der Primaner entlassen war, rückte die erste Translokation der Sekunda nach Prima usf., die unterste wurde für die Neuaufzunehmenden, die „Novexer“ frei. Man durchlief somit im Laufe von sechs Jahren zwölf Translokationen, drei in jeder Klasse. Im inneren Leben der Schüler zueinander herrschte noch ein ziemlich ausgeprägter Pennalismus, insofern die Bewohner der unteren Klassen den oberen, besonders der ersten gegenüber vorwiegend Pflichten und keine Rechte hatten, ein Verhältnis, das sich, je weiter man nach oben rückte, um so mehr umkehrte.

Das Leben außerhalb der Schulstunden, während der Arbeitszeit, spielte sich in den sechs Studiersälen ab, wo je drei bis vier Tische mit sechs Plätzen standen. Den Vorsitz an diesen Tischen hatte ein Primaner, der Obergeselle, ihm gegenüber saß der Sekundaner als Mittelgeselle. Es waren Vater und Mutter dieser Tischfamilie und der vier Untergesellen, die sich aus Quartanern, Tertianern und teilweise wohl auch noch Untersekundanern zusammensetzten. In besonderen Stunden, den sogenannten Abendlektionen, hatten

Ober- und Mittelgeselle ihre Familienglieder zu unterrichten, und zwar ausschließlich in den alten Sprachen, hatten aber auch sonst deren Betragen und Beschäftigung in den Studierwie in den Freistunden zu überwachen. Dafür hatten die Unteren nun allerhand Dienste den Oberen zu leisten, mußten Wasser holen, Stiefel reinigen und allerhand derartige wirtschaftliche Besorgungen für diese ausführen. Sie unterstanden aber auch jedem anderen Primaner und hatten auf Verlangen deren Befehle auszuführen, wozu unter anderem auch das Postenstehen und schnelle Melden des Herannahens des „Hebdomadars“ — des wöchentlich wechselnden, in der Schule wohnenden inspizierenden Lehrers — bei verbotenen Beschäftigungen, wie Rauchen, Kartenspielen und dergleichen gehörte. — So verging den Quartanern gar manche Freistunde unter solch gezwungenen Dienstleistungen. Die Tertianer waren in dieser Beziehung etwas besser gestellt, sie wurden nicht mehr zu den größten Verrichtungen herangezogen; die Sekundaner waren davon ganz befreit. Aber auch sie standen noch unter einem geheimen Druck der obersten Primaner. Aus diesen bestanden die Inspektoren. Außer dem Lehrer führte nämlich abwechselnd einer der Schüler aus der ersten und je nach Größe dieser auch der zweiten Translokation die Aufsicht über das Wohlverhalten der Schüler, die natürlich weit unmittelbarer und ununterbrochener war als die des Lehrers, der nur ein oder zweimal täglich durch die Säle ging. — Diesem Inspektor stand aber Strafgewalt über die Schüler der drei unteren Klassen zu. Sie wurde bei Tertianern und Quartanern offen ausgeübt und bestand in der Verdonnerung zum Auswendiglernen einer je nach dem Peccatum kürzeren oder längeren Stelle aus lateinischen oder griechischen Dichtern, die binnen drei Tagen „abzufatteln“ waren, d. h. vom Inspektor in der zugehörigen Schulklasse überhört wurden. Bei sehr bedeutenden seltenen Vergehen stieg diese Aufgabe bis zu dreihundert Versen. Quartanern und Tertianern wurden

solche Strafen in aller Öffentlichkeit zudiktirt; bei Sekundanern dagegen, die in der Achtung der unteren Klassen nicht geschmäleret werden durften, geschah dies heimlich, ihnen wurden kleine Zettelchen, sogenannte „Finken“, zugesteckt, auf denen das Vergehen mit der zugehörigen Strafe verzeichnet war, die aber in gleicher Weise in der Sekundenkasse abzuweisen war. Beim Übergang nach Prima wurden diese Finken von der betreffenden Translokation jedesmal feierlich unter Absingung eines Trohliedes verbrannt: „Hei, Mutter, die Finken sind tot“; worauf die in Sekunda Verbleibenden sangen: „Sie leben noch, sie leben noch und wackeln mit den Schwänzen.“ Eine bevorzugte Stellung in Sekunda hatten die beiden ersten Klassenschüler, die „Defurionen“ — sie waren gleich den Primanern von dieser Verhängung von „Finken“ befreit, genossen also solche Unabhängigkeit volle zwei Jahre. Ich hatte den Vorzug, als Klassenprimus mich dieser gehobenen Stellung als Obersekundaner schon zu erfreuen. — Übrigens wurde an solche Schüler, denen man es zutraute, statt Auswendiglernen öfters die Strafanforderung gestellt, kleine Gedichte zu verfassen. Zu diesen Schülern gehörte ich auch.

So herrschte denn im Gesamtcoetus eine starke Abtrennung der einzelnen Altersklassen voneinander, jede Klasse bildete ein allerdings halbjährig sich verändertes geschlossenes Ganze, das in bezug auf Lebensführung, Beschäftigung, Umgang und Geselligkeit mit den anderen wenig Gemeinsames hatte. Andererseits brachten es aber die klösterliche Abgeschlossenheit aller, das gemeinsame Frühgebet und festliche Veranstaltungen, die gemeinsamen Mahlzeiten, Tageseinteilung, Spaziergänge, Schlafsäle, die gemischte Tischgenossenschaft mit sich, daß doch jeder Schüler, vom jüngsten bis zum ältesten, sich als zugehöriges Glied zu einem großen Ganzen fühlte. Innerhalb dieses knüpften sich unter den einzelnen gar viele Bande dauernder Freundschaft, die über das ganze folgende Leben fest blieb.

Der pädagogische Geist, der unter dem Szepter des damaligen ausgezeichneten Direktors Wunder, eines Schülers Gottfried Hermanns die Schule durchwehte, war der strengster Altklassizität, tief loyaler, konservativer Gesinnung und orthodoxer Religiosität. Wenn sich jemand ein deutschgeschriebenes Buch aus der Schulbibliothek, war es auch nur z. B. eine Mythologie oder dergleichen, entlieh, meinte der Direktor immer sehr spöttisch: „Nu, warum wollen Sie denn deutsch lesen?“ Die mathematischen Studien, die freilich von einem sehr mittelmäßigen Lehrer geleitet wurden, sah er über die Achsel an. Den Unterricht in der Prima erteilte er in klassischem Latein und verlangte auch die Antworten in entsprechend guter Form, so daß man beim Schulabgang gewandt lateinisch konversieren konnte. Die alten Schriftsteller wurden vielfach mit Konjunkturalkritik gelesen; dabei verstand der Lehrer aber durch eine sokratische Methode der Befragung zuerst der jüngeren und fortschreitend der reiferen Schüler der Klasse über ihre Auffassung dunkler Stellen das Interesse zu wecken und den Verstand zu schärfen, ohne die Hervorhebung der Schönheit und Tiefe des Gelesenen zu vernachlässigen. So waren die Stunden des Direktors, sei es, daß er Horaz oder Aeschylus erklärte, immer anregend und eindrucksvoll. Man konnte dies nicht von allen übrigen Lehrern behaupten; originell und anfeuernd war Dietrich, der Klassenlehrer von Sekunda, der Religionslehrer Müller und der Geschichtslehrer Schäfer, der aber schon zwei Jahre nach meiner Aufnahme an eine Universität berufen wurde. Die anderen Klassenlehrer waren tüchtige und im allgemeinen wohlwollende Baufker, aber ohne Geist und Leben. Sehr beliebt war der Klassenlehrer von Mittel- und Obertertia, Lorenz, ob seines gutmütigen Wesens und Verständnisses dem einzelnen Schüler gegenüber, besonders seinen „Verlagschülern“. Jeder Lehrer hatte einen Teil der Schüler unter seiner wirtschaftlichen Kontrolle, hatte deren kleine Bedürfnisse an Taschengeld, Re-

paraturen der Garderobe, Anschaffung von Büchern usw. zu kontrollieren, die Ausgaben zu verlegen, um sie am Semester-schluß von den Eltern erstattet zu bekommen. Diese Ver-sorger standen natürlich auch in intimerer gemütlicher Be-ziehung zu ihren Verlagschülern. Mein Verlagslehrer war mein Onkel Prof. Dietzsch, dessen freundlicher Obhut, ebenso wie der seiner Gattin ich viele frohe Stunden während meiner Schulzeit verdanke.

Die Tageseinteilung der Schule war sehr verständig. Im Sommer um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr ging ein Aufwärter die Gänge der Schlafsäle zwischen den Betten entlang, mit dem immer wiederholten Ruf: Auf, auf, auf! Dann gings in die Waschsäle, und nach beendeter Toilette zum Morgen-gebet um 6 Uhr, dann wurde gefrühstückt, und danach war noch eine halbe Stunde Studieren, bis im Winter um 8, im Sommer um 7 Uhr die Schul-stunden mit zweistündiger Dauer begannen. Darauf im Sommer eine halbe Freistunde, um zu frühstücken, wenn man etwas hatte, und im Freien sich zu ergehen, dann wieder eine halbe Stunde Studieren, von 10 bis 12 zum zweiten Male Schulstunden. 12 Uhr mittags frei bis 2 Uhr, von 2 bis 4 Uhr Stunden, 4 bis 5 frei, 5 bis 7 Uhr Studieren. Nach dem Abendessen bis 8 Uhr frei, dann der Unterricht der Unteren durch Ober- und Mittelgesehle, zweimal in der Woche Selbstbeschäftigung, um Briefe zu schreiben, „Deutsch“ zu lesen und dergleichen. Um 9 Uhr gings zu Bett.

Die Studiersunden boten für jeden nicht untermäßig Begabten genügend Zeit zur Repetition und Vorbereitung auf die Stunden, so daß von einer Überarbeitung niemals die Rede war. Einzelne schwache Köpfe allerdings mußten zu Zeiten größerer Ansprüche des Unterrichts Nachstunden zu Hilfe nehmen, wo sie dann bei Lampenschein in den Vorzimmern der Schlafsäle „lufubrierten“. — Außer vor den zu jedem Semesterende stattfindenden Prüfungen, denen mehrere Stu-diertage für die schriftlichen Arbeiten vorausgingen, waren auch im Laufe des Halbjahres mehrmals solche Studiertage ange- setzt, während deren man selbständige Lektüre, die aber auch stets nur die lateinischen und griechischen Schriftsteller betraf, betreiben mußte.

Die materielle Versorgung der Schüler war in den ersten vier Jahren meines Aufenthalts mangelhaft. Ein Ökonom

hatte die Beföstigung gegen wahrscheinlich nicht sehr hohen Pacht zu leisten und tat dies im ganzen dürftig. Nicht nur die Zubereitung war wenig sorgfältig, sondern auch die Darreichung der Speisen, namentlich des Fleisches war so gestaltet, daß von allen Fleischsorten, dem Schöpfenbraten usw., immer die minderwertigen Teile zur Verteilung kamen. Von den guten Stücken bekam man nicht viel zu sehen. Die Gemüse waren meist dünne Brühen. Nur das Brot war gut. — So war man denn oft nicht ausreichend gesättigt, und wer nicht über ein reichlicheres Taschengeld verfügte, um sich beim dicken Torwarter ein Töpfchen Kaffee, Butter, Wurst, Obst oder dergleichen zu erschwingen, der war in dieser Beziehung nicht zum besten dran. — Erst vom Sommer 1859 an trat eine neue Organisation der Verpflegung mit einem neuen Verwalter der Küche in Kraft, von wo an dann gar nichts mehr zu wünschen übrig blieb.

Auch in anderen Beziehungen wurde etwas besser, als das früher der Fall gewesen, für die körperliche Ausbildung gesorgt. Das sächsische Kultusministerium, besonders der damals unter dem Minister Falkenstein amtierende Vortragende Rat Gilbert, dem die höheren Schulen unterstanden, widmete in jener Zeit den gesundheitlichen Zuständen der Schule besondere Aufmerksamkeit. So wurden im Jahre 1858 die wöchentlichen Turnstunden von einer auf zwei und später auf drei vermehrt und auf die Freiübungen besonderes Gewicht gelegt. Der Schularzt wurde auf regelmäßige Überwachung der Gesundheit der Schüler verpflichtet. Der ausgezeichnete Praktiker Neumann in Grimma wurde damals, nach Ableben des Vorgängers, zum Schularzt berufen. Er nahm bald nach seinem Antritt eine persönliche Untersuchung aller Schüler vor. Auch um die Naturalverpflegung der Schüler sich zu kümmern, wurde er beauftragt, und es mag wohl die schon erwähnte gänzliche Umwandlung der Ernährung mit auf seine Initiative zurückzuführen gewesen sein. Gelegenheit zum

Schwimm- und Turnunterricht war geboten. Alle diese förperlichen Übungen waren dem Turnlehrer Haugwitz, einem früheren Unteroffizier übertragen, der nun freilich nicht gerade soldatische Straffheit dabei walten ließ und hervorragende Turner nicht eben ausbildete. Er wurde zwar vom Leiter des sächsischen Turnwesens Kloß einmal inspiziert, aber die alltägliche Gewohnheit seiner Disziplin ging nicht ins Uberschwengliche — was übrigens wahrscheinlich vom Rektor gar nicht ungern geduldet worden sein mag. Auch die regelmäßige Benutzung der Gelegenheit zu Reinigungsbädern sollte seitens des Verlagslehrers bei den einzelnen Schülern überwacht werden. Die Inspektion der Schule sollte für immer gleichmäßige Temperatur in den Studierzimmern und für das Bestehen reiner gesunder Luft Sorge tragen. Während der Freistunden sollten die Schüler zu fleißiger Bewegung im Freien angehalten werden.

Im Jahre 1859 wurde eine weitere Neuerung eingeführt, die ebenfalls hygienischen Erwägungen ihren Ursprung verdankte. Bis dahin war den Schülern neunmal im Jahre ein Stadurlaub zu freier Bewegung außerhalb der Schulmauern erlaubt worden. Dieses wurde, da die Einrichtung sich weniger bewährt hatte, abgeschafft, dafür aber ein eineinhalb bis zwei Stunden betragender Freispaziergang alle Wochen eingeführt. Währenddessen war der Besuch städtischer Gastwirtschaften und Familien verboten; nur in außerhalb der Stadt gelegenen Wirtschaften durfte eingekehrt werden. Der Zweck der Einrichtung war die selbständige Betätigung der Schüler auf weiteren Spaziergängen in der schönen Umgebung des Muldengebiet. Sie wurde auch namentlich anfangs reichlich in diesem Sinne benutzt, allmählich schlich sich freilich auch mancher Mißbrauch ein. Wie überall, entstanden auch bei uns unter dem Einfluß der von der Schule abgegangenen Univeritätsangehörigen, die in Verbindungen eingetreten waren, geheime Verbindungen. In jener Zeit bestanden deren zwei, die denn ihre

Kneipereien an jenen wöchentlichen Freispaziergängen abhielten. Es kam übrigens einmal durch einen Verräter, der, soweit ich mich erinnere, niemals überführt worden ist, zur Entdeckung einer dieser Verbindungen, die mit schweren Strafen und Entlassung einiger Schüler geahndet wurde. Ubrigens gehörten nicht die schlechtesten Schüler solchen Verbindungen an; es waren im ganzen solche, die über ein etwas reichlicheres Wochengeld verfügten. Schon dieser Umstand verbot mir den Zutritt zu solcher. Ueberhaupt beschränkten meine äußeren Verhältnisse jeden Wagemut auf verbotenen Wegen. So nahm ich auch an den gefährlichen Unternehmungen, die auf nächtliches Verlassen der Schule zum Zwecke des Kneipens in der Stadt, auf das „Aussteigen“, gerichtet waren, niemals teil.

Über der gute Humor, die Lust am jungen Leben, das Erwachen geistigen Regens und Wachsens fehlte meinem Schülerdasein nicht. Im Sommer waren es die schönen Wälder, Luft und Wasser mit ihren erfrischenden Bädern, im Winter der Schlittschuhlauf auf Fluß und Teichen, die meine Lebensgeister, in Gesellschaft guter Kameraden, immer neu ermunterten. Man war nicht nur auf die eigene „Translokation“ im gegenseitigen Verkehr angewiesen, sondern konnte in der Gesamtklasse seine Freunde gewinnen. Es trat nur bei den Klassenversetzungen immer eine gewisse Trennung der Intimität ein. Ich trat zu einigen aus Leipzig und aus Chemnitz gebürtigen Mitschülern in freundschaftliche Beziehungen. Besonders war dies mit einem geistvollen Chemnitzer, namens Reichard, der Fall. Er war der Sohn eines wohlhabenden Kunstmäzen, der vom Rheine stammte, hatte eine gute Erziehung und Schulung durch einen trefflichen Leiter einer Privatschule, namens Caspari, genossen, und war durch eine frühe Vertrautheit mit unseren deutschen Klassikern ausgezeichnet. Durch ihn lernte ich schon in Tertia Goethes „Wilhelm Meister“ kennen und schätzen. Ueberhaupt pflegten wir viel „Deutsch“ zu lesen. Jetzt nicht mehr viel gelesene Dichter, wie Gaudy,

Graf Strachwitz, Eichendorff u. a. gingen von dem, der ein solches Buch besaß, von Hand zu Hand seiner Kameraden.

Wir versuchten uns auch selbst literarisch. Mit Konrad (Reichard) zusammen wurde ein Musenalmanach „Die Knospen“ ins Leben gerufen, in denen unsere poetischen Ergüsse erschienen. Am reifsten waren unter diesen Reimereien diejenigen Konrads, wenigstens was die Form anlangte. Inhaltlich waren sie eine Nachahmung der Heineschen Lyrik. Die Sache schloß aber nach Herausgabe weniger Hefte wieder ein. Reichard wurde jedes dritte Halbjahr von mir getrennt durch frühere Versetzung in eine höhere Klasse, er war mir ein Halbjahr voran. Ich bewunderte ihn nicht nur wegen seiner äußeren glänzenden Lage, sondern auch seiner geistigen Bedeutung wegen. Er war der erste, der vor dem Abgang von der Schule das von dem aus Grimma stammenden englischen Kaufmann Götsche neu gegründete Stipendium (im Betrage von 300 Talern) durch die beste deutsche Arbeit erwarb. Seine späteren Schicksale waren aber trübe. Während er, gewohnt, alle Bequemlichkeiten des Sohnes reicher Eltern zu genießen, in Leipzig Geschichte studierte, ereignete sich eine Katastrophe im Geschäft des Vaters, die ihn plötzlich in dürftige Lage versetzte. Nun fand er nicht die Energie, gegen widriges Geschick zu kämpfen, raffte sich nicht zum Staatsexamen auf, sondern begnügte sich mit der Doktorwürde und wurde Journalist; trat nach einer kurzen Tätigkeit an der Dresdner Bibliothek in die Redaktion der Augsburger Allgemeinen Zeitung, später des Hannoverschen Kuriers, und übernahm schließlich die Redaktion der Frentagschen Wochenschrift „Im neuen Reich“. Er starb jung an Diabetes.

In der eignen Translokation verkehrte ich besonders mit Walther, dem Sohne eines wohlhabenden Leipziger außerordentlichen Universitätsprofessors. Er war ein kluger Kopf und ein höchst gewandter und feiner Junge, aber ein wenig „Windhund“. Er hat nach Abgang von der Universität als

Mediziner ein abenteuerliches Leben geführt, hat jahrzehntelang in Ägypten praktiziert, besuchte mich später mal in Berlin, wo ich seinen Sohn behandelte, scheint dann wieder ins Ausland gegangen zu sein. Er starb einige siebenzig Jahre alt in Genf. Dort lebt noch zur Zeit (1918) ein anderer Genosse unserer Translokation, der Sohn des Grimmaer Seminar Direktors Köhler, moderner Philologe, der längere Zeit Lehrer der französischen Sprache an St. Afra in Meißen war und im Ruhestand sich in die Schweiz zurückzog.

Aus der nachfolgenden Translokation waren es drei Leipziger, alle auch in weit besseren Verhältnissen als ich: der Sohn eines Rechtsanwaltes Heinze, der gleich mir Medizin studierte, als Assistent am Jakobshospital wieder mit mir in Berührung kam (er war inzwischen forscher Korpsstudent gewesen) und dauernd blieb. Wir hatten später ein gemeinsames Arztekranzchen. Er war sehr tätig in ärztlichen Standesangelegenheiten, hatte den Sinn für Recht und Gesetz vom Vater ererbt und wurde etwa auf ein Jahrzehnt Schriftführer des Deutschen Ärztevereinsbundes und Schriftleiter des Ärztevereins-Blattes. In dieser Eigenschaft kam er einige Jahre, bis er in den Ruhestand trat, nach Berlin. Hier kamen wir aber infolge von Verfehlungen bei Besuchen und gegenseitigen Einladungen nicht in Berührung. Erst im hohen Alter haben wir brieflich die alte Freundschaft wieder erneuert.

Ferner Osterloh, der Sohn des juristischen Ordinarius in Leipzig, ein sehr kräftiger, muskulöser Mensch, tüchtiger Turner und Schwimmer, der sich schon auf der Schule zum Beruf des Offiziers vorbereitete. Er hat es auch bis zum Generalmajor gebracht, starb aber in nicht sehr hohem Alter im Ruhestand.

Endlich Göhring, Sohn eines reichen Kaufmanns, spanischen Konsuls in Leipzig, dem dortigen Patrizierstande angehörig. Er wandte sich der diplomatischen Laufbahn zu, war eine Zeitlang Attaché und später auch Gesandter, wohnte in

Holland, quittierte aber den Dienst und kehrte nach Leipzig zurück, wo er als Aufsichtsrat und dergleichen tätig war.

Mit den beiden erstgenannten verkehrte ich auch in Leipzig, wenn ich dort die Ferien bei meinen Verwandten liebster verbrachte, und wurde von ihren Eltern mehrere Male zu ganz allerliebsten Schülertänzchen mit Backfischchen, sogenannten „Lämmerhüpfen“, eingeladen, wo der Fünfzehnjährige sich natürlich für eine bildhübsche Tochter einer höheren Schule entflamnte. Sie wurde die Gattin des späteren Oberbürgermeisters Tröndlin, meines sehr verehrten Gönners und Freundes.

Es würde zu weit führen, wollte ich alle meine lieben Genossen und Freunde der Schulzeit namentlich aufzählen. Erwähnen möchte ich nur noch den Chemnitzer v. Stern, einen der besten Schüler, einen ruhigen, gefesteten Charakter, später ausgezeichneten Rechtsanwalt in Chemnitz, v. Barnewitz, späteren Präsidenten des Oberverwaltungsgerichts in Dresden, mit dem ich in Zwickau einst sehr hübsche Ferientage verlebte. Er starb 1918. Endlich Weinicke, einen schlanken munteren Burschen, mit dem ich viele Nachmittage auf der Schulmauer zubrachte, die den Schulspielplatz gegen angrenzende Gärten abschied. Er wurde Jurist, anfangs in den Schönburgischen Rezeherrschaften, und später vom sächsischen Staate übernommen. Seinen Ruhestand verbrachte er in Pirna. Ich habe ihn seit der Schulzeit nicht wieder gesehen.

Meine Gesamterinnerung an die gemeinschaftlich mit diesen Genossen verbrachten sechs Gymnasialjahre kann ich nicht als unerquicklich bezeichnen, wie das vor einigen Jahren gelegentlich einer allgemeinen Rundfrage von seiten vieler älterer Akademiker geschehen ist. Im Gegenteil steht mir diese Zeit doch im Lichte einer heiteren, sorglosen, in einer Welt idealen Flügelschlages verbrachten Lebensperiode vor dem geistigen Auge. Freilich zu den Anforderungen des späteren Lebens hatte unsere Erziehung herzlich wenig Berührungspunkte. Was

ein zukünftiger Mediziner brauchte, Einführung in die Mathematik und die Naturwissenschaften, war über die Maßen mangelhaft. Der Lehrer des Französischen war sehr langweilig und verstand es nicht, für die Sprache zu erwärmen. Im Englischen trieb ich autodidaktisch das weiter, was ich auf der Realschule gelernt. Die Erklärung der deutschen Dichter bestand in recht trockenen Erörterungen, z. B. bei der Lektüre der Schillerschen Ballade vom Taucher wurden uns die verschiedenen Methoden des Tauchergewerbes aufgetischt, in Goethes Faust wurde philologisch erklärt, in welchen Jahren die einzelnen Szenen entstanden waren; für den Goetheforscher ganz interessant, aber für uns doch nebensächlich. Er war ein guter Mensch, aber recht schlechter Musikante, der uns in die deutsche Literatur einweihen sollte. Wir lasen dafür, was uns gefiel, privatim, und hielten uns an die damals sehr beliebte Literaturgeschichte von Wilmar. Aber das alles gehörte nicht zum Kern unserer geistigen Atmosphäre: Wir lebten und webten im klassischen Altertum. Von der damaligen deutschen Gegenwart hörten wir gar nichts, der Geschichtsunterricht ging über den Dreißigjährigen Krieg kaum hinaus. — Aber in der Geschichte der Griechen und Römer waren wir ganz zu Hause. Das Zeitalter des Perikles mit seinen Dichtern und Philosophen, die homerischen Gesänge, die Tragiker, die punischen Kriege, Cäsar und Cicero, dessen Reden und namentlich Episteln interessierten uns über alles. Horaz, vom Rektor Wunder interpretiert, war unser Genuß. Diese Ideenwelt übertrug sich auch auf unser alltägliches Leben. Fast alle Beziehungen hatten lateinische Namen, die beiden Klassen ersten waren die Decurionen, der neuaufgenommene Schüler war Novex, die jedes Semester wiederkehrende Abschiedsfeier, die an einem Abend im Schlaßaal abgehalten wurde, hieß Valediktion. Der Obertertianer, der nach Sekunda aufrückte, zog ins Tal Tempe — ein anmutiges Plätzchen beim Dorfe Döben, wohin regelmäßig der erste Spaziergang nach

der Versekung ging —, um dort über den Fluß zu springen, der die „Oberlektion“ von der „Unterlektion“ trennte und dergleichen mehr.

War nun dieses Leben, das wir in unseren Entwicklungsjahren führten, in einer Phantasiwelt, in der Hauptsache im Innersten unserer Psyche abgewandt von der realen Umwelt außerhalb der Schulmauern — aber in einer Phantasiwelt, die von den erhabensten Dichtern und Denkern der menschlichen Rasse belebt war —, war dieses Leben eine frevelhafte Vergeudung wichtiger Jünglingsjahre, die auf nützlichere, für die spätere wissenschaftliche und wirtschaftliche Ausbildung weit wertvollere Studien und Arbeiten hätten verwendet werden sollen, wie das jetzt so vielfach bei Beurteilung der humanistischen Gymnasien behauptet wird? Man muß durchaus zugeben, daß eine bessere Vorbereitung in naturwissenschaftlichen Fächern, Mathematik, Physik, Chemie, auch in Geographie und moderner Geschichte, wie sie übrigens jetzt auch humanistische Gymnasien bieten, die Schüler weit gereifter und für tiefere Studien empfänglicher auf die Universität entläßt, als das bei uns der Fall war, die wirklich ganz mangelhaft vorgebildet die medizinischen und naturwissenschaftlichen Hörsäle der Universität betraten. Aber haben wir das Fehlende nicht nachgeholt, soweit wir in die Hände von guten Universitätslehrern kamen? Hat das spätere Leben weniger tüchtige Ärzte, Lehrer, Gelehrte und Forscher aus der Reihe z. B. der Fürstenschüler gezeitigt, als aus der Reihe der Realschulzöglinge? Es gibt darüber keine Statistik; es wäre immerhin interessant, über die späteren Lebensläufe von etwa fünfzig Jahrgängen entlassener Schüler aus verschiedenen Gymnasien und Realschulen eine Zusammenstellung zu machen. Daß die klassische Schulung für das naturwissenschaftliche Forschergenie vielleicht nicht den richtigen Bildungsgang darstellt, der es immerhin jahrelang auf einer Sphäre umgrenzter Ideenwelt gebannt hält, mag angenommen werden, obwohl

es schwerlich dadurch etwa unterdrückt wird. Ich will dabei nicht verschweigen, daß ich allerdings aus der Reihe der etwa 240 Schulgenossen, die ich in Grimma während meines Durchgangs durch die vier Klassen an mir habe vorüberziehen sehen, soweit mir bekannt geworden ist, nicht einen einzigen schöpferischen Kopf habe hervorgehen sehen. Massenhaft gute, bis in hohe Stellen gelangte Beamte, Pastoren, Ärzte — aber eine bahnbrechende Intelligenz ist nicht unter ihnen gewesen. Sollte die geschilderte Art der Erziehung solch göttlichen Funken erstickt, die freie Entwicklung selbständigen Denkens und Sichregens so zurückgehalten haben? Das ist doch kaum anzunehmen; vielmehr sind eben wohl die Genies so dünn gesät, daß die Zahl von ein paar hundert Jünglingen nicht ausreicht, um ein solches mit Wahrscheinlichkeit in sich zu bergen.

In meine Schulzeit fiel ein großes Ereignis: die Befreiung meines Vaters aus seiner langjährigen Haft. Meine Briefe und Notizen aus den ersten Schuljahren atmen alle die Trauer über das Getrenntsein des Vaters und die Sehnsucht nach seiner Wiederkehr. Der 29. Mai 1859 erfüllte diese. Gelegentlich der Verheiratung des Prinzen Georg wurde der Gefangene begnadigt. Ich bekam die Nachricht zunächst durch den Religionslehrer mitgeteilt, mit Beginn der Schulferien im Juli konnte ich ihn frei in die Arme schließen. Wir verbrachten diese schöne Zeit bei den Großeltern in Mühltröpp, wo der Vater zunächst in der mütterlichen Wohnung Unterkunft gefunden hatte. Das erste Zusammensein war sehr beglückend, in dem kleinen Ort lebten wir uns ineinander, viele schöne Spaziergänge und Fußtouren vereinigte die wieder zusammengeführte Familie im Genuß der zurückgegebenen Gemeinschaft. Ganz harmonisch war freilich der Verkehr nicht, denn Vater und Sohn kamen sozusagen aus ganz entgegengesetzter geistiger Atmosphäre. Ich selbst war vollständig und überzeugt von dem Geiste erfüllt, der auf der Schule herrschte, also ein ganz

strenggläubiger frommer Christ und ein völlig loyaler, auf unser Sachsen und sein Königshaus eingeschworener Politiker — wenn man diesen Zustand so nennen darf. Eine meiner ersten Fragen an den Vater war: er habe wohl den König um Verzeihung gebeten, da er begnadigt worden sei. Diese Geistesverfassung traf nun auf die völlig unveränderte, in bezug auf Politik wie auf Religion durchaus freisinnig gebliebene Weltanschauung des Vaters. Auch er war ein gut christlichgesinnter Mann, aber der Orthodoxie, die damals Sachsen völlig beherrschte, gänzlich abgekehrt. Da kam es denn nun zu recht lebhaften Diskussionen, wo die beiden Disputanten ganz ernstlich gegeneinander kämpften. Ich zog in diesen Gefechten freilich meist den kürzeren, da ich meinem Vater an Kenntnissen, Belesenheit, namentlich Bibelfestigkeit und Erfahrung nicht gewachsen war, ohne indessen ohne weiteres mich von der Irrtümlichkeit meiner Weltanschauung überzeugen zu lassen. Immerhin erhielt meine bis dahin gar nicht in Zweifel gezogene Glaubensfestigkeit und Gesinnung doch einen Stoß, und ich kehrte nicht ganz ohne Zwiespältigkeit der inneren Gemütslage in die Schule zurück.

Aber einen unschätzbaren Gewinn brachte die väterliche Rückkehr in die bürgerlichen Verhältnisse für uns alle: wir hatten nun wieder eine eigene Heimat, waren nicht mehr wie bisher, wenn die Schule ihre Pforten schloß, auf das Wohlwollen von Verwandten angewiesen, um die Ferien außerhalb der Schulmauern verbringen zu können, sondern waren sozusagen unsere eigenen Herren im Elternhause. Es lag im Ratsschluß der Geschichte bestimmt, daß die neue Heimat unserer Familie die Haupt- und Residenzstadt Dresden wurde und es bis zum Tode der Eltern blieb. Schon die Weihnachtsferien 1859/60 und ebenso alle folgenden konnte ich denn dort verleben; zwar unter höchst dürftigen Verhältnissen, namentlich im Anfang, aber unter dem Einfluß der wiedervereinten Eltern doch jedesmal von Heiterkeit und Jugend-

glanz umstrahlt. Das Erscheinen eines kleinen Brüderchens (im April 1860) gab der Familie den Zauber einer Wiedergeburt längst vergangener Zeiten, und wir fühlten uns in den engsten Verhältnissen der äußeren Dürftigkeit entrückt: im stillen, aber angeregten Verkehr daheim so gut wie auf unseren Spaziergängen in naher und ferner Umgebung des schönen Dresdens. Auch die Beziehungen zu lieben Verwandten (Jenzchs, Rohbachs, Ackermanns) und Bekannten (den politischen Freunden des Vaters) belebten unseren Kreis.

So vergingen die letzten Schuljahre in ganz angenehmer Stimmung, und am 14. September 1861 nahm ich mit einer deutschen Rede über die Verschiedenheit des griechischen und deutschen Dramas und mit erstklassigem Maturitätszeugnis Abschied von dem illustre apud Grimmam Moldanum.

Dem Vater wurde eine Verwandtenreise gestattet, die mich nach Leipzig, Zwickau, Mhlau führte, bevor ich im Elternhause die letzten Wochen vor dem Eintritt in die Universität verlebte.

Auf der Universität in Leipzig

Die Aussichten, die mein Vater mir für die Universitätsjahre eröffnete, waren freilich nichts weniger als rosig. Es mag ihm wohl selbst bei seinen noch sehr beschränkten Verhältnissen recht bange gewesen sein, wenn er sich überlegte, wie er mich durch die fünf Jahre teuren medizinischen Studiums hindurchbringen sollte. So malte er mir denn meine Zukunft nicht in den Farben eines fröhlichen, ungebundenen Studentenlebens aus — den glücklichsten in den Augen der über einige Mittel verfügenden Jünglinge —, sondern in der düstern Beleuchtung des „armen Studenten“, der eventuell die Mittel zu seiner Existenz durch Stundengeben sich selbst würde schaffen, jedenfalls aber auf alle studentischen Lustbarkeiten würde verzichten müssen. Von dem Eintritt etwa in

eine Verbindung würde natürlich bei der Dürftigkeit meiner Mittel keine Rede sein können, und gar eine „schlagende“ war durch die Prinzipien des Vaters überhaupt ausgeschlossen, der bei dem Gedanken an die studentischen Duelle in die größte Empörung geriet. — So zog ich denn keineswegs mit fliegenden Fahnen, sondern in recht gedrückter Stimmung in die Musenstadt Leipzig ein. Meine Existenz wurde dort durch alle möglichen Benefizien, deren ein armer Student theilhaftig werden kann, ermöglicht. Durch verschiedene Beziehungen erhielt ich auf drei Jahre, die auf vier verlängert wurden, Freiwohnung im sogenannten „Roten Kolleg“, einem Querhause in den Höfen eines der Universität gehörigen Häuserblocks. Auf der Westseite war dieser Hof groß und weit, und die dahingelegenen Stuben angenehmer; die mir zugedachte Behausung lag aber nach einem engen Hofe zu. Außerdem mußte man mit einem anderen Studenten zusammenhausen. Wir hatten eine Stube und eine Schlafkammer gemeinsam. Ich hatte wenigstens insofern Glück, als ich ordentliche, umgängliche Genossen bekam. Sodann hatte ich die Stelle eines Freitisches im Konvikt bekommen, einer schon vom Kurfürsten Moriz geschaffenen Einrichtung zur Speisung unbemittelter Studierender. In einem großen Saale saßen an zwanzig Tischen je zwölf Studenten und wurden gratis gespeist. Die Verpflegung glich ungefähr derjenigen, die wir in Grimma während der ersten Jahre gehabt hatten. So war für Nahrung und Wohnung in der notdürftigsten Weise gesorgt. — Die Ausgaben für das Studium wurden zum größten Teile durch Stipendien, ein Staatsstipendium, zu dem ich von Grimma aus empfohlen war, und mehrere Familienstipendien gedeckt, so daß meine Eltern in der Hauptsache nur für meine Bekleidung und meinen Unterhalt während der Ferien zu sorgen hatten. Zum „Sprügemachen“ war aber freilich keine Aussicht vorhanden, sogar die Lehrbücher konnte ich mir nicht in den neuesten Ausgaben anschaffen, sondern mußte sie in Auktionen oder

beim Antiquar in veralteten Exemplaren erstehen. Ein äußerst freudloses Dasein stand das Studentenleben vor meinen Augen.

Es wurde allerdings schließlich nicht gar so schlimm. Durch Anschluß an mehrere verwandte Familien, besonders die Vettern meiner Mutter, Adolf und Wilhelm Korbach, mit ihren guten, freundlichen Frauen und heranwachsenden Kindern, ganz besonders aber das Onkel-Tante-Paar Liebster konnte ich während der viereinhalb Jahre meines Studiums viele genutzreiche Stunden verleben. Liebsters waren seit sechs Jahren verheiratet, zu ihrer Hochzeit hatte ich als Troubadour ein Preislied zur Gitarre gesungen, und war schon während mehrerer Osterferien in ihrem hübschen Heim ein liebenswürdig aufgenommener Gast gewesen. Dort war ich recht oft wie ein Sohn im Hause der jungen, blühend schönen Frau mit ihrem biederem, trefflichen Gatten. Im Sommer bewohnten sie ein eigenes Haus in Kleinzschocher, wohin ich unzählige Male gepilgert bin, um die Sonntage und manchen stillen Sommerabend mit ihnen und vielfach einkehrenden Gästen zu verleben. Durch den Onkel, der eine schöne Bassstimme und ein feines musikalisches Ohr besaß, wurde ich schon als ganz junger Student in einen Kreis musikbegabter Sänger eingeführt, um als zweiter Tenor in einem Soloquartett zu fungieren, das ungefähr zehn Jahre lang treu zusammengehalten und köstliche Stunden und Tage verlebt hat. Es traf sich sehr glücklich, daß alle vier richtige Musikerohren hatten, und sich damit einander so anbequemten und ineinander fügten, daß ein wirklich recht feinfühliges Männerquartett entstand. Nach nicht sehr langem Verkehr sangen wir die meisten Lieder auf unseren Spaziergängen und kleinen Reisen auswendig. Der Matador des vierblättrigen Kleeblattes war Heinrich Hiersche, mit einem höchst sympathischen Bariton-Tenor begabt und durch eine unverwüßliche Laune und nie versiegenden Humor ausgezeichnet; er belebte

mit seiner prickelnden Persönlichkeit jeden Kreis, in den er trat. Er war ein durch eigene Kraft wohlhabend gewordener Kaufmann, der sich später in einer schönen Villa in einer Leipziger Vorstadt ansiedelte. Der 1. Baß wurde von Louis Ritter, einem Bruder der Frau Wilhelm Korbach, gesungen, eine etwas trockene, aber nie fehlgreifende Stimme, und ein ausgezeichneter Klavierspieler, der seinem Freund Hierſche und mir gar manches Schumanns- oder Schubertlied — vielfach auch auswendig — begleitete. Namentlich der Hidalgo, von Hierſche ganz ritterlich gesungen, erregte allüberall, wo er ertönte, bezauberten Beifall, und verschaffte dem Sänger den Beinamen des Liebes. Endlich Onkel Liebster, ebenfalls völlig sicherer Träger des vierstimmigen Gesanges. Wir gaben einmal in Aufzig bei Onkel Fridolin ein Konzert zum Besten der dortigen evangelischen Kirche, sangen im Jahre 1871 in einer lauen Sommernacht auf dem Comer See unsere deutschen Lieder, gefolgt von einem Geschwader von Zuhörern, und blieben auch, so lange wir lebten, gute Freunde. Ich bin jetzt der einzige noch übrige, war auch der Jüngste. Vor zwei Jahren habe ich den letzten, den Hidalgo, in Leipzig mit zur Ruhe geleitet — er war dreiundachtzig Jahre alt geworden.

Überhaupt bildete schon damals, eigentlich immer seit der Lehre beim Kantor Lohse, die Musik den Glanz meines Daseins. Ich hatte mir — ich glaube für zwanzig Taler — ein Instrument kaufen dürfen, einen wahren Sammerkasten, der meine ärmliche Studentenwohnung verunzierte, aber durch den ich doch immerhin ein wenig übend mit der Tonkunst in Zusammenhang blieb. Gleich bei Beginn des Studiums trat ich in den Riedelverein, einen von dem Musiker Riedel trefflich geleiteten Kirchenchor, ein, dessen Mitgliedschaft ich aber wieder aufgab, nachdem ich Sommer 1862 in den Universitäts-sängerverein der Pauliner Aufnahme gefunden hatte. Hier wurde mir neben der Pflege des Gesanges (wieder im 2. Tenor) nun auch studentisches Leben zuteil. Zwar war damals der

„Paulus“ noch keine solch geschlossene Verbindung wie er es seit dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts wurde, sondern eine verhältnismäßig, soweit studentische Begriffe in Betracht kamen, lockere Vereinigung, wo neben den „Zinken“, den nicht inkorporierten Studenten, auch Korpsstudenten, Burschenschaftler und Angehörige anderer Verbindungen aktive Mitglieder waren. Das einigende Band war eben der Gesang und sein unvergeßlicher Leiter, Langer, der nicht nur den musikalischen, sondern auch den geselligen Mittelpunkt des Ganzen bildete und zeit seiner vierzigjährigen Führung der ewig junge, lustige, auf der Kneipe wie auf den „Spritzen“ oder in den Konzerten ausdauerndste Student war und geblieben ist. So recht zum Paulus gehörig fühlte man sich erst, nachdem Langer einem das brüderliche Du angeboten hatte, das unter uns allgemeine Gebräuchlichkeit war. Schon die große Zahl der Mitglieder, zu meiner Zeit gegen hundertzwanzig, schloß es natürlich aus, daß man an jeden einzelnen sich enger anschloß. Vielmehr bildeten sich innerhalb der großen Vereinigung wieder kleine Gruppen, die dann ein enges Freundschaftsband umschloß. Ich selbst gehörte einer solchen Gruppe nicht an, weil mir alle Mittel fehlten, um an Stat-abenden, privaten Kneipereien und Naturbummeln mit obligater Einkehr teilzunehmen. An einer „Pfingstspritze“ in den Harz, die einige zwanzig Pauliner bei herrlichem Frühlingswetter unternahmen — o du schöne Welt, wie bist du so weit —, hätte ich mit Wonne mich beteiligt, die Kosten wären keine sehr großen gewesen; doch der Vater versagte mir die Erlaubnis mit dem dazugehörigen „Moos“. Immerhin gewann ich einige liebe Freunde, die es zeitlebens geblieben sind, unter anderen einen lustigen Burschen, Max Vogel, Sohn eines Leipziger Stadtrates, mit dem ich noch nach der Studentenzeit viel verkehrt habe. Unter anderem nahmen wir zusammen später französische und englische Konversationsstunden, auch war er es, der mich veranlaßte (im Jahre 1872), dem neu zu grün-

denden Bachverein beizutreten. Ferner Raumann, dessen spätere Frau einer von meinen Eltern und mir bekannten und lieben Familie Freibergs (Ulbrich) angehörte. Mit ihm, dem jetzt Einundsiebzigjährigen, führen mich, den Fünfund-siebzigjährigen, jetzt die Zusammenkünfte des Mt=Paulus in Dresden noch manchmal zusammen. Vogel starb in jungen Jahren. — Die Gesamtheit der Pauliner wurde durch die jährlichen Konzerte (mit Ball), die Gewandhausaufführungen und durch Ferianausflüge nach sächsischen Städten, die uns eingeladen hatten, vereinigt.

So brachte die Teilnahme am Paulinerverein mir manche frohe und anregende Stunde, wenn es auch nicht studentisches Leben im engeren Sinne war, das ich nicht kennengelernt habe. In den späteren Semestern verkehrte ich dann noch gemeinsam mit meinem Vetter Julius und den Grimmenser Freunden Reichard und v. Stern in einer Clique Neo-Afrania, in der namentlich der Mediziner Engel durch Geist hervorragte und so mancher sehr anregende Abend uns blühte.

Soviel über mein äußeres Leben im allgemeinen. Über Einzelerlebnisse soll später (Seite 44) noch berichtet werden.

Meine medizinischen Studien betrieb ich in den ersten Semestern mit geringem Eifer. Es lag das an den Lehrern, die mich zunächst in die naturwissenschaftlichen Fächer einzuführen hatten. Ich habe namentlich in den das Physikum (damals Baccalaureatsexamen) vorbereitenden Semestern herzlich wenig Glück mit diesen gehabt. Infolge meiner Mittellosigkeit war ich natürlich an die heimische Hochschule gebunden, und da war es gerade ungefähr bis zu der Zeit, wo ich meine Studien abschloß, mit vielen Vertretern der Hauptfächer übel bestellt. Erst dann, um das Jahr 1865, begann die Erneuerung der Fakultät unter der Ägide des verdienstvollen Ministers von Falkenstein. — In der Anatomie wirkten, als ich in das Studium eintrat, allerdings zwei hochberühmte Professoren, die beiden Weber, die durch ihre physikalisch-physio-

logischen Experimente einen Weltruf besaßen. Der ältere, Ernst Heinrich, war eine würdevolle Erscheinung mit seinem von weißem Haar umwallten, wohlwollenden und geistvollen Antlitz und sprach sehr gut und klar. Seine anatomischen Demonstrationen der inneren Organe waren eindrucksvoll und seine Belehrung im Präparationsaal anregend und zweckentsprechend. Leider las er auch Physiologie. Hier aber war er durchaus seiner Aufgabe nicht gewachsen; das merkte ich erst, als ich — schon Assistent am Krankenhaus — die Vorlesungen des Mitte der sechziger Jahre nach Leipzig berufenen Carl Ludwig hörte. — Weber brachte in die Vorlesung, die in pastorlichem Tone gehalten wurde, ein Heft mit einer Anzahl kleiner Zettelchen mit und suchte mit diesen den Inhalt seines Vortrages zusammen. Kein Experiment erläuterte die mitgeteilten Tatsachen, und diese selbst standen nicht auf der damals erreichten Höhe der Wissenschaft. Von vielen neuen Entdeckungen erfuhr man nichts oder wenigstens nicht so, daß sie in der richtigen Beleuchtung erschienen. Es war ein ungeordnetes Chaos, was man aus seiner Darstellung heimbrachte. Wir hörten deshalb daneben die Vorlesung des jungen Physiologen Brunner, der wenigstens auf dem neuen Standpunkte der Lehre sich befand; seine Spezialität war die Nervenphysiologie, die er nach Dubois-Reymond lehrte.

Der jüngere Weber, Eduard, von dem man meinte, daß er der genialere sei, und der unter anderem die berühmten Versuche über den Einfluß des Nervus vagus auf das Herz angestellt hatte, war ein kleines, schnurriges Männchen. Er war äußerst lebhaft und beweglich, stolperte in aller Eile ebenso über die Worte wie über seine Spirituspräparate, schlenkerte auf dem Präparieraal mit den Armen umher und kam öfters in die Vorlesung mit einem oder mehreren Muskelstückchen in seinen spärlichen grauen Locken. Er lehrte Knochen-, Muskel- und Gefäßanatomie und schleuderte uns nicht nur zuweilen ein Spritzchen seines Mundspeichels, sondern auch manchen

Tropfen des Präparatenalkohols ins Gesicht. Aber nichtsdestoweniger lernte man bei ihm etwas.

Jämmerlich war die Vorlesung über organische Chemie des alten Professors Kühn, genannt Combustor. Obwohl Liebig doch damals schon fast dreißig Jahre tätig war, verspürte man in ihr keinen Hauch des neuen Geistes, der von dem Gießener Laboratorium über ganz Deutschland ausströmte. Auch auf anorganischem Gebiet stand Kühn noch ganz auf dem Standpunkte von Berzelius oder vielleicht noch weiter zurück; im Laboratorium lernten wir aber wenigstens die einfachsten analytischen Untersuchungen der Metalle. Es hat mir mein ganzes Leben angehangen, daß ich solch minderwertigen Anfangsunterricht in der Chemie gehabt hatte. Ohne Laboratoriumsarbeit, zu der ich keine Gelegenheit mehr fand, holt man das Verständnis der Grundbegriffe nicht mehr nach.

Physik hörten wir bei Hankel. Er war ein guter Experimentator, und wenn er auch schon alt war, so lernte man doch die Grundbegriffe der Optik und Akustik sowie der Mechanik, der Wärmelehre usw., soweit sie sich aus dem nicht allzu modernen Standpunkte ergaben, an der Hand des Vergleichs ordentlich kennen. So konnte ich, als ich mich zum Examen vorbereitete, das große Handbuch von Müller = Pouillet mit Erfolg durcharbeiten.

Botanik lehrte Mettenius, dessen Forschungsgebiet die Farnkräuter waren, ein gründlicher Gelehrter, der uns auch in die Pflanzenanatomie und -physiologie gut einweichte, aber in der Darstellung der systematischen Pflanzenkunde mit dem gleichmäßigen Tonfall seiner tiefen Stimme entsetzlich langweilig war. Für das Examen lernte man sein Heft glatt auswendig.

Die Zoologie war fürchterlich. Böppig, der viele Reisen in den Urwäldern Südamerikas gemacht hatte, mag sich wohl infolge des Gebrauches der englischen Sprache das Reden mit festgeschlossenen Lippen angewöhnt gehabt haben; er

„nuschelte“ seinen Vortrag in einer Weise herunter, daß man kaum die Hälfte verstand und also regelrecht zu folgen gar nicht imstande war. Dort lernte man gar nichts.

Die Mineralogie war durch Naumann vertreten, einen berühmten Forscher, der auch äußerst klar und elegant vortrug. Leider war mein Interesse für die Kristallographie, die den größten Teil des Semesters in Anspruch nahm, gering, so daß ich viel schwänzte. — Mich dünkt, es wäre fesselnder gewesen, wenn wir zunächst in die konkrete Kenntnis der Mineralien wären eingeführt worden und die Theorie nachgefolgt wäre.

Der Lehrgang für den angehenden Mediziner war also größtenteils von einer Beschaffenheit, daß eine Anregung und ein Interesse für das Studium herzlich wenig geweckt wurde. Man mußte, um sich für die Examina vorzubereiten, die Bücher zu Hilfe nehmen. Auch damit war es für mich schlecht bestellt. Eine alte, beim Antiquar gekaufte Ausgabe der Hirtl'schen Anatomie und ein noch älteres Lehrbuch von E. S. Weber, endlich der Boeck'sche Anatomische Atlas, den mir der freisinnige Professor Boeck in Erinnerung an meinen Vater geschenkt hatte, als ich ihn besuchte, das waren meine Hilfsmittel in der Anatomie. Ähnlich sah es in den andern Fächern aus. Chemie wurde nach einem kleinen Lehrbuch von Hirzel traktiert, das nicht viel anders war als der Kühn'sche Unterricht. Nun, schließlich mit Hilfe fleißigen Repetierens und Auswendiglernens kam man zu dem Ziele eines wohlbestandenem Examens.

Neben den Fachlehrern hörte ich auch einige andere Kollegen: Psychologie bei Ahrens; Ästhetik bei Flade (ein „Uff“-Kolleg), ernsthafte politische Statistik bei Roscher, später ein Publikum über niederländische Malerei bei Springer — vor allem aber Deutsche Geschichte seit 1815 bei dem jungen Privatdozenten von Treitschke. Das war vielleicht das Haupterlebnis meiner ersten Semester. Diesen hochgewachsenen Mann mit dem vornehmen bleichen Gesicht, glühenden

Augen und einer trotz aller Monotonie (er war schon damals sehr schwerhörig) sonoren, tief eindrucksvollen Stimme zu hören, in dessen Organ die leidenschaftliche Teilnahme an dem Gegenstand, den er in jeder Stunde behandelte, bebte — das war ein Zauber, der jedem damaligen Zuhörer sicher unvergeßlich bleibt. Wenn er von den Verhandlungen des Frankfurter Parlamentes mit fast von Teilnahme erstickter Stimme sprach, wenn er den Charakter Friedrich Wilhelms des IV. schilderte, daß man selbst mit deprimiert wurde darüber, wie Geist und Wiß durch Willenlosigkeit schmäzlich vertan waren — jedesmal leuchtete das Bild, das er entwarf, in geradezu glühenden Farben vor uns auf. Seine Lehre hat uns die politische Richtung für einen kräftigen preußischen Staat auf die Dauer gegeben. Nachdem er am 31. Juli 1863 mit einem flammenden Hinweis auf Deutschlands verheißungsvolle Zukunft von seinem Leipziger Hörerkreis Abschied genommen hatte, um die ihm angetragene Professur in Freiburg i. Br. zu übernehmen, brachten wir betrübt, aber begeistert dem scheidenden Dozenten einen Fackelzug.

Neben meinen Studien verliefen, wie ich schon hervorhob, mir die studentischen Semester von Anfang an, trotz meiner dürftigen Lage, dank den schon angedeuteten Beziehungen in abwechslungsreicher Fülle; eine Reihe von Erlebnissen und Vorgängen der ersten Zeit will ich noch erwähnen. Das erste Wintersemester (1861/62) war dem Einleben in die neuen Verhältnisse gewidmet, wobei sich schon die verschiedenen Beziehungen anzubahnen begannen, deren Fäden sich während der folgenden Jahre immer mehr verknüpften. Einen starken Einschlag in dieses Gewebe bildete meine musikalische Begabung. Meine nicht sehr umfangreiche Stimme von nicht unangenehmem Klang eines mittleren Tenors war ja schon in der Kindheit, wie erzählt worden ist, einigermaßen geschult gewesen, und war dann auch durch einen, wenn auch nicht sehr sachkundigen Unterricht durch Kantor Böhlinger in Grimma weitergebildet worden. Ich hatte schon dort bei Festlichkeiten (Königs Geburtstag usw.) Gesänge vorzutragen gehabt. Mein sehr gutes Gehör und mein lebhaftes Temperament halfen mir dazu, die schönen Lieder von Schumann und Schubert so vortragen zu lernen, daß sie sich auch in Gesellschaft hören lassen konnten. So wurde ich in den geselligen Abenden meiner Verwandten rasch heimisch und war nicht ohne Einfluß auf ihre Belegung. Dies führte auch zu dem Eintritt in das schon erwähnte Hiersche-Ritter-Liebster-Quartett. — Neben den Familien Kobach (Adolf und Wilhelm)

und Liebster war es besonders die Familie Leopold, bei der ich sehr viel während der ersten Leipziger Jahre verkehrte. Marie, die Adoptivtochter von Dietrich-Leubner, mit der ich schon in Grimma viel verkehrt hatte, war an den Farbwarenhändler obigen Namens verheiratet, der eine muntere und freundliche, wenn auch nach keiner Richtung hervorragende Natur und ein geschickter Geschäftsmann war, als der er sich ein ansehnliches Vermögen erwarb. In dieser Ehe war ein etwas ungleiches Paar verbunden: sie eine schwärmerische und mit wirtschaftlichen Talenten wenig begabte Frau, der Gatte von derber, praktischer Art und weit entfernt von jeder Schwärmerei. Indessen fügten sich beide ineinander, und als Wirt und Wirtin waren beide durchaus lebenswürdig und sehr gastfrei. Marie war auch Musikfreundin, was zu vielen hübschen Abenden Veranlassung gab. Außer bei Leopolds war ich ab und zu Gast im Hause des gleich Adolf Korbach als Inhaber der Leubnerschen Buchhandlung in jenen Jahren zum reichen Mann sich emporarbeitenden Ackermann-Leubner. Es war ein behaglicher Haushalt; er hatte immer guten Humor, sie war eine gute, dicke, echte Bourgeoise, mit allen Hausfrauentugenden, ohne sonstige Besonderheiten. — Bei diesen Familien fanden auch während der Wintermonate größere Mittagessen und Familienbälle statt, zu denen ich geladen wurde.

Studentische feste Tage hielten Leipziger Familien vielfach ab, bei denen man entweder zu einfachem Mittagessen sich einfand oder abends bei Butterbrot und Bier verkehrte. Das erstere war beim Polizeidirektor Mezler für mich der Fall, einem wohlbeleibten, jovialen Herrn, der an langer Tafel den Vorsitz führte und uns öfters ermahnte, wir sollten es abends nicht zu toll treiben, damit wir nicht mit seinen Polizisten in Berührung kämen. Es müssen wohl Freiburger Beziehungen gewesen sein, die mich zu diesem „Freitisch“ führten. — Ein ähnlicher Abend war bei Professor Osterloh, dem Juristen. — Mit seinem Sohne war ich in Grimma zusammen gewesen und hatte schon als Schüler im Hause verkehrt. Jetzt war der Schulgenosse als Offiziersaspirant in Dresden eingetreten und war Kanonier in einem Artillerieregiment. Wir haben uns mehrfach in Dresden während meiner Ferien besucht. — An den Abenden bei Osterlohs gab es vorwiegend Juristen; die Zusammenkünfte waren zeitweilig recht anregend; dreißig Jahre später, als ich gelegentlich meiner Berufung nach Berlin mit dem Kultusminister von Seydewitz zu verhandeln hatte, erinnerten wir uns der gemeinsamen Abende.

Die Musik führte mich in den Riedelverein, wo ich die Missa solemnis und die Hohe Messe als Mitsänger kennenlernte. Gar oftmals suchte ich auch am Sonnabendmittag, nach dem Konvikt, die Thomaskirche auf, um vom berühmten Thomanerchor unter Leitung des damaligen Kantors Moritz Hauptmann die Bachschen Motetten emporrauschen zu hören. Ein eigentliches Verständnis Bachs blieb mir aber in

jenen Zeiten noch gänzlich versagt. Ich lebte in Haydn und Mozart und den Romantikern; die Symphonien von Beethoven lernte ich auch erst eine Reihe von Jahren später durch Vierhändigspielen recht verstehen. Immerhin wurde der Sinn für gute Musik mehr und mehr geweckt.

Denn auch im Paulinerverein wurden fast ausschließlich die bessere Männergesangsliteratur von Mendelssohn, Schumann, Gade u. a. gepflegt, und im Gewandhaus, wo wir in allen Vokalaußführungen mitzuwirken hatten, war ja die Musik immer eine ernste Sache.

Wie schon erwähnt, war ich im Mai 1862, in meinem zweiten Semester, in diesen studentischen Gesangverein aufgenommen worden, und gleich das erste Sommersemester brachte diesem zwei sehr anregende große Feste. Im Juli war sein vierzigjähriges Bestehen zu feiern, was denn unter mehrtägigen Festlichkeiten, Kirchenkonzert, weltlichem Konzert, Ball und Kommers, geschah. Unter dem reichen Damenflor befanden sich zwei allerliebste Gäste aus Freiberg, die schon von früher bekannten Töchter Ulrich, deren jüngste, die blühende, nettsche Blondine Betty, mehrerer Studenten Herz entflammte. Und zu Beginn der Universitätsferien im August folgte der Verein einer Einladung zu einer Sängerfahrt nach Annaberg. Da gab es denn für die Bewohner und Bewohnerinnen der alten Bergstadt viel Lust und Kurzweil in Gestalt eines geistlichen und weltlichen Konzertes, dem ein Ball folgte und ein Festzug der mit blauen Mützen geschmückten Studios, denen die Chargierten im Wachs mit der Fahne voranzogen. Es gab immer besonders stattliche und große Gestalten unter den jungen Sängern, das waren die Matadore; aber auch das weniger schöne und große Geschlecht der Masse tat sich weidlich wohl bei den freundlichen Wirten, wo es einquartiert war, besonders wenn neben dem reichgedeckten Tisch auch ein hübsches Töchterlein zugegen war. Ich als Mediziner war bei einem Arzt des Ortes einquartiert. (Übrigens war die ganze

mehrtägige Festfahrt auch durch einen jungen Arzt, einen gewesenen Pauliner, Dr. Stieler, in die Wege geleitet worden. Ich bin ihm später, im beiderseitigen Ruhestande, nähergetreten, den er als Medizinalrat, früherer Bezirksarzt in Blasewitz, ich in Loschwitz zubrachte. Er war ein biederer und treuer Besucher der Dresdner Filiale des Alte-Herren-Paulus, nebenbei ein trefflicher Musikant. Wir saßen in den Übungsabenden des Dresdner Tonkünstlervereins nebeneinander. Im Frühjahr 1918 haben wir den Zweiundachtzigjährigen begraben. Sein Bruder, Jurist, war ein lieber Sangesgenosse meines Jahrgangs.)

Von Annaberg aus machte ich zusammen mit Stecher, einem medizinischen Sangesgenossen, eine Tour durch das Böhmerland über den Fichtelberg und Joachimstal nach Karlsbad, wo wir meine Mutter, die mit Tante Dietsch zur Kur dort weilte, besuchten. Dann über Schlackenwert und Kommutau, Brüx und Ossegg nach Teplitz; hier trennten wir uns. Ich fuhr nach Aussig, wo ein Stelldichein von Liebster, Hiersche und Ritter zu einer Quartettfahrt stattfand. Eine Reihe lustiger Tage verlebten wir Ende des Monats, Liebster und ich als Gäste bei Onkel Fridolin. Touren nach Tschernossigg, den Rosenberg, auf die Wostrey wurden unter manchem vierstimmigen Lied unternommen.

Am 28. August traf ich in Dresden auf dem Bischofsweg ein. Dorthin war ich mit den Eltern um die Jahreswende 1861/62 übergesiedelt. Es war ein frei am Rande der Stadt gelegenes Haus, nahe am Prießnitztale, wo wir Platz für Fremdenbesuch hatten. So zog Tante Therese mit ihrer kleinen Laura bei uns ein, um noch einige Zeit mit uns zu verleben. Nun kam auch Mutter aus Karlsbad zurück, und wir verlebten einige schöne Tage, während deren auch von Dresden aus noch einmal eine lustige Quartettfahrt unternommen wurde. Hiersche, Ritter und Liebster kamen von Leipzig, wir trafen uns in Röhlschenbroda, und es ging zunächst am Vor

mittag hinauf nach dem Paradies, wo schon die Kehlen ihre Arbeit leisteten. Mittags wurde in Dresden im Italienischen Dörfchen gespeist, und dann fuhr die ganze Gesellschaft, Eltern und Tante eingeschlossen, nach Pillnitz. Am Abend sangen wir an der Burgruine das Goethesche Abendlied in der bekannten Komposition von Kuhlau; der Gärtner der Anlagen stand dabei, nahm sein Käppchen ab und faltete die Hände. Endlich gab es im Linkeschen Bade noch einen Sängerkampf. Vor dem Auseinandergehen war dort eine letzte Tafelung, als in einer Ecke des großen Saales auf einmal ein Männergesang sich hören ließ. Hier siehe: „Da müssen wir uns auch hören lassen“, und rein und voll erklang aus unseren vier Kehlen das Wanderlied „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“. Das war denn ein ander Bild; riesiger Beifall. Unser Konfurrent schwieg, und wir gaben eine Art kleines Konzert.

Damit schlossen die Sangesfreuden des Herbstes. In dem Stadtteil, den wir bewohnten, herrschte verbreitet das Scharlachfieber, und schon am 2. September erkrankte die kleine Laura bei uns; Schwester Cili war schon vorher an nicht erkanntem Scharlach ein paar Tage krank gelegen; ich bekam selbst bald nachher eine schwere Angina, wohl auch eine Scharlachinfektion.

Im Oktober gings zunächst noch einmal nach Freiberg zu ein paar schönen Tagen bei Ulrichs mit der blonden Betty und Sturms, dann nach Leipzig.

Im Jahre 1863 waren die ersten Examina zu bestehen. Die damalige Regelung der medizinischen Examina war eine reichgegliederte. Zuerst war eine anatomische Prüfung zu bestehen, wobei ein Präparat zu liefern und mündlich über die anatomischen Kenntnisse Rechenschaft abzulegen war. Diese erledigte ich im Februar des genannten Jahres. Dann begannen die Vorbereitungen für den Baccalaureus, jetziges Physikum. Sie nahmen neben den zum Teil in Wiederholung gehörten Kollegien das ganze übrige Jahr in Anspruch bis zum Dezember,

wo ich mich auch dieser Prüfung, die Physik, Chemie, Botanik, Physiologie und Mineralogie umfaßte, mit der ersten Zensur entledigte.

Um die gleiche Zeit hatte ich mich zum Militärdienst zu stellen und wurde wegen „allgemeiner Körperschwäche“ nicht ausgehoben. Es bestand damals in Sachsen die allgemeine Wehrpflicht noch nicht.

Von besonderen Erlebnissen brachte das Jahr die beiden großen Feste in Leipzig: das große Deutsche Turnfest in der ersten Augustwoche und die fünfzigjährige Feier der Leipziger Völkerschlacht im Oktober. An beiden Festen beteiligte sich der Paulinerverein in Aufführungen selbsttätig. Es waren zwei die Gesamtheit der Bevölkerung mächtig erregende Ereignisse, das Turnfest jugendlich brausend, mit der Masse der fremden Scharen aus ganz Deutschland, eine große Verbrüderung bedeutend: besonders herzlich wurden die Wiener, die Tiroler und die Schleswig-Holsteiner begrüßt. Auf der großen Festwiese hielt Treitschke die Festrede zum letzten Male von den Leipzigern bejubelt. — Vater und zwei Onkels kamen auch auf einen Tag, alte Erinnerungen an das Erwachen der Turnerei im Vogtland feiernd.

Das zweite Fest hatte einen mehr ernstern Charakter; mit Ehrfurcht wurde der noch recht lange Zug der Veteranen begrüßt, die vor fünfzig Jahren mitgekochten hatten in dem ungeheuren Ringen für Deutschlands Befreiung von der Fremdherrschaft.

Die Politik nahm auch unter uns Studenten in diesem Jahr ein steigendes Interesse in Anspruch; es war die Zeit des Konflikts im preußischen Abgeordnetenhaus: Alles war voller Wut und Empörung über Bismarcks schroffes Auftreten — wengleich doch schon damals eine gewisse scheue Achtung vor der Wucht und Energie seiner Persönlichkeit sich im Hintergrunde des Hasses verbarg, den man gegen ihn empfand.

Im Jahre 1864 begann der Besuch der Kliniken. Schon vorher hatte ich nach Erledigung des Baccalaureus-Examens unter des pathologischen Anatomen E. Wagners Leitung mich für diesen Teil der praktischen Medizin besonders interessiert. Ich bekam zur Belohnung für das gute Examen fünfundzwanzig Taler zur Anschaffung eines Mikroskopes; Belthle in Wehlar lieferte ein solches mit sehr guten, noch jetzt nach fünfundfünfzig Jahren durchaus brauchbaren Linsen, und mit dem Gebrauch dieses Instruments wurde ich bald vertraut und arbeitete in dem — noch äußerst primitiven — Raum des kleinen Nebenzimmers des Sektionssaales. Dieser befand sich unter dem chirurgischen Operationssaale! Man kann sich die Erfolge der Chirurgie vorstellen. Wir waren gar nicht verwundert damals, wenn eine einfache Abzjeköffnung mit pyämischem Tode endigte. Ich habe später meine Untersuchungen über das pyämische Fieber an dem Krankengeschichtsmaterial dieser Klinik unter Professor Günther anstellen können.

Schon im Herbst 1864 war ich aber soweit in pathologischer Anatomie bewandert, daß ich vierzehn Tage lang die Sektionen für den abwesenden Professor Wagner machen durfte.

Von Klinikern hörte ich — zunächst auscultando — die chirurgische des Professors Günther und die interne von Wunderlich. Günther war ein „gemüthlicher“ Lehrer, der gern ein Späßchen machte, auch ein guter Kenner der Anatomie und guter Lehrer der kleinen Chirurgie, sowie der Knochen- und Gelenkkrankheiten. Große Operationen bekam man nicht viele zu sehen.

Tiefen Eindruck machte aber die Persönlichkeit und Lehre Wunderlichs. Ein hochgewachsener Mann von eleganter Gestalt und einem bedeutenden Gesicht, besaß er eine glänzende Beredsamkeit, womit er uns hinriß und über manche nach dem Tode nicht bestätigte Diagnose hinwegtäuschte. Er lebte in den Traditionen der klassischen französischen Kliniker der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die er in Paris Ende des

4. Jahrzehnts eifrig gehört hatte, und übte deren Methode einer sehr gründlichen Untersuchung des gesamten Menschen bei jeder auch örtlichen Erkrankung, immer die konstitutionelle Schädigung durch die Krankheit scharf in den Vordergrund rückend. Das große, noch heute bedeutende Lehrbuch von sieben Bänden hatte er bereits verfaßt und verfügte über eine ganz ausgebreitete Kenntnis der Einzelheiten. Dabei stand er ganz auf dem modernen Standpunkt einer gründlichen Bewertung der neuen Forschungen über Physiologie, pathologische Anatomie und Krankenuntersuchung mittels der physikalischen Methoden; auch die chemischen Untersuchungen am Krankenbette wurden nicht vernachlässigt, während er allerdings dem Durchdringen krankhafter Prozesse mittels chemischer Methodik, wie sie zu jener Zeit unter Frerichs Einfluß sich entwickelte, fernstand. Aber alle genannten Eigenschaften bewirkten es, daß wir von seinen klinischen Vorlesungen begeistert waren. Sie bestanden in einer Visite von Bett zu Bett, wobei die früher besprochenen Kranken immer wieder gezeigt wurden und ein neuer Kranker immer den Gegenstand des Hauptvortrages bildete. Wenn er den Sektionsbefund eines Herzkranken besprach und dabei die Veränderungen in der Gesamtleistung des Organismus mit lebhaften Farben schilderte, oder wenn er die Typhuskurve erläuterte, da stand die Zuhörerschaft andächtig lauschend um ihn her. Eine Glanzleistung seines Tiefblickes lieferte er gleich in dem ersten Sommersemester 1864, als ich als Neuling die Klinik besuchte. Bald nach dem Beginn des Semesters kamen rasch hintereinander zwei Todesfälle eitriger Entzündung der Gehirn- und Rückenmarkshäute zur Beobachtung. Am Tage nach der Sektion des zweiten las uns Wunderlich die Schilderung eines in Straßburg von Courdes bei den Rekruten der dortigen Garnison beobachteten Epidemie von Zerebrospinalmeningitis vor und sagte das Vorkommen weiterer Fälle, den Eintritt einer gleichartigen Epidemie voraus — einer bis

dahin ganz unbekanntem Krankheit. Die Prophezeiung trat ein, der Sommer 1864 war in der That durch das erste Auftreten der Kopfgenickstarre in Leipzig gekennzeichnet.

Am Schluß des Sommersemesters pflegten die Kliniker eine Festlichkeit in Gestalt eines Vogelschießens zu veranstalten, wozu die Professoren eingeladen wurden, um Geschenke mit kleinen Anzüglichkeiten zu erhalten. Da wurde jene wissenschaftliche That Wunderlichs denn auch verherrlicht, allerdings mit ein paar kleinen Stichen über danebengegangene Diagnosen; ich selbst hatte das Gedicht „mit anapästischem Schwunge“ verfaßt. Ich ahnte damals nicht, daß ich zu dem verehrten Manne in so nahe Beziehungen treten würde, wie es später der Fall war.

Während der Universitätsferien war ich schon seit dem Herbst 1862 in nähere musikalische Berührung zu einer trefflichen, edlen und liebenswürdigen Verwandten, der Tochter meines Großonkels, Julia Jenzsch, getreten, die, in bereits etwas vorgerücktem Alter, eifrige Singstudien trieb, obwohl ihre Stimme nur klein und von mäßigem Wohlklang war. Aber sie füllte damit leere Stunden aus, und bei allem, was sie trieb, war sie mit ganzer Seele dabei. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, meine Stimme methodisch auszubilden, und führte mich zu diesem Zweck auch ab und zu ihrem eigenen Lehrer (Mäke) zu. In der That hat sie mir sehr genützt, in Tonbildung, Atemführung usw. mich zu vervollkommen. Auch zu hübschen Touren in Dresdens Umgebung und zu schönen Opernaufführungen im Hoftheater nahm sie mich vielfach mit. Wir blieben mehrere Jahre in freundschaftlichem Konnex, bis das Aufhören der Universitätsferien nach Beendigung meiner Studien diesem Verkehr ein Ende machte.

Anfang Oktober des Jahres (1864) fand die Hochzeit meiner Schwester Cili mit dem Philologen (damals Lehrer am Zwickauer Gymnasium) Theodor Vogel, einem häßlichen, aber sehr geistvollen Manne (dem späteren Ministerialreferenten für

höhere Schulen in Dresden) statt. Sie gab zu einer besonders innigen Vereinigung der Familie am Polterabend und Festmahl Anlaß. Für mich war der gelegentlich der Polterabend-aufführungen entstehende nähere Verkehr mit den jungen Mädchen, die damals als Pensionärinnen im elterlichen Hause aufgenommen waren, die Quelle einer schon länger im Stillen entwickelten ernstern Neigung zu einer dieser Damen, einer stillen, lieben Erscheinung, Marie Macht aus Zeulenroda. Ich erfuhr später durch meine Schwester, daß meine Neigung nicht unerwidert geblieben war; aber damals wagte ich nicht, noch ohne jede Aussicht auf selbständige Stellung, mich zu erklären. Sie verließ um dieselbe Zeit unser Haus. Zwei Jahre später suchte ich sie in Zeulenroda auf, wurde aber nur einen kurzen Moment mit ihr allein gelassen, wo ich noch immer den Mut nicht fand, sie zu fragen. Wenige Monate nach meinem Besuch bekam ich die Nachricht von ihrer Verlobung mit einem Zeulenrodaer. Aber auch dieser sollte sie nicht besitzen. Sie starb als Braut an einer Blinddarmentzündung.

Das Jahr 1865 verlief unter eifriger Fortsetzung der praktischen Studien in den Kliniken. Auf der chirurgischen Klinik war ich vom Sommer 1864 bis Herbst 1865 als Protokollant und später als studentischer Assistent angestellt. Dort lernte ich kleine Chirurgie und wurde fertig im Anlegen von Bandagen. Herbst 1864 bis eben dahin 1865 wurde die Augenklinik unter Ruete besucht, und vom Frühjahr 1865 an die geburtshilfliche Klinik. Im Sommer 1865 machte ich die klinische Prüfung, die etwa acht Tage dauerte, und im Oktober die pathologisch-anatomische Prüfung, sie wurde von Wagner und dem Professor Boë abgehalten. Ersterer erteilte mir die erste Zensur; Boë schien nicht recht zufrieden zu sein; er meinte, ich würde wohl eher mal Professor als praktischer Arzt werden. Er hatte mich mit seinem berühmten diagnostischen Blick durchschaut, obwohl ich damals von dem Urteil überrascht war und mich ungerecht beurteilt glaubte.

Schon im Dezember 1865 begann der wichtigste Abschnitt des Gesamtexamens, die vier- (bei mir wegen ungeraden Eintritts fünf-) wöchige Prüfung in der internen Klinik. Bevor man aber zum Kurs zugelassen wurde, hatte man erst in der Abfassung zweier ausführlicher Krankengeschichten über vorher zugeteilte innerlich Kranke seine Befähigung klinischen Urteils darzutun. Dies erledigte ich im genannten Monat, um im Januar 1866 bis in die erste Woche des Februar mit vier Genossen die Prüfung abzuleisten. Jeden Abend hatten wir uns während dieser Wochen im Krankenhaus einzufinden und die vollständigen Aufnahmen neu eingetretener Kranker vorzunehmen, die uns von den Assistenten überwiesen wurden. Wo neue Kranke nicht vorhanden waren, mußte man neue Aufnahmen bereits länger auf den Stationen chronisch Kranker liegender schwierigerer Fälle machen. Jeden Vormittag hatten wir während der Klinik vor versammeltem Volke über die Vorkommnisse Rede zu stehen. Es war ein langes Spießrutenlaufen. Ich hatte das Glück, an einem neu aufgenommenen dunklen Fall die damals noch nicht vorgekommene Diagnose einer akuten Osteomyelitis zu machen, der Wunderlich beitrug, um einen Vortrag über diese neuerlich erst beschriebene Krankheit anzuschließen. Ich hatte auf der chirurgischen Klinik als Protokollant einen Fall gesehen. Die Sache machte bei meinen Examensgenossen und den Klinikern ziemliches Aufsehen.

Im übrigen verlief die letzte Studentenzeit ohne besonders hervorragende Erlebnisse. Sehr angenehm war es mir, als die Zeit der Freiwohnung im Roten Kolleg, im Frühjahr 1865, abgelaufen war und ich eine hübsche Stube in einer vorstädtischen Straße, mit Blick ins Grüne, beziehen konnte. Es war das erste Studienjahr meines Bruders Hermann, der es durch die materielle Hilfe seiner Pflegeeltern Dietrich in Bonn verbringen durfte, um bei den Professoren Faber und Ritschel Philologie zu studieren.

Anfang des Jahres 1865 wurde ich im Paulinerverein zum Sekretär, d. h. damals studentischen Vorsitzenden (neben Langer, dem musikalischen Direktor), gewählt und bekleidete dies Amt, wie mir am Schluß gesagt wurde, zur Zufriedenheit der Kommilitonen, bis in den Herbst des Jahres. Dann legte ich es wegen der sich häufenden Arbeit für die Prüfungen nieder. Die Prüfung in der Augenheilkunde war uns im Sommer 1865 wegen langwieriger Erkrankung des Professor Ruete erlassen worden. An die Prüfung bei Wunderlich schloß sich im Februar und März die geburtshilfliche Prüfung und unmittelbar danach die gerichtsarztliche. Endlich Ende April 1866 bestand ich das Examen rigorosum, das die Prüfungen abschloß. Die Erlaubnis zum Praktizieren wurde aber damals erst erlangt mit der Promotion zum Doktor der Medizin, die sich für mich um fast ein Jahr verschob, da ich zunächst zu meiner weiteren Ausbildung reisen durfte.

Noch eines ernsten und traurigen ersten Erlebnisses praktischer Tätigkeit muß ich erwähnen. Ich war am Heiligen Abend 1865 eben bei den Eltern daheim eingetroffen, als mich eine Depesche Liebsters nach Leipzig zurückrief. Um jene Zeit war es, daß von Nordwesten herkommend, die Diphtherie ihren Einzug in Sachsen hielt und ungefähr gleichzeitig in der Umgegend von Dresden an der Elbe und in Leipzig auftrat. Eines ihrer ersten Opfer sollte Laura Liebster, das lebenswürdige, blühende Kind, sein. Schon am 23. Dezember, als ich meinen Abschiedsbesuch bei Liebsters machte, klagte das Kind; ich mußte ihr in den Hals sehen und fand ein verdächtiges Aussehen, so daß ich riet, gleich den jungen Dr. Wagner, Bruder des Professors, ihren Hausarzt, zu benachrichtigen. Dieser hielt die Sache am ersten Tag nicht für erheblich, aber schon am nächsten Tage zeigten sich ausgebreitete Membranen, und die Krankheit nahm ihren furchtbaren Verlauf. Am vierten Tag war der Krupp ausgebildet, das Kind warf mehrfach Ausgüsse der Trachea und Bronchien aus, aber immer bildeten sich die

Exsudate von neuem, die Tracheotomie am 27. Dezember brachte nur kurze Erleichterung, am 28. Dezember verschied das sehr geliebte Kind. Ich hatte Tag und Nacht bei ihm zu wachen, mußte die Behandlung, die Inhalationen, die Ernährung überwachen. Diese erste erschreckende Erfahrung ärztlicher Tätigkeit erschütterte mich schwer, ich kehrte mit einem Magenkatarrh wieder nach Dresden zurück, der mich auch durch die ganze interne Prüfung nicht verließ. Trotzdem hielten wir Kursisten jeden Abend unsere Zusammenkünfte im „Kaffeebaum“, wo bei schwerem Tucher'schen Bier die Ereignisse des Tages besprochen wurden — was mir gar nicht schlecht bekam.

Studienreise nach Wien 1866

Nach der glücklichen Erledigung aller Prüfungen wurde mir von meinen Eltern das Geschenk einer weiteren Ausbildungsmöglichkeit durch eine auf das Sommersemester berechnete Reise nach Prag und Wien zu den dortigen berühmten Klinikern und zum eingehenderen Studium gewisser Spezialfächer, wie Haut- und Geschlechtskrankheiten, Kinderkrankheiten, gemacht. Es geschah das mit Rücksicht auf meinen Plan, mich der praktischen ärztlichen Tätigkeit zu widmen, dem ich besonders mit Rücksicht auf meine Absicht, bald eine Braut heimzuführen, eifrig nachhing. Zunächst war mir allerdings eine Assistentenstelle an der chirurgischen Klinik bei Professor Günther (an Stelle Jakobis, des späteren Generalstabsarztes der Armee) in Aussicht gestellt, aber auch diese sollte nur einer besseren Ausbildung für die Praxis gewidmet sein. Es sollte ganz anders kommen.

Als ich Anfang Mai meine Reise antrat, war, wenigstens im Kreise des nichtzünftigen Bürgertums, noch kein Zeichen eines drohenden Krieges wahrzunehmen. Allerdings fiel mir schon das Einrücken zahlreicher Reservisten mit dem Bahnzuge nach Prag und namentlich nach Wien auf. Noch aber lag

Friede auf den großen Bevölkerungszentren und gingen die Professoren ihrer beruflichen Tätigkeit in Ruhe nach. Und frohgemut hatten wir unsere, ganz neuen Zielen zuführende Reise angetreten. In Prag nämlich traf ich mit einem Studien- genossen, der wie ich eben fertig geworden war, namens Gebhardt, zusammen und reiste mit ihm gemeinsam. In Prag selbst hielten wir uns nur einige Tage auf und besuchten die Kliniken des Internisten Halla (Jaksch hatten wir verschlafen), des Chirurgen Blashina und des Gynäkologen, sowie das Kinderspital, wo Kaulich dozierte. Beim pathologischen Anatomen hörten wir eine Vorlesung über Perikarditis sehr klar und erschöpfend.

Im übrigen widmeten wir uns den Sehenswürdigkeiten Prags, seinen Kirchen, Palästen (Wallenstein, Chun, Gallas u. a.), dem Gradschin usw. Ein deutscher Führer erklärte uns alles. Ich füge hinzu, daß damals noch nichts von dem späteren widerwärtigen Benehmen der tschechischen Bewohner und Studierenden zu merken war; die Kommilitonen, die uns in den Krankenhäusern zurechtwiesen, waren von großer Zu- vor- kommenheit und Gefälligkeit.

Am 4. Mai kamen wir in Wien an. Ich fand bald ein kleines, nettes Zimmerchen, in der dem Allgemeinen Krankenhaus nahen Hofergasse, bei einem jungen Ehepaar. Am 6. Mai ging's nach den Kliniken. Hier interessierte mich vor allem Oppolzer, dessen diagnostische Kunst mich öfters sprachlos machte. Mit einem ruhigen, etwas knenkigen Vortrag seines hohen Organs begann er mit der Untersuchung, meist sofortiger Erkennung poliklinischer Kranker, die im großen Krankensaal seiner Ab- teilung aufgereiht standen. Schon dabei fiel seine souveräne Art der Durchschauung jedes einzelnen Falles auf. Er hatte ein ganz eminentes Gedächtnis; jeder früher gesehene Fall stand mit absoluter Deutlichkeit in seinem Gehirn; dies und eine Gabe rapider Kombination ermöglichte ihm die unglau- blichste Sicherheit. Aber auch seine Kenntnisse waren erstaun-

lich; gelegentlich einer Neuralgie des Armes bei einem Lehrer, den er zum ersten Male sah, schilderte er uns den Verlauf jedes einzelnen Nerven des Armes mit allen Zweigen und Zweiglein. Nach der rasch abgemachten Poliklinik ging's ans Krankenbett. Auf einen neu aufgenommenen Kranken hatte er eben einen Blick geworfen, als er bemerkte: da haben wir einen Patienten im zweiten Stadium des Morbus Brightii (Schrumpfniere); in einem andern Falle hatte er eben den Leib des Kranken aufgedeckt und berührt, als er äußerte: da hat uns der Kollege vom Lande einen schönen Leberechinokokkus geschickt. Natürlich war alles hinterher sehr eifrig darauf bedacht, in Erfahrung zu bringen, ob denn solche Augenblicksdiagnosen auch richtig waren. Es stimmte aber regelmäßig. Aber zuweilen war ihm auch ein Fall nicht ohne weiteres klar. Dann hatte er eine bewundernswerte Unermüdlichkeit, nicht zu ruhen, alle möglichen Experimente anzustellen, bis er die Sache heraus hatte. Z. B. gelang es ihm, durch Untersuchung des Erbrochenen, durch Färbungen der Nahrung, durch gefärbte hohe Klistiere und andere ähnliche Manipulationen bei einem Fall von chronischem Kotbrechen die Diagnose einer Kommunikation des Magens mit dem Querdarm zu stellen. Triumphierend brachte er eines Tages nach dem Tode des Kranken das Präparat, das die Diagnose bestätigte. Er hatte die Sektion noch am Altar bei der Bestattungsfeier von den Angehörigen erkauft. Amüsant war es, wie während der früh 7 Uhr beginnenden Klinik alle Augenblicke Boten von Ärzten und Patienten kamen, die um Konsultationen baten. Da hieß es denn: $\frac{1}{2}11$ Uhr, 11 Uhr, $\frac{1}{2}12$, 12, $\frac{1}{2}1$, 1 Uhr; aber wenn immer noch mehr Wünsche kamen: $\frac{3}{4}11$, $\frac{1}{4}12$, $\frac{3}{4}12$ usw. Die Raschheit des großen Diagnostikers bewährte sich so auch in der Konsiliarpraxis.

Weit weniger imponierend waren die Kliniken des Chirurgen Dumreicher und des Gynäkologen Braun, die ich nach einmaligem Besuch nicht weiter berücksichtigte. Dagegen waren

von hohem Wert und äußerst lehrreich die Kliniken von Hebra über Hautkrankheiten und von Sigmund über Syphilis. Hier habe ich einen dauernden Grund für meine ganze zukünftige Tätigkeit auf diesen Gebieten gelegt.

Ebenso war Widerhofer, eine jugendliche, frische Erscheinung — dem ich später als sein Spezialkollege freundschaftlich nahetreten sollte —, ein anregender Kliniker, doch kam er nur sporadisch, da er als kaiserlicher Leibarzt vielfach abwesend sein mußte. Skoda, den berühmten Fortbildner der physikalischen Diagnostik, mit einem etwas verhußelten, aber höchst ausdrucksvollen Gesicht, hörte ich vorübergehend; er war aber wenig anregend.

Auch den sächsischen Landsmann, Professor Hering, bei dem ich schon in Leipzig über mikroskopische Histologie gehört hatte, suchte ich in seinem Laboratorium auf, wo er, an Ludwigs Stelle als Professor der Physiologie berufen, an dem militärärztlichen Institut der kaiserlichen Josefs-Akademie wirkte. Ich versuchte auch bei ihm zu arbeiten, über die Lymphgefäße der Niere, über das Epithel des Frostmagens; es wurde aber nichts Rechtes daraus.

Natürlich wurde der schöne Mai auch benutzt, um die Kaiserstadt mit ihrer schönen Umgebung, dem reizenden Wiener Wald, kennenzulernen. — Wien war damals noch die behagliche Residenz des frohen Lebensgenusses, auch für die Mittelklassen, die es mit beschränkten Mitteln bei nicht teurem Leben sich wohlsein ließen. Die Bedürfnisse nach Luxus waren in den Kreisen, wo ich verkehrte, gering, auf Wohnung und Kleidung wurde kein großes Gewicht gelegt, wohl aber auf eine gute Verpflegung. In den Gasthäusern konnte man eine solche mit vorzüglichem Rindfleisch, trefflichen Suppen und Mehlspeisen, gutem Bier und billigem Wein haben und brauchte dabei noch keinen Gulden springen zu lassen. Dabei hatte man doch teil an dem Hochleben der vornehmen Kaiserstadt, dessen Vertreter man bis zum Fronleichnamsfeste, Ende

Mai, täglich im Prater in ihren vier- und sechspännigen Equipagen beobachten konnte. Und der Hauch einer großen Vergangenheit lag allerorten auf den prachtvollen Palästen der Magnaten, die überall durch die Stadt zerstreut lagen, auf den weiten Bastionen, die die alte Stadt umgaben, auf dem herrlichen Stephansdom und seiner Umgebung. Liebliche Aufenthaltsorte boten die stillen Waldtäler des Waldes, die hüschligen Dörfer, zum Teil noch völlig ländlichen Charakters, wie Weidling am Bach, Mödling in der Brähe, Heiligenstadt mit den Beethovenerinnerungen, Dornbach, Nußdorf und wie sie alle heißen. Unvergeßliche Erinnerungen knüpfen sich mir an alle die lieben Gegenden.

Auch die Theater wurden fleißig besucht; die Oper, ebenso das Burgtheater noch in den einfachen alten Häusern, sowie die Vorstadttheater, namentlich das an der Wien mit seinen Prachtausstattungen der „schönen Helena“ und andern Stücken, das Karltheater mit seinen famosen Komikern, und der Gallmeyer, der „fischen“. — Da hörte ich den Tenoristen Walter, die Dufmann mit ihrer Prachtstimme, den Bassisten Beck. Auch ein paar Vorstellungen einer vorübergehend anwesenden italienischen Oper mit der Artôt, dem Tenoristen Calzolari, dem Baritonisten Everardi und dem Bassisten Zacciai besuchte ich, wo ich einen Begriff vom italienischen Belcanto bekam, wie ich ihn in diesem Zusammenspiel nie wieder genommen habe.

Auch einen angenehmen Familienanschluß fand ich in Wien. Der Vater meiner Heubner-Großmutter Jenzsch war im Jahre 1797 aus Schwarzenberg nach Wien verzogen, seine Gattin Philippine und deren Tochter Friederike waren ihm im Jahre 1800 dahin gefolgt, und so hatte sich eine Wiener Linie des Stammes, dem meine Großmutter entwuchs, gebildet. Diesem Stamm gehörte die Frau des an der Südbahn als Beamten angestellten Schäfer an; das Ehepaar war schon in etwas vorgerücktem Alter, hatte aber die echte

Wiener Leichtlebigkeit und Frohsinn. Er war alter Soldat und hatte zunächst etwas Barsches in seinem Wesen, aber er taute meiner Lustigkeit gegenüber auf und wurde höchst vergnügt, sang sogar noch ein paar Wiener Volkslieder zum Klavier. Sie eine gute, treuherzige Frau, die den warmen Ton in den Familienverkehr brachte. Sie hatten einen Sohn, der zur Zeit als Eisenbahningenieur von Wien abwesend war, den Franzl. Ich habe ihn später als tüchtigen und ebenso gemüthlichen Mann kennengelernt, der eine gute Laufbahn durchgemessen hat, zuletzt Ministerialreferent in Wien war und als solcher in den Ruhestand trat. Eine Adoptivtochter Schäfers war an einen Herrn Härfner verheiratet, einen nicht weniger lustigen Herrn, der gut in den Kreis paßte. Dieser wurde noch durch die Familie Kyffel verstärkt, eine verwitwete Schwester der Frau Schäfer mit zwei Söhnen und einer Tochter; der eine Sohn war in einer Maschinenfabrik angestellt, ein netter, junger Mann, ein richtiger „Schlanfl“, mit dem ich auch außerhalb des Familienkreises öfter verkehrte; der andere war nicht in Wien; die Tochter Betty war ein sehr hübsches Mädchen mit glänzenden, schwärmerischen Augen und sehr zutulich zu mir; endlich lernte ich auch die Braut des Franzl kennen, Sidonie, die auch zum Kreise gehörte. Ich war gern in ihm gesehen und verkehrte sowohl in der Stadt wie in ihren primitiven Sommeraufenthalten wiederholt in dem Kreise, wo es immer vergnügte Gesichter und Gesang aller Art gab. Auch eine Landpartie machten wir gemeinsam, an der mit voller Hingebung mich zu beteiligen ich leider durch ein Zufalls-Unwohlsein verhindert war.

Nach den Landstrefereien versammelten wir uns des Abends in dem Gasthof zur Deutschen Eiche, wo sich außer Gebhardt und mir noch mehrere weitere sächsische Ärzte, die in Wien studierten, einfanden, unter andern die Dresdner Rüttner und Richter, letzterer schon einige Jahre älter. Wir trafen uns dort mit jungen Wiener Gelehrten, unter denen ich besonders den

Mineralogen Dr. Laube in guter Erinnerung habe, damals Assistent am geologischen Institut, wenn ich nicht irre. Er war aus Tepliz gebürtig, ein großer, ruhiger Mensch mit etwas eckigem Kopfe, von großer Gewandtheit und Biederkeit. Er war später Professor der Geologie und Paläontologie an der Deutschen Universität in Prag.

Zuweilen, besonders nach dem Unterricht in der Pädiatrie, den uns Dr. Kirchstetter, der Assistent Widerhofers, im St. Annen-Kinderspital in der Ufer Vorstadt erteilte, nahmen wir mit unseren Lehrern zusammen unsere Abendmahlzeit im Gasthaus zum Hirschen in der Uferstraße ein. Hier lernte ich einen Sachsen kennen, den die 48er Wirren aus seiner Heimat vertrieben hatten, namens Herklotz, der als Zahlmeister an der Staatsbahn angestellt war. Er war ein Naturfreund und Jäger und jagte viel in Ungarn. Er nahm mich eines Tages im Juni zu einer solchen Jagdpartie mit, die Purpurreihernestern in einem See bei St. Miklos gelten sollte. Er, sein Sohn und ein dicker, aus Bayern gebürtiger Zoologe namens Hartmann waren von der Partie. Am Nachmittag fuhren wir auf der Raaber Bahn gen Ofen, kamen gegen 9 Uhr abends in Miklos an und hatten nun noch etwa vier Stunden in einem ungarischen Leiterwagen nach dem Dorf am Weißen See zu fahren. Nach kurzem Schlaf im dortigen primitiven, aber reinlichen Gasthof gings früh 5 Uhr an den See, dem wir den ganzen Tag widmeten. Das Wetter war aufgeheilt und wir genossen die jungfräuliche Natur dieses weltentlegenen, etwa drei Quadratkilometer großen Sees, den wir erst umwanderten, um dann in die dicke, weit über Mannshöhe emporragende Schilfzone durchzubrechen und auf den Wurzelstöcken und umgebrochenen Schilfstengeln bis zum Wasser vorzudringen, das nun in seiner ganzen Schönheit vor uns lag. Ein reiches Vogelleben ließ sich beobachten, Wildenten und Rohrhühner, weiße Seeschwalben und Möwen belebten das Bild, während auf den Wiesen um den See Bachstelzen und

Ribitze umherhüpften. An der Dorffseite war der See vom Schilf frei, dort ritten die Bauernjungen kräftige Pferde in die Schwemme. Wir standen lange und lauschten, wie ein Vogel am Schilf hinstrich oder wie die Rohrnachtigall ihren schnarrenden Gesang erhob, oder eine Schar Schwimmvögel halbfliiegend über das Wasser rauschte. Es war ein wunderbares Gefühl, in dieser einsamen Wildnis zu stehen. Nester von Purpurreihern fanden wir allerdings nicht, die Stellen der früheren Jahre, wo sie aufgesucht waren, waren leer. Nach dem Frühstück wurde der See mit einem kleinen Rachen, Schinöfel genannt, befahren. Am Nachmittag fuhren wir sehr befriedigt wieder nach Miklos, unterwegs in den Dörfern beobachtend, wie die jungen Burschen und Dirnen unter einem Laubdach auf freier Straße bei der Musik von ein paar Zigeunern mit Fiedel, Zither und Dudelsack zum Tanze antraten.

Es war am Tage der Schlacht von Custozza, wo Erzherzog Albrecht die Italiener aufs Haupt geschlagen hatte. Denn inzwischen hatte der politische Himmel sich schwer verdüstert; die Spannung zwischen Preußen und Oesterreich, sowie dem Deutschen Bunde, der ganz auf die Seite des Kaiserstaates trat, hatte sich so weit vergrößert, daß der Krieg nicht mehr vermeidbar war. Am 16. Juni war in Wien der Einmarsch der Preußen in Sachsen bekannt geworden, und ich war nun von der Heimat abgeschnitten. Schon am 4. Juni erfuhr ich, daß Jakobi, der chirurgische Assistent Günthers, als Bataillonsarzt eingerückt sei, also seine Stelle, die mir zugedacht war, frei geworden war — und ich sah weit entfernt, ohne Möglichkeit zurückzukommen. Mein Vater schrieb mir am 18. Juli, ich solle baldmöglichst heimkehren, aber nach Erkundigungen, die ich einzog, war um diese Zeit, wo der Krieg noch nicht beendet war, auch zwischen Preußen und den süddeutschen Staaten noch tobte, an eine unbehinderte Heimreise nicht zu denken. — Damals, gegen Ende Juni, liefen die abenteuerlichsten Gerüchte über die Vorgänge am nordischen

Kriegschauplatz um. Das preußische Zentrum, hieß es, sei durchbrochen, die Preußen übten überall scheußliche Greuelthaten und was dergleichen mehr Tartarennachrichten umgingen, die hinterher sich alle als erlogen erwiesen. Von den Vorgefechten der in Böhmen einrückenden preußischen Heere erfuhren wir in Wien als von lauter Siegen, auch in den Zeitungen war es zu lesen, bis auf einmal, am 4. Juli, wie ein Donnerschlag die Nachricht von der verlorenen großen Schlacht eintraf. Schon am 3. Juli im Opernhaus — der Rossinische Tell wurde gegeben — hörte ich im Stehparterre mehrere Offiziere von einer großen Schlacht, die im Gange wäre, erzählen; bis nachmittags 3 Uhr hätte es gut gestanden. Aber am andern Tag war ganz Wien das Opfer einer ungeheuren Depression. Mittags im Riedhof stieg einer auf den Tisch und las laut die Benedek'sche Depesche: „Der Rückzug ging anfangs in Ordnung, später in Eile.“ Stumm saßen abends alle meine Genossen, die vorher „mit ihren Deutschmeistern und Husarenregimentern“ den Preußen schön heimleuchten wollten, um den Kneiptisch. Ich selbst wagte natürlich meinen inneren Jubel über den Sieg der Sache, die ich für die gute hielt, nicht zu äußern. Aber man kannte meine Gesinnung, die ich bei früheren Gelegenheiten nicht verleugnet hatte. Schon in den nächsten Tagen kamen Nachrichten von einer Friedensvermittlung durch Napoleon.

Jetzt ging es mit den Vorlesungen rasch zu Ende. Die Oppolzer'sche Klinik war mit lauter Verwundeten belegt, Sigmund erklärte nach kurzer Zeit, er sei vor Niedergedrücktheit nicht imstande zu lesen; Widerhofer war fort — kurz, es wurde ungemütlich. Jetzt kamen auch Teile der geschlagenen Truppen nach Wien, namentlich die Kriegslazarette mit ihren Ärzten wurden in Wien und dessen Umgebung untergebracht, darunter eine ganze Schar von Sachsen. So sahen wir „Wiener“, Gebhardt, Richter und ich, unsere Studien-genossen wieder: den langen Beck („den schönen Sachsen“),

Sille, Frommhold, Helbig u. a., die am 16. Juni eingetreten, ununterbrochen auf dem Rückzug sich bewegt hatten, ohne einen Kranken gesehen zu haben. Sie befanden sich im Prater, im sächsischen Lager, das ich am Tage nach unserer Begegnung (16. Juli) am 17. Juli aufsuchte, ohne aber Zutritt zu erlangen. Von den Kollegen hörten wir, Jakobi sei Leiter des 2. Feldlazarettes und läge in „Mittelsdorf“. Natürlich war mein lebhaftes Bestreben, ihn baldmöglichst zu sprechen, und da ein Mittelsdorf nicht existierte, so vermuteten wir, es möge Hütteldorf gemeint sein; so begab ich mich denn zusammen mit dem Kollegen Richter noch am Nachmittag des 17. Juli auf die Suche nach Jakobi. Wir fuhren nach Hütteldorf (einem Wiener Landaufenthalt an der Westbahn, nahe Hiezing gelegen), uns dort zu erkundigen, aber keiner der Einwohner, auch nicht eine Dame, bei der drei Sachsen einquartiert waren, konnte Auskunft geben. Von Hütteldorf spazierten wir nach dem benachbarten Hacking, kamen aber auch dort nicht zum Ziel — statt dessen erwartete uns dort das herbe Schicksal, als Spione verhaftet zu werden. Mit ein paar österreichischen Soldaten, die wir fragten und die ebenfalls nichts von einem sächsischen Feldspital wußten, kamen wir ins Gespräch; sie klagten ihre Not, und wir forderten sie auf, ein Glas Bier mit uns zu trinken — was wir in Wien dukende Male von seiten der bürgerlichen Bevölkerung gesehen hatten. Die beiden Deutschböhmern erzählten uns ihre Erlebnisse. Bald setzte sich ein dritter Soldat, ein Oberjäger, ein hübscher Mensch, zu uns und mischte sich ins Gespräch. Er ging dann wieder weg, worauf die beiden andern ihn als einen windigen Menschen bezeichneten, der nichts von einem Gefecht gesehen habe, aber das große Maul führe. Eine Weile später stand er plötzlich in voller Marschaurüstung hinter meinem Stuhl und sagte: „Im Namen des Gesetzes und Seiner Majestät des Kaisers verhafte ich Sie als der Spionage dringend verdächtig.“ Die Spioneriecherei war damals

epidemisch, wie leicht verständlich. Wir hielten es erst für Unf, aber die Sache war ernst, der Soldat forderte unsere Pässe und hieß uns ihm folgen. Es ging nun durch die Straße des Dorfes zum Bürgermeister. Der Dorfpolizist mußte uns den Weg zeigen, und nun sammelte sich alsbald die Dorfbewohnerschaft, die sehr rasch eine drohende Haltung annahm, so daß wir in Gefahr kamen, wenn nicht gelohnt, jedenfalls mißhandelt zu werden. Wir wiesen den Arretierer auf unsere Eigenschaft als Sachsen hin und drohten, wenn uns das Geringsste passierte, mit dem Einschreiten der sächsischen Gesandtschaft. Nach verschiedenem Hin- und Herziehen zum Bürgermeister, dann wieder zum Gasthaus, sollten wir zum Bezirksamt in Hiezing abgeführt werden. Einige verständige Leute im Gastzimmer rieten uns, einen Wagen zu nehmen, und der Oberjäger meinte, wir könnten statt nach Hiezing auch nach Wien aufs Platzkommando fahren. Das nahmen wir hocherfreut an, ein Zweispänner kam, und zwischen die drei Soldaten gepreßt, entrannten wir dem Janhagel des Dorfes. In Wien examinierte uns ein sehr leutseliger Hauptmann und hörte den Bericht des Oberjägers und eines unserer weiteren Begleiter, der glücklicherweise einer jener zwei Soldaten war, mit denen wir zusammengessen hatten. Unsere völlige Unschuld ergab sich, wir bezogen uns auf unsere Professoren, wurden mit der Warnung, jetzt vorsichtiger zu sein, entlassen und konnten unser Abenteuer noch auf der „Deutschen Eiche“ berichten, wobei eine kleine Schadenfreude, daß der kleine „Preuß“ hereingefallen war, nicht ganz von den Wiener Freunden unterdrückt werden konnte. Am nächsten Tage hörten wir, das Feldlazarett, wo Jakobi tätig sei, liege in Mitterndorf im Süden von Wien, in der Breite von Baden, östlich von diesem nahe der Raaber Bahn gelegen. Es war uns aber die Luft vergangen, nochmals zu suchen.

Nun war aber, da jede Gelegenheit weiteren Studiums aufhörte, meines Bleibens in Wien nicht mehr lange. Um

wenigstens den Aufenthalt zu einer weiteren Kenntnis des schönen Niederösterreichs auszunützen, machte ich am 25. Juli noch einen sehr lohnenden Ausflug nach dem Semmering, dessen Bahn damals noch ein fast einzig dastehendes Meisterwerk der Ingenieurkunst war, genoß die mannigfaltigen landschaftlichen Schönheiten dieser Fahrt, und nahm am 30. Juli von Wien Abschied.

Es war mir schon im Frühjahr die Erlaubnis der Eltern gegeben, auf dem Umweg durch das Salzkammergut nach der Heimat zurückzukehren. Da nun die kriegerischen Operationen durch den Präliminarfrieden ihr Ende erreicht hatten, so machte ich von jener Erlaubnis Gebrauch und wanderte vom Gmundenersee aus durch das Trauntal nach Ischl und von da nach Hallstadt, sodann über die Gosauseen nach der Zwieselalp, über die es nach St. Johann und Bischofshofen ging. Daran schloß sich ein Abstecher ins Fuscher Tal und nach Ferleiten, dann zurück nach Zell am See, Saalfelden und durch die Ramsau nach Salzburg. Obwohl ich sehr viel regnerisches Wetter hatte, das mir z. B. eine Tour über die Pfandelscharte vereitelte, erfüllte mich doch diese meine erste Reise in die Alpenwelt und zu den köstlichen Fernblicken auf das vereiste Hochgebirge mit berausenden Eindrücken von den völlig neuen Erlebnissen. Über München fuhr ich zunächst ins Vogtland, wo ich alle lieben Verwandten in Schönberg (mit dem erwähnten Abstecher nach Zeulenroda), Plauen und Mylau aufsuchte, um am 18. August zunächst in Dresden die Meinigen zu begrüßen. Vogels, jetzt in Meißen, kamen herüber, Hermann war aus Bonn zurück, und wir feierten eine frohe Familienvereinigung nach dem ereignisreichen, für Sachsen sorgenvollen Sommer. Am 21. August gings nach Leipzig, zunächst Wagner um Rat zu fragen, der mir riet, sofort wegen der chirurgischen Assistentenstelle zu Professor Günther zu gehen. Er schlug mir eine solche rund ab. Es war ein eigenes Geschick: Günther starb wenige Wochen später an

der Cholera, die mächtig in Leipzig wütete; hätte ich die Stelle erhalten (die unterdessen an einen Kollegen Bieweg, der mich hinausgebissen hatte, verliehen war), so wäre ich ohne Zweifel Thierschs Assistent geworden, der nach einem Interregnum von Schmidt im Frühjahr 1867 an die Klinik berufen worden war. Nun es sollte nicht sein. Aber am selben Tag, wo Günther mich abgelehnt hatte, ließ mich Wunderlich kommen und bot mir eine Stelle als Choleraarzt an. Zunächst war Möckern ins Auge gefaßt, ich kam aber schließlich bei vermehrtem Zufluß der Kranken ins Jakobshospital selbst, unter die persönliche Leitung des Mannes, der weiterhin für mein Leben eine so große Bedeutung erlangen sollte. Vom Choleraassistenten wurde ich von ihm im Oktober zum Krankenhausassistenten übernommen, zunächst provisorisch in die vom Militärarzt eingenommene Stelle, aber mit der Zusicherung, Assistent bleiben zu sollen. So war zunächst eine Position gewonnen, die mich in die Nähe des großen Klinikers und zu einer dauernden Freundschaft mit den beiden schon dort tätigen Kollegen Friedländer und Treibmann führte.

Assistent bei Wunderlich

Wunderlich war eine nach verschiedensten Richtungen hin anziehende und interessante Persönlichkeit. Als Mediziner war er gegenüber der in Deutschland ungewöhnlich lange stagnierenden und in naturphilosophischen Spekulationen hindämmernden Lehrmethode der Universitätslehrer, mit seinen Tübinger Freunden Bierordt, Griesinger und Roser im jugendlichen Alter reformatorisch aufgetreten, hatte auf die exakten Methoden der Krankenuntersuchung mittels der physikalischen Diagnostik, auf die fundamentale Bedeutung der pathologischen Anatomie in formgewandten, eleganten Abhandlungen und Broschüren hingewiesen und frühzeitig große Berühmtheit erlangt. Dann aber hatte er sich an die Riesen-

arbeit seines großen sechsbändigen Handbuches gemacht, worin er die ganze Summe unserer damaligen Kenntnisse der allgemeinen und speziellen Pathologie in mustergültiger, noch heute in vielen Partien höchst wertvollen Darstellung niederlegte: ein Werk, das in gleicher Weise von einem einzelnen Gelehrten nie wieder geschrieben worden ist. In der Methodik der klinischen Untersuchung des Kranken stand er ganz auf den Schultern der bedeutenden französischen Kliniker des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts, von Andral, Bouillaud, Louis — auch die Lehren von Broussais spielten in seine Anschauungen wohl noch hinein. Sein für gewöhnlich recht kritisches und nicht selten sarkastisches Wesen konnte fast schwärmerisch sich äußern, wenn er auf seine Pariser Jahre, auch auf die reizende, behagliche Lebensführung in den dortigen Familien um die Zeit der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts zu sprechen kam. Von dort hatte er die Art der Krankenaufnahme gelernt: sorgfältige Anamnese und genaue, bis in jede Einzelheit am großen Organismus sich erstreckende Untersuchung wendete er in der Klinik zur Feststellung der Befunde an, forderte er von seinen Assistenten, lehrte er seine Schüler. Stets suchte er das Gesamtbild des Kranken, nicht bloß die örtliche Erkrankung, zu erfassen. Wenn er dann an das Krankenbett gelehnt, die hohe, elegante Gestalt leicht vorgebeugt, das ovale geistvolle Gesicht lebhaft bewegt, eine Darstellung des Krankheitsbildes, wie er es auf Grund der Aufnahme gewonnen, dem Kreise der ihn umringenden Schüler entwarf, entfaltete er eine sprühende Beredsamkeit und wirkte mit einer Eindringlichkeit und Überzeugungskraft, die das nachhaltige Entzücken seiner Zuhörerschaft bildete. Die plastische Kraft seiner Lehre war es, die bezauberte und selbst faule und gleichgültige Geister für den ärztlichen Beruf gewann. In einer scharfen, wenn man sagen darf intuitiven Diagnose jedes Einzelfalles, wie sie z. B. Oppolzer eigen war, lag seine Stärke nicht, und er hatte manchmal Not, die Ergeb-

nisse der Leichenöffnung eines schwierigen Falles in der Epikrise mit der während des Lebens vorgetragenen Auffassung in Einklang zu bringen. Mir hat er einmal, als ich ihn zu vertreten hatte, einen starken Vorhalt darüber gemacht, daß ich ohne Umschweife einen diagnostischen Irrtum vor der Zuhörerschaft eingestanden hatte (ohne übrigens die eingehende Besprechung der Gründe des Irrtums zu versäumen).

Nicht minder geistvoll und anregend war „der Chef“ aber auch im persönlichen Verkehr. Er liebte es sehr, nach der Klinik, die von $\frac{1}{2}$ 10 bis 11 Uhr dauerte, noch eine Weile, ja manchmal wohl eine Stunde mit uns Assistenten zu plaudern und auch wohl mit unseren entgegenstehenden Ansichten zu diskutieren. Dabei kam es meist zu Gesprächen über nicht medizinische Themata; namentlich die Politik nahm ja in jenen hochgehenden Zeiten zwischen 1866 und 1870 einen großen Raum ein. Wunderlich war, als Süddeutscher und französischem Wesen zugeneigt, sehr frei in seiner politischen Richtung und kein Preußenfreund, wobei er dann vielfacher Opposition bei uns begegnete. Er las damals mit Vorliebe die Berliner Volkszeitung. Aber auch über wissenschaftliche Probleme wurde nicht selten geplaudert, wobei er zuweilen sehr interessante Streiflichter auf allerlei hypothetische Ausstrahlungen seines Nachdenkens fallen ließ. So erinnere ich mich eines Gespräches, wo er auf die Rätsel hinwies, die in bezug auf die gegenseitigen Einwirkungen unserer inneren Organe aufeinander — das, was wir heute als innere Sekretionen bezeichnen — noch zu lösen seien. Damals war aber selbst das Myxödem noch eine völlig unbekannte Erkrankung. Es war in allem seinem Denken etwas Großzügiges. Dabei erkannte man außerdem an seinem ganzen Wesen die Lauterkeit, Uneigennützigkeit und Bornehmheit seines Charakters. Er konnte schneidend höhnisch, abweisend, ja wegwerfend unsympathischen Menschen gegenüber sein; aber der Grundzug seines Handelns wie seiner Rede war nobel. Seinem siegreichen Konkurrenten in der Kon-

filiarpraxis, Wagner, begegnete er einst mit der Nachricht: Gestern habe ich auf ein Zehntel meiner Fakultätseinkünfte zu Ihren Gunsten verzichtet (auf wieviel mehr an Privatpraxis, äußerte er nicht). Er hatte Wagner zum ordentlichen Professor der pathologischen Anatomie vorgeschlagen. Dieser ist später nicht immer in solche Fußstapfen getreten.

Meine beiden Kollegen waren an sich schon sympathische Menschen und kamen mir mit Wohlwollen entgegen. Treibmann hatte sich über die Art, wie ich der Aussicht auf die chirurgische Assistentenstelle verlustig gegangen war, geärgert und setzte sich dafür ein, mich doch in eine Assistentenstelle zu bringen, mag wohl bei Wunderlich auch in dem Sinne gewirkt haben. Er war ein alter Korpsstudent, den Wunderlich vor dem drohenden Verbummeln bewahrt und nach gut bestandenen Prüfungen als Assistenten an sich gekettet hatte. Von angenehmem Äußeren, war er ein durchaus tüchtiger und kluger Arzt geworden, der seine Stelle zur dauernden Zufriedenheit seines Chefs ausfüllte. Im Verkehr war er ein behaglicher Genosse, immer zu frohem Genusse des Daseins aufgelegt. — Friedländer war vom Vater, einem sehr beliebten Praktiker, her jüdischer Abkunft, hatte aber in seinem ganzen Wesen nicht die Spur der Eigenschaften, die bei seiner Rasse oft so unangenehm wirken. Auch war die Familie schon längst übergetreten. Er war ein schöner Mensch von großer, schlanker Statur, mit tadellosen Manieren, ein wenig zurückhaltend, aber ein ehrlicher Freund. Er hatte eine fast spezifische Begabung für den ärztlichen Beruf, und genoß, als er seinem in besten Jahren verstorbenen Vater in der Praxis folgen mußte, das unbegrenzte Vertrauen und die festeste Anhänglichkeit seiner großen Klientel, auch als er nicht mehr der gewissenhafte Berater früherer Jahre war. Er verfiel nämlich später dem Morphinitismus. Hätte er nicht vorzeitig aus der Klinik austreten müssen, so wäre ihm wahrscheinlich eine gute Gelehrtenlaufbahn beschieden gewesen.

Das Assistentenleben im alten Jakobshospital, das an der Stadtgrenze im Rosental lag, hatte eine Art klösterlichen Beigeschmacks, wie es wohl meist auch an anderen Orten so sein wird. Unser Dasein spielte sich doch in der Hauptsache innerhalb der Krankenhausmauern ab, und der Verkehr mit der Außenwelt war, bis auf einige Wintermonate, wo man wohl dann und wann in Gesellschaft kam, ein sporadischer. Ein großer Teil des Tages war durch die Krankenvisite und die Klinik in Anspruch genommen, und die übrigen Stunden wurden zu rezeptiver und produktiver Arbeit benutzt. Wir pflegten nach dem Abendessen bis gegen 10 Uhr zu arbeiten, erst dann gingen wir aus: in die damals besonders beliebte Bierstube von Barmann. Dort war es, wo ich durch den etwas älteren Kollegen Bläß mit zwei jungen Dozenten bekannt wurde, deren einem ich wenige Jahre später freundschaftlich näher trat. Es waren beides Nationalökonom und Statistiker; der eine, Hildebrand, Bruder des später berühmten Bildhauers, ging bald als Professor nach Graz, der andere, Friedrich Knapp, war als Leiter des Statistischen Amtes der Stadt Leipzig angestellt, wurde im Jahre 1872 nach Straßburg berufen und bald ein Freund Schmollers und Brentanos, eine Leuchte der Kathedersozialisten und einer der Geistesfürsten seiner Wissenschaft. Seine Bildung beschränkte sich nicht auf sein Fach; er war in München ein regelmäßiger Gast des Philologen Thiersch und daher in der Literatur der Neuzeit wie der alten Welt so bewandert, daß er oft von Philologen um Rat gefragt wurde. Nicht minder groß war er in den mathematischen Wissenschaften, deren Methoden er in die Statistik eingeführt hat. Ein feines Gelehrtengehirn, war er ebenso kritisch wie produktiv, ein seltener Mensch mit einem „Goldwage“-Gehirn. Er war es, der mich später, nach meinem Ausscheiden aus dem Krankenhause, an den „Hahnischen Tisch“ heranzog, von dem später viel die Rede sein wird.

An wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigten mich während der ersten zwei Jahre meiner Assistentenzeit die Erkrankungen der Blutgefäße, an denen mein Interesse auch weiterhin haften blieb. Eine Abhandlung über Sinusthrombose brachte über manche hier zu beobachtende Erscheinungen Aufklärung. Auch die Kurse über physikalische Diagnostik, die mir oblagen, zeitigten eine Frucht: die Erkennung des metallischen Perkussionschalles mittels der Stäbchenperkussion. Später beschäftigte mich das Studium des pyämischen Fiebers und eine experimentelle Studie über die Wirkung des Kampfers, die, anfangs wenig beachtet, Jahrzehnte später Anerkennung gefunden hat. Sie war eine Frucht meiner Teilnahme an der Experimentalvorlesung des ausgezeichneten Physiologen Ludwig, deren Besuch mir mein Chef gestattet hatte und die außerordentlich befruchtend für mein ganzes medizinisches Denken geworden ist. Ich bedauere noch heute, daß es mir nicht vergönnt gewesen ist, in seinem Laboratorium zu arbeiten. Die genannte Untersuchung führte ich in dem kleinen chemischen Laboratorium des Professors Huppert aus, das Wunderlich für diesen Forscher an der Klinik im Jakobshospitale eingerichtet hatte. — Er wurde später zum Professor der physiologischen Chemie nach Prag berufen.

In jenen Jahren kam ich aber auch schon mit der praktisch medizinischen Tätigkeit in Berührung. Der Besitzer eines „pneumatischen Kabinettes“, ein Buchdruckereibesitzer Webel, brauchte für die seine Anstalt aufsuchenden Kranken einen ärztlichen Berater; seine Aufforderung erging an mich, und ich nahm sie mit Bewilligung Wunderlichs an. Da lernte ich denn das Asthma in seinen verschiedenen Gestalten und individuellen Ausprägungen kennen und sah bald ein, eine wie große Rolle das Nervensystem bei dieser Erkrankung spielt, erzielte auch dann und wann mit der Heranziehung des galvanischen Stromes zur Behandlung im pneumatischen Kabinett Erfolge. Im allgemeinen war der Nutzen des letzteren nur ein palliativer.

So kam es auch, daß der Zuspruch von Leidenden mit den Kosten der Unterhaltung der Anstalt allmählich in ein Mißverhältnis kam, und nach etwa zweijähriger Tätigkeit ging nach und nach mit dem langsamen Verfall jener meine Beteiligung daran ein. Mit Weber blieb ich aber in guten Beziehungen und lange Jahre sein Hausarzt.

Trotz der oben beschriebenen Art einer gewissen Abgeschlossenheit von der Außenwelt wurde aber mein seelischer Zustand von allerlei Erlebnissen in den Kreisen meiner Familie und Verwandten, sowie Bekannten und Freunde mannigfach beeinflusst. Meine beiden Schwestern waren wochenlang als Gäste bei Liebsters in Leipzig (die ältere, Cäcilie, noch in meiner Studentenzeit, die jüngere, Ottonie, im Winter 1867/68). Wir lernten uns dabei eigentlich erst recht kennen und verstehen; Toni war jetzt zur Jungfrau herangereift, sie stand im neunzehnten Lebensjahr.

Mein Bruder Hermann war während dieser Zeit als Student in Leipzig, er war im Frühjahr 1866 von Bonn gekommen. Ich trat in kein recht intimes Verhältnis zu ihm. Er besuchte mich fast nie, wir trafen uns meist nur in Gesellschaft bei Verwandten. Er geriet schon im Juli 1866 in kritische Beklemmungen in betreff seines Studiums, das in Bonn unter Jahn's Leitung sehr verheißend begonnen hatte, aber in Leipzig im Seminar des genialen Ritschl ihn nicht befriedigen wollte. Es bedurfte mehrfachen Zuspruchs seitens des Vaters, auch gelegentlich meinerseits, um ihn bei der Stange zu halten. Als aber im Dezember 1868 seine Dissertation über Aristoteles nicht akzeptiert wurde, wurde sein Entschluß, zur Theologie umzusatteln, heftiger. Der Vater war natürlich sehr unglücklich; zunächst erfuhr die Angelegenheit eine Vertagung durch das Dienstjahr, das er im Frühjahr 1869 antrat. Wir hatten vorher im Hause unserer Schwester und ihres Gatten, der in Meissen an der Fürstenschule als Lehrer tätig war, köstliche Weihnachtstage, von attischem Geiste und den Gaben der

holden Musik durchleuchtet, erleben können und waren uns dabei auch gemächlich nähergetreten. So gelang es mir, den Bruder, der Ostern 1870 zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin übergesiedelt war, in ernstem, aber liebevollem Briefwechsel dazu zu bewegen, mit der Philologie gründlich Ernst zu machen, und vor allem die erforderliche „Holzhacker-Arbeit“, die er bis dahin etwas vernachlässigt hatte, eifrig in Angriff zu nehmen. Er hatte sich tatkräftig in ihre Arme geworfen, da brach im Sommer der deutsch-französische Krieg aus, der ihn aus seinen Studien herausriß. Davon später.

Schwere Verluste in der Familie fielen in jene Jahre. kaum ein Vierteljahr nach den beglückenden Tagen in Meissen starb meine geliebte Schwester Cili während eines Besuches bei den Eltern in Dresden an einem rapid verlaufenden, schwersten Gelenkrheumatismus. Erkrankung und Tod erfuhr ich am selben Tage. Es war ein furchtbarer Schlag. Ihm folgte ein zweiter in dem Tode des Onkels Fridolin, der im kräftigsten Mannesalter plötzlich (wahrscheinlich an einem Aortenaneurysma) in Lodz verstarb, wo er sich eine neue Existenz mit vielversprechendem Beginn gegründet und sich wieder verheiratet hatte (im Februar 1870). Meine Mutter half der in Hoffnung befindlichen jungen Frau die Wirtschaft im fremden Lande auflösen und geleitete sie zurück. Deren bald nachher zur Welt gekommene Tochter heiratete später einen tüchtigen Kaufmann in Plauen namens Fröhlich.

Viele Verlobungen und Verheiratungen nahestehender Freunde und Verwandte fielen in jene Zeit. Mein Vetter und Spielgenosse im Mylauer Pfarrhause, Reinhold Heubner, verheiratete sich 1867 mit seiner frühen Jugendliebe Marie Steinhäuser (aus den 1859er Plauenschen Tagen mir vertraut). Meine Sangesgenossen Hiersche und Ritter verheirateten sich (ersterer, der sehr jung Witwer geworden war, zum zweitenmal). Vorher hatten wir noch, im September 1867, eine wunderhübsche Sängerschaft in die Lausitz, über

Hochwald und Lausche nach Rumburg, wo damals der Onkel Fridolin sein Geschäft betrieb, unternommen.

Der Vetter Julius, der nach seiner Promotion in Leipzig (aber ohne Staatsexamen) nach Estland an eine Privatschule gegangen war und nach der Rückkehr an einem Technikum in Frankenberg Anstellung gefunden hatte, verheiratete sich mit dem Mynlauer Pfliegerstöchterchen Elise Neumann, einer Tochter des Grimmaischen ausgezeichneten Schularztes und Schwester meines Studiengenossen Georg Neumann.

Auch mein alter Jugendfreund Arthur Georgi in Mynlau verheiratete sich und fing an, eine politische Rolle, zunächst in seiner Heimat, zu spielen. Später wurde er ein verdienstvolles Mitglied und Vizepräsident der Zweiten Kammer des Landtages. Sein Vater, der Staatsminister, starb im Jahre 1869. Seine Mutter, meine alte Gönnerin, konnte ich während ihrer letzten Lebensjahre bei ihrem Sohne in Leipzig, dem späteren Oberbürgermeister, mehrfach ärztlich beraten.

Noch viele andere Jugendgenossen, teils aus der Grimmaischen Schulzeit, teils aus der Studentenzeit gründeten eigne Familien, während wir das halbklösterliche Junggesellenleben weiter führten.

Einige ernste Erfahrungen hatte ich als junger Praktiker zu machen. Liebsters hatten mich noch als Assistenten des Spitals zum Hausarzt erwählt; ein Familienzuwachs in Gestalt eines Knäbleins war im Jahre 1868 erschienen, aber dessen heißer Sommer brachte dem Kinde das Verderben: es starb nebst vielen andern Kindern im August an der Kindercholera.

Ende 1869 hatte ich sehr schwere Wochen am Krankenbette des Sohnes meines Chefs durchzumachen, der einen sehr schweren Typhus bekam. Nach mancherlei Schwankungen in der Behandlung wurde mir schließlich deren Leitung ganz allein anvertraut; ich führte sie konsequent mit der methodischen Kaltwasseranwendung nach Brand, die ich seit Herbst

1868 auf Wunderlich's Anregung im Krankenhause eingeführt hatte, durch und erzielte schließlich nach langem Kampfe (vier Tage und Nächte wick ich nicht vom Bette des Delirierenden) den Erfolg völliger Genesung. Der hierauf folgende Silvester und Neujahrstag wurde mit einer langen Festivität, an der neben anderen Blas und der neueingetretene Freund Thierfelder, ein schöner, geschickter, aber lässiger junger Gelehrter, und Dumas, als Aushilfsassistent eine Zeitlang im Krankenhause mir näherstehend, sich beteiligten. Dumas war einer der „vier Sachsen“ (vom Korps Saxonia), die als bildhübsche Studenten auf allen Bällen Furore gemacht hatten; er wurde ein tüchtiger Frauenarzt und wird uns noch begegnen.

Im Herbst 1869 machte ich meine erste Fußreise, allein, nachdem ein Kollege wieder abgesprungen war. Bei größtentheils regnerischem Wetter durchwanderte ich den Harz von Goslar bis nach dem Seltetal. Ein anmutiges Abenteuer erlebte ich auf einem Marsch in strömendem Regen zwischen Harzburg und Ilseburg im Wald. Ich fand im Nebel nach langem einsamen Pilgern ein Forsthaus und fragte, ob ich dort untertreten und etwas speisen könnte. Es wurde bejaht. Im „Gastzimmer“ dieser Einsiedelei fand ich auf dem Tisch Storms „Immenssee“ liegen, und noch erstaunt über die „Bildung“ in dieser Wildnis, hörte ich auf einmal gar nicht ungeschickt einen Satz aus einer Beethovenschen Sonate erklingen. Ich kam mir wie verzaubert vor; die Frau Försterin löste das Rätsel, während ein hübsches Badfischchen mir mein Beesteeß vorsetzte: in dieser frischen Waldeinsamkeit hatte sie ein Pensionat eingerichtet. — Ich habe später als Arzt mehrfach nervöse Mädlein ihr zugewiesen. —

Was endlich meine Kunstneigungen in jenen Jahren anlangt, so brachte der erste Winter das Erlebnis einer entzückenden Soubrette, der Hedwig Rabe, später verehelichten Niemann und Mutter meines Berliner Assistenten Niemann. Ich habe nie vorher und nie nachher ein In-

genium von gleicher Anmut, Lebensfülle und weiblichem Zauber gesehen und versäumte fast keine ihrer Gastvorstellungen. — Im Jahre 1868 wurde das Neue Theater eingeweiht, auch hier gab es manchen Hochgenuß, z. B. eine sehr schöne Vorstellung von Figaros Hochzeit. Nach dem Theater pflegten wir gern an den sehr warmen Sommerabenden auf der Terrasse des Hauses eine Erdbeerbowle zu trinken.

In den Wintern wurde das Gewandhauskonzert abonniert, wo man auf billigen Plätzen in einem dunklen Vorraum des alten Gewandhauses, der sogenannten „Wolfschlucht“, saß, die Musik aber sehr gut hörte. Ich unterhielt mich besonders gern mit Niedermeyer, späterem Musiklehrer in Berlin, der ein sehr feiner Kenner der edlen Kunst war. Wir genossen da im Dunkeln viel herrliche Darbietungen; besonders Frau Schumann tat es uns schon damals heftig an, während wir Brahms noch gar nicht zu schätzen vermochten. Wie hat sich das geändert!

In der ersten Hälfte des Jahres 1870 setzte eine lebhaftere Berührung mit der Außenwelt ein. Der Verkehr im Kreise der bei Barmann verkehrenden jungen Gelehrten wurde ein regerer und führte bereits dann und wann zu einer Annäherung an weitere Berufsgenossen der schon genannten Professoren Knapp und Hildebrand; ich wurde von ersterem aufgefordert, an der Regelei junger Dozenten teilzunehmen, wo Angehörige verschiedener Fakultäten, die Mineralogen Zirkel und Credner, die Chemiker Weddige und Carstanjen, die Philologen Schuchardt, Gardthausen und Philippi, die Mathematiker von der Mühl und Adolf Mayer, der Zoologe Nitsche wöchentlich zusammenkamen. Auch Nichtakademiker, z. B. die Buchhändler Oskar Hase, Karl Franz Koehler und Liebeskind hatten sich angeschlossen. Die Seele des ganzen Klubs war Credner mit seiner unverwüßlichen guten Laune, ein alter Korpsstudent, der in Amerika als Geologe sich die Mittel zur Verfolgung einer akademischen Lauf-

bahn erworben hatte; die größte geistige Kapazität war und blieb Knapp.

Durch Freund Thierfelder kam ich in Beziehungen zu der Familie des jungen Alfons Meinert, eines Meißner Schulgenossen jenes, der in das Geschäft seines Vaters eingetreten war — einer Handlung mit allerlei ausländischen Rohprodukten, Waren aus Norwegen u. a. — und sich mit einer feinen, aber sehr lebenslustigen Dame, einer geborenen von Büнау verheiratet hatte. Ich wurde bald Hausarzt bei dieser Familie, wie auch beim alten Herrn von Büнау. Meinerts hielten ein sehr offnes, gastfreies Haus, das auch Künstlerkreise vom Theater bei sich sah, ebenso wie Offiziere; ihre Gesellschaften waren sehr belebt und geistig anregend. Leider lebten sie — wovon wir keine Ahnung hatten — über ihre Verhältnisse, was nach Verlauf von einer Reihe von Jahren zu einem schweren Zusammenbruch führte. Damals waren sie wirklich der Mittelpunkt eines höchst anregenden Verkehrs.

Auch Meinert hatte eine Kegelei ins Leben gerufen, die im neuen „Schützenhause“ ihre Vereinigung hatte, während die Dozentenkegelei im „Kaffeebaum“ — einer altbeliebten Bierstube der Intellektuellen (Robert Schumann, Vorking u. a.) — tagte. Der Meinertschen Gesellschaft gehörte ich als regelmäßiger Teilnehmer an, ebenso zwei sehr nette Offiziere, ein Adjutant von Goeß, der noch im selben Jahre bei St. Privat fiel, und ein dicker Hauptmann von Bülow, mit einem urwüchsigem Humor begabt (1866 aus der hannoverschen Armee übergetreten). So waren es denn recht belebte Wochen und Monate, die wir in der ersten Jahreshälfte 1870 verbrachten. Mit Thierfelder zusammen hatte ich auch die alten Reitstudien aus der Studentenzeit wieder aufgenommen und wöchentlich ein paarmal die Klepper der Bieterschen Reitbahn bestiegen.

Kriegsjahre 1870/71

Jetzt nahte die große unvergeßliche Zeit. Der gallische Hahn war seit 1866 in eiferfüchtiger Aufregung über den Ruhm des preußischen Staates und fing mächtig an zu krähen, als ein Hohenzollernprinz den spanischen Thron zu besteigen berufen werden sollte. Trotz der Zurückziehung dieser Kandidatur durch den König Wilhelm wuchs die Erregung, und als Bismarck weitere Zumutungen des französischen Gesandten in Ems abwies, erklärte Frankreich am 19. Juli den Krieg. Ganz Deutschland hallte wider von einem Rufe der Begeisterung für die Verteidigung des Vaterlandes. Mit einem Male war die Mainlinie, die 1867 aufgerichtet war, zerstoben, die Südstaaten schlossen sich dem Norddeutschen Bunde an; ganz Deutschland zog in den Krieg. Die Wacht am Rhein wurde zum Schlachtgesang: „Es braußt ein Ruf wie Donnerhall, wie Sturmgebraus und Wogenprall, zum Rhein, zum Rhein, zum freien deutschen Rhein.“ In jenen Julitagen glühte jedes Antlitz, die Leute auf den Straßen, in den Gasthäusern verbrüdernten sich, es war ein Aufschwung, wie er noch nicht erlebt worden war. Ich selbst hatte durch meinen vermehrten Dienst im Krankenhaus nur wenig Gelegenheit und Zeit, mich in den die Stadt durchbrausenden Jubel zu mischen. Meine Kollegen stürzten zum Heer, Stecher als Militärarzt pflichtgemäß, und Hankel, ein etwas fahriger und nicht sehr besonnener Mensch, ohne Erlaubnis oder wenigstens nur mit halber Zustimmung des Chefs. Ich als erster Assistent durfte meinen Posten nicht verlassen und stellte mich dem Chef des Sanitätskorps im August für den Dienst in der Heimat zur Verfügung. Von den Freunden ging Dumas als Reserveleutnant im Magdeburger Korps mit; Hase, mit seiner mächtigen Figur, trat als Freiwilliger bei den Deutzer Dragonern ein; Credner ging als freiwilliger Krankenpfleger mit ins

Feld. Mein Bruder trat in Berlin ein und wurde ins 46. posen'sche Regiment als Unteroffizier kommandiert.

Es kamen die wundervollen Tage von Weißenburg, Wörth und Spichern. Sie brachten mir viele Tage nachher persönlich Schmerz und Kummer. Ich dachte in jenen Tagen viel an meinen Bruder, wußte aber nicht, ob er schon mit im Kampfe stand. Von seinem Regiment war in den Berichten nicht besonders Erwähnung getan. Da bekam ich am 13. August eine Depesche aus Sulz im Elsaß, vom 9. August: „Habe Kopfschuß, komme nach Mannheim. Hole mich bald ab.“ Am 6. August war er verwundet, und eine Woche später bekam ich erst Nachricht. Das Telegramm war vier Tage unterwegs gewesen. Natürlich machte ich mich sofort auf den Weg und fand Hermann nach mancherlei Irrfahrten und Hindernissen am 15. August in Heidelberg in einem sehr primitiven Lazarett, einem noch nicht bezogen gewesenen, lärmenden und schmutzigen Fabrikssaal. Noch am selben Abend nahm ich ihn heraus in eine freundliche leerstehende Studentenwohnung, am Schloßberge gelegen. Er war schwer entsetzt. Ein Querschläger hatte den rechten Oberkiefer zerschmettert, das untere Augenlid war nicht mehr gestützt, das Auge stand unnatürlich offen, die Muskulatur hatte allen Halt verloren. Die linke Gesichtshälfte war hochgradig geschwollen. — Die ersten Tage vergingen mit der allgemeinen Reinigung; bald war er in einem verhältnismäßig behaglichen Zustand, die Wunde sah nicht schlecht aus, die Fütterung mit Schiffchen ließ sich gut an, und ich konnte am 24. August den Patienten der mich ablösenden Mutter mit tröstlicher Aussicht auf Besserung übergeben, „falls keine Blutung eintritt“. Als ich mich am 26. abends recht ermüdet zum erstenmal wieder in Leipzig ins Bett legte, klopfte der Telegraphenbote mit der Nachricht: „Große Blutung eingetreten.“ Nun wußte ich Bescheid. Der Kampf um das Leben unter immer sich erneuernder Blutung aus der offenbar durch einen herausgeleiterten Knochensplitter geöff-

neten Maxillaris interna dauerte noch bis zum 7. September; man hatte noch die rechte Karotis unterbunden, ohne Erfolg. Am 8. September begruben wir den für sein Vaterland gestorbenen Kämpfer auf einem schönen Platz des so herrlich gelegenen Heidelberger Kirchhofs.

Am 6. August hatte ich mich dem sächsischen Generalarzt Dr. Rothe für Verwendung im Lande zur Verfügung gestellt und bekam am 24. September die Anstellung als ordinierender Arzt am Reservelazarett I auf dem Gohliser Exerzierplatz, wo ich zwei große, neu errichtete Baracken zu je neunzig Betten für innere Kranke zu versehen hatte. Zur Hilfe hatte ich nur einen Studenten, namens Becker (später Arzt in Geithain), einen recht geschickten Menschen, der die Protokolle führte; ferner vier Lazarettgehilfen und mehrere Albertinerinnen, darunter zwei vortreffliche Krankenpflegerinnen, junge rosige Mädchen, aber intelligent und unermülich wie Alte. Da ging nun eine tüchtige Arbeit los; ich hatte außerdem meine Abteilungen im Jakobshospital zu versorgen, was mir beinahe allein oblag, da Wunderlich, mit der Überwachung und Organisation des gesamten Krankendienstes der Stadt beauftragt, sich nur selten sehen ließ, und hatte daher zu meiner inneren Befriedigung eine Arbeit, die mich von früh bis abends beinahe ununterbrochen in Anspruch nahm. Gar oft bin ich in jenem harten Winter 1870/71 auf der hartgefrorenen Pleiße zwischen Krankenhaus und Lazarett hin und her gewandelt. Neben Erschöpfungszuständen sehr bemerkenswerter Art, rheumatischen Affektionen jeder Form bestand die Hauptmasse meiner Kranken aus Typhus- und Ruhrkranken, die besonders aus den großen Belagerungsheeren um Mex und späterhin Paris uns zuflossen. Von jedem Kranken mußte wenn irgend möglich ein Protokoll aufgenommen werden. Da gab es zu tun, wenn manchmal mit einem Schub zwanzig, dreißig, ja fünfzig neue Kranke ankamen. Die Ruhr in ihren schwersten Formen war uns ein völlig neues Feld; ich lernte sie gründlich

kennen. Gegen den Typhus setzte ich als erster in unserem großen Lazarett die Wasserbehandlung energisch durch. Ich hatte mir rasch — nicht auf dem Dienstwege, wofür ich meinen Rüssel vom dirigierenden Arzt Professor Sonnenkalb erhielt — ein Kontingent von sieben Badewannen für meine Abteilung zugelegt und unterwies meine Untergebenen in der Behandlung, die ich damals genau nach Brand leitete. Es wurde etwas schematisch verfahren, da zahlreiche Messungen der Temperatur nicht möglich waren. Viermal täglich wurde gemessen, und wo das Fieber über 39° betrug, gebadet mit regelmäßigem Überguß des Kopfes und Nackens und kalten Rumpfumschlägen in der Zwischenzeit. Es war eine sehr energische „Kalt“wasserbehandlung. Es konnte nicht genügend warmes Wasser beschafft werden, so mußten wir unsere Kranken oft in nur $+9$ bis 10° warmem Wasser baden, die Dauer des Bades wurde dann sehr kurz bemessen. Folge der Kälte waren leichte Erfrierungen der Fußzehen und Fußsohlen, die in der Konvaleszenz unter heftigem Brennen und Schmerz sich geltend machten, aber immer durch Faradisation der Haut sich beseitigen ließen. Das Resultat der Behandlung war trotz aller dieser Schwierigkeiten ein günstiges, weit besser als in den Nachbar-Baracken. Von siebzig Typhuskranken aller Grade vom leichten bis schwersten, verlor ich nur einen Fall, einen zarten, schwächlichen Franzosen. Unvergeßlich ist mir ein wochenlang delirierender westfälischer Musketier, der gleichzeitig an Typhus und Ruhr litt und mit einem zwei Handflächen großen brandigen Dekubitus eingeliefert wurde. Meinen Lazarettgehilfen versprach ich für Weihnachten ein Faß Bier, wenn sie diesen viermal täglich nach jedem Bade zu verbindenden Kranken würden durchbringen. Sie haben ihr redlich verdientes Bier erhalten. — Der Ruhr gegenüber hatten wir keine solch wirksame Methode. Ich hatte Gelegenheit, die pathologische Anatomie dieser Krankheit gründlich zu studieren. Fast fünfzig Jahre später, im Jahre 1917, erfreute

mich ein hervorragender Schüler des Pathologen Marchand, Professor Löhlein, durch die Mitteilung, daß meine (in Ziemßens Handbuch 1873 erschienene) Darstellung der Pathologie der Ruhr mit seinen im Weltkrieg gesammelten Erfahrungen gut übereinstimmte und die beste Beschreibung aus früherer Zeit bildete. — Meine Kriegserfahrungen veröffentlichte ich in einer umfangreichen Abhandlung über interne Kriegsmedizin, die im Archiv der Heilkunde (Jahrgang 1871 oder 1872) erschien. Damals fand aber mein Opus herzlich wenig Beachtung; am meisten interessierte ein therapeutischer Vorschlag: den akuten Gelenkrheumatismus mit Anlegung fester Pappverbände zu behandeln.

Im übrigen floß in jenem ernsten Winter das Leben einförmig dahin, fast ohne geselligen Verkehr, aber unter fortwährend hochgemuter Stimmung, die durch die anhaltend lautende Kriegsnachricht: „Vor Paris nichts Neues“, nur wenig gedämpft wurde. Die Kaiserkrönung im Spiegelsaal von Versailles übertraf alle Hoffnungen (ach, wie ist mir zumute, da ich jetzt, im November 1918, dieses schreibe!), und der Frankfurter Frieden traf in Dankbarkeit lohende Herzen gegen unsere Heerführer und ganz besonders den Lenker unseres Volkes, den herrlichen Bismarck. Der spätere Kaiser Wilhelm II. hat es gewagt, diesen Schöpfer des Deutschen Reiches als „Handlanger Wilhelms des Großen“ zu bezeichnen.

Mit Ende März 1871 ging meine Tätigkeit am Reserve-lazarett zu Ende.

Eine das Verwaltungsinteresse in Anspruch nehmende Aufgabe bereitete sich vor: der Umzug aus dem alten Jakobshospitale am Rosental in das neue Barackenkrankenhaus in der Liebigstraße, dessen Bau, im Plane von Wunderlich und Thiersch nach dem Muster der Barackenlazarette im amerikanischen Sezessionskriege entworfen, während des Kriegsjahres zur Vollendung gelangt war und vom Bürgermeister Koch alsbald der Benützung übergeben werden sollte. — Ich

hatte dies, soweit ärztliche Überwachung in Betracht kam, gemeinsam mit meinem städtischen Kollegen Bahrdt zu erledigen, der seit Anfang des Jahres in die bis dahin von Hankel innegehabte Stelle eingerückt war. Ich war mit ihm bekannt geworden, als ich ihn noch als Studenten an einer leichten Lungenblutung behandelt hatte; wir trafen uns wieder gelegentlich der Kriegslazarettätigkeit, und ich animierte ihn, sich bei Wunderlich zu melden. Seitdem bin ich mit ihm, wie mit den älteren Kollegen Friedländer und Treibmann, für die ganze Lebenszeit befreundet geblieben. Der Krankentransport war immerhin verantwortungsvoll; besonderes Herzklopfen machte mir der berühmte Pianist Taussig, der wegen schwerer Blinddarmentzündung aufgenommen worden war. Ich geleitete den Krankenträger, in dem er nach dem neuen Hause übergeführt wurde, den ganzen langen Weg entlang. Er kam auch ohne weitere Schädigung dort an, erlag aber nach wenig Tagen seinem schweren Leiden. Damals gab es noch keine chirurgische Behandlung des Wurmfortsatzes. Hinterher mußte ich aber doch noch Vorwürfe wegen des Todes nach dem Transport über mich ergehen lassen.

Es nahte nun die Zeit, wo ich selbst daran denken mußte, die Stellung als erster Assistent der Klinik aufzugeben. Es wurden im Herbst fünf Jahre voll, daß ich sie bekleidet hatte, und Wunderlich war nicht für ein zu langes Kleben eingenommen. Er sicherte mir aber sein weiteres Wohlwollen zu und versprach mir namentlich, mir das klinische Auditorium und die Kranken der Klinik auch nach meinem Abgange für eine Vorlesung über klinische Propädeutik offenhalten zu wollen, die ich denn nachher auch jahrelang dort gehalten habe.

Bevor ich meinen Übertritt in die private Stellung eines praktischen Arztes und forschenden Privatdozenten vollzog, machte ich mir noch die Freude einer gemeinschaftlichen Reise mit meinem Vater, dem sich weiterhin die letzte gemeinsame Sängerschaft unseres Leipziger Soloquartetts anschloß.

Zunächst am 20. August suchten wir Hermanns Grab in Heidelberg auf, nachdem wir in Frankfurt der Paulskirche einen Besuch abgestattet hatten. Dann ging es über Neustadt a. d. Hardt nach Heina in der Pfalz, dem letzten Quartier Hermanns, bevor er die Grenze überschritt, wo uns die freundliche Tochter des Gutsbesizers Wagner, seines vorjährigen Wirts, von ihm erzählte. Von da ging es am 21. August nach Weißenburg und dem Gaisberg und nach Sulz; dort übernachteten wir schlecht und Vater bekam Cholérine. Trotzdem fuhren wir am nächsten Tag über das Schlachtfeld von Wörth und bekamen dort ein klares Bild von der Stelle am Fuß der Anhöhe nach Reichshofen zu, wo unseren jungen Helden die böse Kugel traf. Über Straßburg, das wir nur kurz, hauptsächlich des Münsters wegen, besuchten, gings nach Basel, wo wir am Abend des 22. August ankamen. Hier suchte ich am 23. August vormittags Professor Liebermeister in seiner Klinik auf. Dann fuhren wir nach Zürich, wo wir mit einem sonst sehr netten, aber politisch höchst feindlichen Ehepaar aus Gebweiler zusammentrafen, wie überhaupt die Fahrt durch das Elsaß wenig erquicklich war, da man meist feindlichen Mienen begegnete. Nach herrlicher Überfahrt über den See langten wir am Abend in Valenstadt an, wo wir Onkel Liebster n bereits antrafen. Am andern Morgen, 24. August, kam Hiersche und an Stelle Ritters Hiersches Schwager Hüttner aus Hamburg, ein ebenfalls wie wir drei, musikalischer Mensch, so daß das Quartett komplett war. Gleich am Morgen ging es bei herrlichem Wetter auf die Tour über die Churfürsten-Almen. Sie war nicht unbeschwerlich, aber wunderbar lohnend, mit den herrlichsten wechselnden Aussichten über die Gebirgswelt im Süden, und ihre sonnenbeglänzten Firnen und Gletscher. Bei jeder Raft erklang ein Lied. Nach vielstündigem Marsche fuhren wir bei Mondenschein von Quinten über den See nach Valenstadt, natürlich mit Gesang. Am 25. August fuhr ich mit Vater und Onkel nach Ragaz, Hiersche und Hüttner waren unterdessen nach Chur gefahren;

in Landquart trafen wir uns wieder, wo wiederum ein prächtiger Sangesabend uns vereinte.

Am 26. August gings über Klosters nach Davos, das damals noch etwas unkultiviert war, namentlich Dörfli; hier traf ich meinen Leipziger Studiengenossen Dr. Sprungmühl, der seines Lungenleidens wegen hingegangen war und sich dann als Arzt dort niedergelassen hatte. Von Davos Fußwanderung nach Wiesen, wo wir beim Landschreiber Palmi übernachteten. Am 27. August wanderten wir wieder von Wiesen nach Bergün. Hier nahmen wir Post nach Ponte über den Albulapaß. Wir bekamen einen Beiwagen, den der Postmeister nach einem fröhlichen Lied für uns öffnen ließ, so daß wir die großartige Landschaft voll genossen.

Am Abend kamen wir in Pontresina an, wo eine furchtbare Überfüllung herrschte, so daß wir in verschiedene Häuser zerstreut wurden und unter einer englischen Clique im Hotel zur Krone uns wenig behaglich fühlten. Um einen uns unangenehmen Landsmann zu umgehen, hatten wir vermieden, in dem Hotel Enderlin einzukehren, wo wir ein sehr gemütliches deutsches Publikum gefunden hätten. Aber die beiden Touren, am 28. August auf den Piz Languard, wo wir das höchste Quartett unseres Lebens, bei der wunderbaren Aussicht königlich lagernd, sangen, und am 29. August die Diavolezzatour (ohne Hiersche und Hüttner) gaben doch unvergeßliche Eindrücke. Am 30. August ging die Sängerschaft über Samaden und St. Moritz, Surlej-Paß, nach der Maloja und hinab ins wundervolle italienische Tal nach Chiavenna. In duftigem Mondschein dort angelangt, machten wir natürlich auf dem Platze an der Ruine noch eine Exkursion mit Gesang, dem die unter Platanen wandelnde Bevölkerung mit Wohlgefallen und Tacaporufen lauschte. Der Weg zu unseren Ruhestätten führte durch einen in märchenhaftem Glanze leuchtenden Garten.

Am 31. August mit dem Betturino nach Varenna an den herrlichen Comersee, auf dem wir alsbald nach Bellagio über-

setzten. Im Hotel Genazzini richteten wir uns häuslich ein. Die berühmten Gärten des Ufers wurden besucht, und am Abend ruderte uns auf schwankem Nachen der Schiffer hinaus in die laue Luft des Sees, auf dem natürlich wieder die deutschen Quartette ertönten, rings umgeben von Rähnen, deren In-fassen zuhörten. Am 1. September geleiteten wir den Vater nach Menaggio, der sich nun von uns trennte, um über den Idias wieder heimzukehren. Wir hatten in diesen vierzehn Tagen viel Wundersames gemeinsam verlebt. Am 2. September fuhren wir noch gemeinsam nach Como, wo auch wir Säger uns trennten. Ich fuhr zunächst nach Mailand, Verona und Benedig, deren Herrlichkeiten ich flüchtig genoß. Auf der Piazza traf ich abends Sigmund, den Wiener Syphilidologen, und auf dem Dampfschiff nach Benedig begegnete ich Livius Fürst, dem ich später einmal — Heines wegen — heftig gegenüberreten mußte. Aber schon damals berührte mich sein Wesen nicht angenehm. Wir schauten uns aber mit einem jungen Wiener Ehepaar zusammen noch Triest an, das wir bei herrlicher Morgenbeleuchtung am 6. September begrüßten, um nach kurzem Besuch von Miramare, den Werften u. a. dann nach Wien abzdampfen. Am 7. September, nachmittags, kam ich dort an, wo ich nochmal einige Wochen zu bleiben beabsichtigte, um bei Benedikt Elektrotherapie zu studieren. Wunderlich hatte gewünscht, ich möchte diesen Zweig der praktischen Medizin kultivieren, um eine Lücke im Gesamtlehrplan in der Fakultät auszufüllen. Freilich traf ich es, da Ferien waren, nicht gut. Benedikt kam nur selten mal von seiner Sommervilla in Mödling nach Wien herein; ich mußte mich begnügen, seine Methodik kennenzulernen, und studierte inzwischen das Buch Brenners, seines Gegners, über Elektrotherapie. Immerhin war der Aufenthalt nicht ganz fruchtlos, einige Male war der Verkehr mit Benedikt ganz interessant. Ich lernte eine Anzahl Kollegen kennen, zu denen auch Soltmann gehörte. Mein hauptsächlichster Verkehr war aber mit Richards. Meines Freundes

Konrad Vater hatte sich nach seinem Fallissement in Wien als Agent niedergelassen, und mit dessen Söhnen, Konrads Brüdern, sowie seinen Bekannten, kam ich viel zusammen. Zuweilen schloß sich Dr. Pagenstecher an. Wir trafen uns des Abends meist in der „Schnecke“, dem Stammlokal von Reichards. Konrad schrieb zuweilen aus Augsburg. Außer der elektrotherapeutischen Poliklinik besuchte ich auch häufig die Kinderpoliklinik Montis, der mich sehr freundlich aufnahm, ab und zu die Poliklinik für Hautkranke (Kaposi-Kohn).

Am 7. Oktober verließ ich Wien traf, nach einigen Verwandtenbesuchen im Vogtland am 12. Oktober in Dresden und nach dortiger Rücksprache mit den Eltern über die verschleierte Zukunft am 15. Oktober in Leipzig ein.

B l ü t e

Praktischer Arzt und Privatdozent

In Leipzig war meine neue Wohnung schon hübsch vorgerichtet und nun begann das neue Leben bei Frau Bley und Töchtern in der Bosestraße 1 (später zur Nürnberger Straße geschlagen), wo ich ziemlich fünf Jahre lang hausen sollte. Der Winter verging ohne besondere Ereignisse. Die Praxis stellte sich sehr spärlich ein und nahm sehr langsam zu. So hatte ich genügend Zeit, mich auf meine Vorlesungen vorzubereiten und in der Literatur mich auf dem Laufenden zu halten. Außerdem fing ich bald an, im neuen pathologisch-anatomischen Institut bei Wagner zu arbeiten, viel im Zusammenleben mit Freund Thierfelder, ohne Anregung aber seitens Wagners. Thierfelder arbeitete an seinem Atlas, er war ein meisterhafter Zeichner, aber nicht sehr fleißig, so daß es nur zu fünf schönen Heften kam an Stelle der projektierten zwölf bis fünfzehn, zum großen Verdruß seines Verlegers Reissland. Als er nach Rostock an die Seite seines Bruders berufen worden war (1875), machte er gar nichts mehr. Aber er war und blieb eine schöne, imponierende Persönlichkeit. Er hatte auch ein herrliches, wohlklingendes Organ, mit dem er aber auch nichts weiter anfang, als daß er zuweilen an schönen Abenden mit uns im Freien ein zweistimmiges Volkslied sang. Er war also vielseitigst begabt, auch ein guter Sprecher, aber es fehlte ihm Energie. Freund Knapp pflegte zu sagen, schon seiner Hand sehe man diesen Mangel an. Die wissenschaftliche Arbeit vollzog sich immer an den Vormittagen; um 1 Uhr pilgerten wir von der Liebigstraße den ziemlich weiten Weg zum Schützenhaus in der Georgenstraße, an unsern ziemlich kärglichen Mittagstisch.

Zweierlei Themata beschäftigten mich in den folgenden Jahren, einmal das Studium der pathologischen Anatomie der

Ruhr an eignen aus der Lazarettzeit aufgehobenen Präparaten, sowie an solchen aus der Wagner'schen Sammlung. Das Ergebnis war die Schilderung der Krankheit in dem um diese Zeit begonnenen großen Handbuch von Ziemßen, wo ich die Beschreibung der Ruhr übernommen hatte. Besondere Anerkennung hat meine damalige Arbeit nicht gefunden; sie war im Grunde, obwohl eine sorgfältige Spezialuntersuchung, im großen Handbuch begraben und übersehen worden. Erst viel später wurde sie, wie oben schon erwähnt, gewürdigt.

Das andere mich noch mehr interessierende Thema betraf eine bis dahin kaum, jedenfalls dem großen Arztpublikum nicht bekannte Krankheit der Hirnarterien, eine Folge der syphilitischen Infektion. Noch im Krankenhause hatte mich ein Fall in lebhaftes Erstaunen versetzt, der, im besten Mannesalter, einer halbseitigen Lähmung wegen aufgenommen war, die mit anhaltender rauschartiger Verwirrung einherging, und wo der Aderlaß, statt zu nützen, geradezu ungünstig zu wirken schien, denn bald nachher erfolgte der tödliche Ausgang. Die Sektion ergab keine Blutung, sondern eine Erweichung, dabei aber ganz ungewohnte herdartige Veränderungen der dem kranken Hirn entsprechenden Arteria fossae Sylvii: umschriebene Verdickungen des Gefäßrohres mit bedeutender, fast bis zum Verschuß gehender Verengerung des Lumens, das durch einen geronnenen Pfropf verstopft war.

Im pathologischen Institut kam auch ein zweiter analoger Fall vor, den ich während des Jahres 1872 genau zu studieren Gelegenheit hatte. Die eigentümlichen Beziehungen der Arterienveränderung zu der örtlichen Ausbreitung der Krankheit im Gehirn heischte eine Aufklärung des Zusammenhanges, die durch das bis dahin bekannte topographisch-anatomische Verhalten der Hirnarterien nicht zu erlangen war. Ich kam dadurch auf den Gedanken der stückweisen künstlichen Injektion der an der Gehirnbasis verlaufenden und den Willis'schen Zirkel bildenden Arterien: eine Untersuchung, die zu der

Entdeckung der in den Gehirnstamm und die großen Ganglien eintretenden Endarterien, im Gegensatz zu den miteinander in Verbindung tretenden Arterien der Hirnrinde führte und eine neue Topographie der Gefäßversorgung der Hirnslagadern schuf. Noch im Laufe des Jahres konnte ich die neue Lehre im Zentralblatt für die medizinischen Wissenschaften veröffentlichen. Daß diese Leistung von Wert war, erkannte ich an der Art, wie Professor Ludwig, der große Physiologe, mich dazu beglückwünschte. Die Fortsetzung meiner Untersuchungen über die Hirnarterienlues wurde zunächst durch die Ruhrarbeit etwas hinausgeschoben.

Abgesehen von meiner wissenschaftlichen Tätigkeit brachte das Jahr 1872 auch mancherlei persönliche Erlebnisse. Während des Winters war ich allmählich zu der Bedeutung eines gesuchten Tänzers und Ballherren herangewachsen, trotz meiner unscheinbaren Persönlichkeit — vielleicht weil ich ein guter Tänzer und auch ein nicht langweiliger Unterhalter war. Anfang 1872 trat ich in den Dozentenverein ein. So wechselten denn Professoren-, Concordien-, Gewandhausbälle mit mancherlei Privatbällen ab und nahmen neben sonstiger Geselligkeit die Abende recht in Anspruch. Mit Meinert und seiner Kegelei blieb ich in Beziehung, mit Hiersche und dem Männergesangverein, mit den befreundeten Assistenten im Jakobshospital blieb ich im Verkehr. Endlich gab Treibmann die Anregung zu einem ärztlichen Kränzchen der früheren Krankenhausassistenten, dem zunächst Siegel, der spätere Bezirksarzt, Treibmann, Friedländer, Blas, Thierfelder und ich beitraten. (Am 13. September 1873 fand das erste Konvivium bei Friedländer statt.) Außerdem wurde von „Nichtkrankenhauslern“ noch Bernhard Wagner, der Bruder des Professors, hinzugenommen. Später, nachdem sie das Hospital verlassen, traten noch Bahrdt und Dumas hinzu (im Mai 1874), und als er nach Leipzig kam: Heinze. Wir kamen wöchentlich, abwechselnd in unseren Wohnungen — die Mehrzahl waren Junggesellen —

zusammen. Diese Vereinigung hat sich die ganzen einundzwanzig Jahre, bis ich Leipzig verließ, und noch lange nachher, unverändert erhalten und ist uns eine Quelle freundschaftlichen Verkehrs und geselligen Genusses gewesen und geblieben. Allmählich nahm der Tod einen nach dem andern aus dem Kreise hinweg.

Im selben Jahre wurde ich auch allmählich immer heimischer am sog. Hahnschen Tisch. Der Name schrieb sich her von einem Wirthshaus in der Klostersgasse, das von einem Wirt namens Hahn geführt wurde. Hier, im Sommer in einer Laube im Freien, pflegten sich eine Reihe unbewebter, hauptsächlich der philosophischen Fakultät angehöriger Dozenten zum Mittagessen zu versammeln. Es waren dieselben, die sich auch zu der Seite 78 erwähnten Regelei zusammengefunden hatten. Mein medizinischer Freund Thierfelder kam mit neu hinzu; auch Dumas erschien bisweilen. Öfters weilten auch auswärtige Gelehrte, die Geologen Studor und Börgen längere Zeit in unserem Kreise. Zur Regelei kam auch der ausgezeichnete Geograph Peschel, mit dessen Haus und Familie sich bald ein engerer Verkehr anknüpfte.

Viel Umgang pflog ich in den Jahren 1872 bis 1875 mit dem Chemiker Dr. Max Vogel, einem Genossen der Pauliner Studentenzeit. Wir nahmen zusammen französische, später auch englische Konversationsstunde und trafen auch sonst öfters in Gesellschaft und privatim, auch in der Familie seines Vaters, eines Leipziger Stadtrates, zusammen. Er war ein frischer, lebenslustiger Mensch, wurde aber später kränzlich und hypochondrisch und erreichte kein hohes Alter.

In das Jahr 1872 fiel eine Herzensangelegenheit, die sich sonderbar ausspann und nach vielen Auf- und Abwegen zwischen Hoffnung und Niedergeschlagenheit unbefriedigend endigte. Ich war von einer Familie zu einem ländlichen Feste eingeladen, hatte bei Tisch zu meiner Rechten eine Dame, die mir — ich konnte das nach früheren Beobachtungen annehmen — gewogen war, während zur Linken ein mir bis dahin

unbekanntes Fräulein gesetzt war. Für diese fing ich in einer mir selbst eigentlich unerklärlichen Weise Feuer, und ich machte ihr bei jeder der nicht ganz spärlichen Begegnungen den Hof in nicht mißzuverstehender Weise. Sie begegnete mir bald mit auffälliger Wärme, bald ganz kühl. Um die Fastnachtszeit des Jahres 1873 wurde die Sache brennend. Ich war mehrfach bei den Eltern eingeladen gewesen und glaubte es zu meinem Vorteil deuten zu dürfen. Nach einem Balle voller leidenschaftlicher Stürme des Herzens begleitete ich sie nach Hause und hielt in schöner Mondnacht um ihre Hand an. Ich wurde nicht abgewiesen, aber vertröstet. Ich erhielt Zutritt zur Familie zum Zwecke näherer Bekanntschaft. Unglücklicherweise wurde die Sache durch eine Indiskretion des Vaters bekannt und ging wie ein Lauffeuer durch alle zahlreichen Kreise ihrer und meiner Bekanntschaft, was sie so verwirrte, daß ich gebeten wurde, zunächst meine Besuche wieder einzustellen. Neue Anknüpfung fand aber weder meiner- noch ihrerseits statt; im August des Jahres teilte ich meinen Verzicht mit. Die Dame hatte sich zweifellos für mich interessiert, der Vater schrieb mir im selben Sinne. Schließlich gab aber doch wohl mein äußerer Mensch den Ausschlag, daß es nicht zu einer bedingungslosen Neigung langte. Die Sache hat mir aber lange angehangen und zusammen mit andern trüben Erfahrungen auf beruflichem Gebiete bis zum Jahre 1875 mich innerlich in einer unausgesetzt depressiven Stimmung festgehalten.

Der Sommer und Herbst 1872 brachte noch zwei größere Erlebnisse: das fünfzigjährige Paulinerstiftungsfest, eine warm begrüßte Gelegenheit, viele liebe alte Freunde wieder zu sehen. Man nahm Gäste bei sich auf; mir war mein braver Coätane Pastor Gabsch zugeteilt. Er kam an — mit Frau. Nun, das Ehepaar wurde in meiner Schlafstube einlogiert, ich schlief während der Festwoche auf dem Sofa.

Dann fand die Versammlung der Naturforscher und Ärzte in Leipzig ihren diesjährigen Vereinigungspunkt, die viel des

Interessanten bot. Dubois=Reynold hielt seine berühmte Rede über „Ignorabimus“, ein wissenschaftliches Duell fand statt zwischen Stricker und Cohnheim über die Entzündung und die Bedeutung der Emigration der Leukozyten, die Cohnheim eben entdeckt hatte. In der letzten Sitzung für innere Medizin kam ich noch zu Wort mit meinem Vortrag über Hirnarterien-syphilis, der sehr interessierte. Gottlieb Merkel in Nürnberg sendete mir daraufhin die Präparate mehrerer von ihm beobachteter Fälle, die mir für meine Monographie noch sehr zustatten kamen.

Während des Sommers 1873 hörte ich eine anregende Vorlesung. Der vor kurzem nach Leipzig berufene Schüler Pettenkofer's und Boits Franz Hofmann hielt eine Vorlesung über Ernährungsphysiologie, die viele Ärzte mit mir belegten. Sie brachte uns ganz neue Kenntnisse und Begriffe; ich habe seitdem dauerndes Interesse für Diätetik und Ernährung behalten.

Im Winter 1872/73 nahm mich die Geselligkeit womöglich noch stärker in Anspruch als im vorherigen Jahre. Trotzdem konnte ich fleißig an meiner Dysenteriearbeit bauen, im September 1873 konnte ich sie an Ziemßen senden.

Professur, Verlobung und Heirat

Im Herbst 1873 (22. September) wurde ich zum außerordentlichen Professor mit sechshundert Talern Gehalt ernannt — auf den Vorschlag von Wunderlich: ein Lichtblick in meiner sonst nicht sehr befriedigenden Lage. Ich mußte mir beim Überblick über mein Vorwärtskommen sagen, daß es mit der ärztlichen Praxis noch immer nur sehr langsam voranging, was sich übrigens auch in den Jahren nach meiner Ernennung nicht änderte. Dasselbe war aber auch mit meinen Erfolgen als Dozent der Fall. Im Hauptkolleg, der klinischen Propädeutik, schwankte die Zuhörerzahl auf und ab, ohne progressiv zuzu-

nehmen, und die spezielle Pathologie wurde auch nur spärlich gehört. Später hörte ich manchmal von früheren Zuhörern, daß sie in der klinischen Stunde viel bei mir gelernt hätten, aber damals erhöhte nichts meine Hoffnungen auf die Zukunft.

Nichtsdestoweniger legte ich die Hände nicht in den Schoß, sondern nahm alsbald, nachdem ich mit der Dysenterie fertig geworden, meine Monographie über die Hirnarterienlues eifrig in Angriff. Sie beschäftigte mich ziemlich ein Jahr lang, am 15. August 1874 konnte ich die letzten Bogen dem Verleger Dr. Lampe (F. C. W. Vogel) übergeben.

In den Herbstferien 1873 unternahm ich gemeinsam mit Liebsters eine hübsche Reise nach Hamburg und Helgoland, wo ich zum ersten Male das Meer kennenlernte, nicht ohne ihm auch zu opfern. Leider hat mich meine Neigung zur Seefrankheit auf der Mehrzahl der seitdem öfters gemachten Seefahrten immer um einen Teil des Genusses gebracht, und oft habe ich meinen Onkel Liebster und andere beneidet, die gerade in den Zeiten hohen Seeganges, wo das Meer seinen ganzen Zauber entwickelt, ohne Beschwerden auf Deck verweilen konnten.

Der Winter 1873-74 verging in der üblichen Weise: viel Geselligkeit, namentlich bei Alfons Meinert, der außer dem Kreise der „Vielliebchen“-Regelei auch mehrere Freunde vom Hahnischen Tisch sich angeschlossen hatten, und wo eine ganze Reihe von Festen während der Wintermonate in der Stadt und im folgenden Sommer auf dem Lande in Imnitz, der Besitzung der Eltern Meinerts, sich abspielten.

Im Februar 1874 konnte ich mir einen älteren, aber noch gut gehaltenen Flügel (Wanckel & Temmler) kaufen, und nun widmete ich mich während meiner Mußestunden fleißig dem Klavierpiel. Mit meinem Famulus Döhler, zuweilen auch mit Freund Böttcher, wurde viel vierhändig gespielt.

Anfang 1875 regte mich Freund Vogel an, einem jungen, sich eben bildenden gemischten Chor beizutreten, der die Pflege

der Bach'schen Kantaten auf seine Fahne geschrieben hatte. Ich folgte seiner Aufforderung, anfangs ohne besondere Neigung gerade für den Gegenstand dieser Bestrebungen zu verspüren, eigentlich mehr, weil ich hörte, daß gute Gesellschaft sich da vereinigte. Aber sehr bald wurde ich in dem Studium der ersten Werke dieses größten und tiefsten Künstlers im Reich der Töne — es waren die Kantaten „Christ lag in Todesbanden“, „Wer da glaubet und getauft wird“ und „Lobet Gott in seinen Reichen“ (Amalie Joachim sang bei der Aufführung die Altarien) — unter der faszinierenden Leitung des jungen Volkland warm und wärmer. Zwar hatte ich schon als Student ein paar Jahre im Nidelverein mitgesungen, unter anderem auch die hohe Messe, aber damals war mir das rechte Licht in der Würdigung dieses einzigen Genius noch nicht aufgegangen. Jetzt aber, mit reiferer Empfänglichkeit für polyphonisches Gewebe ausgestattet, lernte ich den wunderbaren Thomaskantor nicht bloß wirklich kennen, sondern lieben. Fast zwanzig Jahre habe ich dem Leipziger Bachverein, den ich am 31. Januar 1875 mit gründen half, angehört und ungezählte Stunden reinsten und edelsten Genusses durch diese Zugehörigkeit verlebt. Nicht nur, daß ich immer gründlicher die ganze ungeheure Größe Bachs zu ermessen befähigt wurde: ich gewann in den ersten Jahren dieser musikalischen Beschäftigung gleichzeitig das Verständnis für einen jüngeren Tondichter, der mich bis dahin sehr kühl gelassen hatte, den ich nun aber bald mit wahrhafter Begeisterung anhörte und allmählich so lieb gewann, daß er mir über alle anderen neueren Komponisten ans Herz wuchs und mein musikalisches Dasein seit etwa meinem vierzigsten Jahre verklärt und verschönt: Johannes Brahms. Es war noch eine weitere Bereicherung meines Lebens, die mit meiner Teilnahme am Bachverein zusammenhing: die näheren Beziehungen, in die ich allmählich zu dem um Brahms gescharten erlesenen Musikerkreise kam, und unter diesem zu einem Paar der herr-

lichsten Menschen, die meinen Lebensweg gekreuzt haben. Ich ahnte nicht, als ich zum ersten Male mit den wenigen Tenoristen hinter den wohlbekanntem Leipziger Dämchen die verschlungenen Gänge der mächtigen Chorsäße übte, welche reicher Lebensinhalt mir hier entstehen würde. (Vgl. darüber S. 108ff.)—

Nach Abschluß meiner Arbeiten über die Arterien-syphilis, denen sich die Bearbeitung der Hirn-syphilis in Ziemßens großem Handbuch angeschlossen hatte, beschloß ich, mich dem experimentellen Studium der Darmkrankheiten zuzuwenden und verlegte gleichzeitig meine Laboratoriumsarbeit aus dem pathologischen Institut Wagners in das chemisch-hygienische Laboratorium von Franz Hofmann, wo ich chemisch noch nachlernen wollte. Hier war im Frühjahr ein neuer Assistent Flügge aus Hannover angetreten, und mit diesem kam ich nun in nähere Berührung. Wir machten gemeinsame Spaziergänge und Kneipereien; er wurde auch bald Genosse der Kegelei des Hahnschen Tisches. An diesem trugen sich allmählich mancherlei Veränderungen zu. Knapp war 1874 nach Straßburg berufen worden. Überhaupt wurden aus den jungen Dozenten allmählich eine ganze Reihe ordentlicher Professoren. Zirkel und Peschel waren es ja schon bei ihrem Zutritt. Von der Mühl wurde nach einigen Jahren in Basel, Mayer in Leipzig, Credner ebenfalls (nach längerem Extraordinariat) an der heimischen Universität Ordinarius, jene für Mathematik, dieser für Geologie, Philippi ging nach Gießen, Mitsche nach Charand, v. Meyer nach Dresden an die Technische Hochschule; Flügge wandte sich nach zwei Jahren nach Berlin zu Robert Koch und wurde bald nachher Ordinarius der Hygiene in Göttingen, später Breslau und Berlin, und als letzter wurde ich zwei Jahrzehnte später nach Berlin berufen.

In jenen Jugendjahren unserer Vereinigung begann nun aber auch für viele das Ende des Junggesellenlebens. Credner hatte zuerst Anfang der siebziger Jahre die Tochter des viel-

fachen Millionärs Riebeck in Halle heimgeführt, Hase folgte mit der Tochter des bekannten Germanisten und prächtigen Menschen Zarncke, Mitsche heiratete Fräulein Marie Pessel, Flügge deren Freundin Tschetschorka, Thierfelder eine Rostockerin. Nicht viel später verlobte sich Blasß, sowie die auch zur Hahnschen Kegelei hinzugekommenen Bahrdt und Flechsig. Es war das Zeitalter der Aufgabe des vorübergehend proklamierten Beschlusses, „uns durch Sprossung fortzupflanzen“. Zirkel nur und Weddige blieben hartnäckige Junggesellen.

Im Sommer 1875 erkrankte ich fieberhaft unter Entzündungserrscheinungen an Mastdarm und Blase, und da ich mich anfangs nicht richtig schonte, zog sich die Sache mit immer neuen Rückfällen einen ganzen Monat bis Ende Juli hin. Ich ging deshalb auf Wagners Rat nach Karlsbad, wo ich mich, in anregender Gesellschaft, die sich zufällig zusammengefunden hatte und ganz besonders durch meinen höchst jovialen Kollegen Dr. Butter aus Wurzen immer neu belebt wurde, rasch erholte und nach dreiwöchigem Aufenthalt meine Kur abschließen konnte. Mit Butter und seiner Gattin blieb ich, sowie meine bald errungene Frau, in freundschaftlichsten Beziehungen und öfterem Verkehr bis zu dessen im hohen Alter von achtzig Jahren erfolgten Tode.

Diese Kur hat mich nicht nur körperlich, sondern auch seelisch von dem Druck der tiefen Depression, die ich insgeheim unablässig in mir trug, befreit und ließ mich wieder frohgemut ins Leben schauen. Hierzu trug freilich vor allem ein Ereignis bei, das meine Lebenslage einer glücklichen Veränderung zuführen sollte.

Auf der Heimreise von Karlsbad nach Dresden traf ich unterwegs meinen früheren Pflegevater, Onkel Julius aus Mylau, der ebenfalls nach Dresden wollte. Als wir zusammen ausstiegen, wurden wir von Onkels Schwager, dem Kaufmann Julius Haußner, der seinen Wohnsitz kürzlich von

Sprottau nach Dresden verlegt hatte, und von seiner Tochter, einer, wie ich sofort bemerkte, sehr anmutigen jungen Dame, in Empfang genommen. Nach kurzer freundlicher Begrüßung fuhr ich zu den Eltern in den Waldpark. Am nächsten Vormittag begleitete ich Onkel Julius in die Stadt; er forderte mich auf, ihn zu Haußners, seinem Schwager, zu begleiten. Wir wurden freundlich aufgenommen, mit einem Frühstück bewirtet, und dann besuchte das blonde Fräulein mit uns die Kunstausstellung. Am Nachmittag fuhr die Familie Haußner, Onkel und ich auf einem kleinen Schraubendampfer — einer neuen Unternehmung, an der Vater Haußner beteiligt war — nach Blasewitz, und dort fand nun eine sehr belebte Vereinigung der Familien Heubner und Haußner im Schillergarten statt, wo Rosi (Dietsch) und ich, mit Konrads Begleitung, allerhand schöne Duette sangen und die Zeit uns nicht lang wurde. Für den folgenden Sonntag, 29. August, war Familie Haußner zu uns zu Mittag eingeladen, wo ich bei Tisch und im Garten beim Reifenspiel von neuem Gelegenheit hatte, das neue Bäschen zu beobachten und zu — schätzen. Es kamen nun ein paar Tage ruhiger Überlegung und Selbstbetrachtung. Ich hatte mich schon ein paar Jahre zuvor in Wylau für das Bild des lieben Mädchens interessiert und viel von ihrer guten Erziehung und Wirtschaftlichkeit erzählt bekommen, freilich auch davon, daß sie in Sprottau von den dortigen Offizieren recht umschwärmt worden sei. Ich fragte mich, da sie in ihrer anmutigen Jugendblüte ganz entschiedenen Eindruck auf mich gemacht hatte — sie war zwanzig Jahre alt —, ob ich den Mut haben sollte, mir nach so kurzer Bekanntschaft eventuell nochmals (dann aber zum letzten Male im Leben) eine ausweichende Antwort auf eine Herzensfrage zu holen. Am Sedantage, 2. September, einem Donnerstag, war ein Zusammentreffen der Familien auf der Brühlschen Terrasse verabredet, die besonders festliche Feier des fünfjährigen Sedantages zu begehen. Vormittag hatte mein Vater auf der Turnere-

wiese die Festrede gehalten. Wir fanden einen hübschen Platz zu gemeinsamer Unterhaltung. Gegen 9 Uhr abends sollte die bengalische Beleuchtung der Fontäne am Theater sein, wir jungen Leute wanderten, das Schauspiel zu genießen; ich bot Fräulein Haußner den Arm; es war nötig, um glatt durch das Gewühl der Menschen vorwärts zu kommen. Auf der Rückkehr zu den Eltern hielt ich ein wenig von der übrigen Jugend zurück — die Knaben Haußner wimmelten eifrig um uns herum — und wagte die entscheidende Frage. Sie wurde mit einem klaren „Ja“ beantwortet. Auch Martha, die nun meine, hatte von mir schon viel gehört, so daß sie nicht blindlings etwa sich nach so wenig Tagen persönlicher Berührung mir anvertraute. Dieser Sedantag brachte das Glück in mein Leben. Ein jubelnder Bräutigam legte sich zur Ruhe und hielt am folgenden Tage bei den Eltern um die Hand ihrer Tochter an. Ich konnte ihr eine, wenn auch bescheidene, doch genügende Existenz bieten und bekam gern die Zustimmung der Eltern, besonders des Vaters. Die Mutter war zurückhaltender.

Nun begann ein herrlicher Herbst und Winter. Es waren noch wunderschöne warme Tage, die folgten, und selten, wenn meine nicht große Praxis nicht einmal durch einen schweren Fall mich zurückhielt, versäumte ich, am Sonntag mit dem frühesten Zuge nach Dresden in die Arme der Geliebten zu eilen. Oft verlebten wir den Tag im Waldpark, die schöne Laube dort nahm von neuem ein Liebespaar gastlich auf. Auch meine Eltern waren glücklich über meine Wahl. In einigen Monaten scharfen Winters machten uns Spaziergänge über Schnee und Eis und Schlittschuhlauf gemeinsames Vergnügen und als, schon im Februar, die Lerche anfang zu singen, pilgerten wir über das grüne Feld in wonniger Stimmung nach dem Waldpark hinaus.

Die Monate bis zur Hochzeit, am 1. Juni 1876, verflogen gar rasch; ich fand eine passende Wohnung in der Emilien-

straße, bei einem Herrn Schaf, der sie uns nach meinen Angaben hübsch herrichten ließ; ein recht behagliches Nest für ein junges Paar.

Zur Hochzeitsreise konnten die Pfingstferien benutzt werden, sie ging über Heidelberg, wo wir Hermanns Grab in dem herrlich blühenden Friedhof besuchten, und Baden-Baden in den Schwarzwald. Wir reisten wie die Studenten, ließen das große Gepäck meist per Bahn von einem Ort zum andern gehen und bummelten in den Frühlingstag ohne bestimmten Plan hinein. Wenn wir am Abend so gepäcklos (und etwas zerzaust) im Hotel ankamen, musterte man uns zunächst mit verwunderten Blicken, bis wir die großen Koffer vom Bahnhofe holen ließen. Es ging bis zum Bodensee, wo ich von dem schönen Inselhotel in Konstanz aus Martha die fernen Alpen zeigen konnte.

Nun begann das Leben daheim. Es ging recht bescheiden, aber selig im gegenseitigen Besitze zu. Gleich am Ende des ersten Monates gab es einige Tränchen, als die junge Frau mit dem Wirtschaftsgeld nicht auslangte. Aber das focht uns nicht an. Um meine Einnahmen zu erhöhen, nahm ich das Amt eines Studentenarztes (für ein paar Hundert Mark) an. So konnte ich während des Hochsommers der geliebten Frau schon ein „halbes weißes Kleid“ schenken. Zu einem ganzen langte es noch nicht. Sie brauchte es für die geringe Geselligkeit, die wir eingingen. Wir machten eben mit Rücksicht auf unsere knappe Wirtschaft nur wenig Besuche. Aber der Verkehr mit dem Hahnschen Tisch wurde lebhaft. Es traf sich nämlich, daß um die gleiche Zeit die Mehrzahl der Genossen unserer Tischgesellschaft die Ehe eingingen, und daß alle Frauen fast ohne Ausnahme sich gegenseitig so gut verstanden, daß ein wahrhaft harmonisches Verhältnis sich ergab und wir länger als ein Jahrzehnt dadurch den denkbar angenehmsten und geistig angeregtesten Verkehr genossen. Die Frauen Credner, Hase, Von der Mühl, Mayer, von Meyer,

Thomsen, Leskien, Bahrdt, Tillmanns, Dumas u. a. bildeten einen sympathischen Kreis, der meiner Frau sofort in liebenswürdigster Weise entgegenkam. Ein besonders intimes, lebenslang sich fortsetzendes Verhältnis entwickelte sich zwischen Melie Bahrdt, Johanna von Meyer, der Tochter des großen Chemikers Kolbe, und meiner Martha, die nach ein paar Jahren auch räumlich in allernächste Berührung kamen, insofern wir in einer 1879 bezogenen Wohnung der Emilienstraße unmittelbare Nachbarn der beiden im nächsten Haus neben uns wohnenden Familien wurden.

Noch im ersten Jahre fingen meine Einnahmen recht ansehnlich zu steigen an. Zunächst allerdings mußte ich im Herbst 1876 noch Schulden machen, indem ich ein paar ersparte Papiere bei meinem Freunde Hiersche lombardierte; der Betrag von 750 Mark wurde verwandt, die Kosten einer Reise zu decken, die ich mit der jungen Gattin in wissenschaftlichem Interesse unternehmen mußte. Ich hatte mich von Anfang meiner Laufbahn an besonders für Nerven- und Gehirnkrankheiten interessiert, dies auch durch mehrere Arbeiten und besonders durch meine Monographie dokumentiert, was meinen mir so wohlwollenden Chef bewog, mich auf das Fach der Psychiatrie hinzuweisen, das ich eventuell an der Universität würde vertreten können. Ich besuchte deshalb die Klinik von Gudden in München, des berühmten Psychiaters, der später mit König Ludwig II. im Starnberger See verunglückte. Sodann fuhr ich nach Deggendorf im bayrischen Walde, wo der spätere Nachfolger Guddens Grashen eine große Irrenanstalt leitete. Hier studierte ich eine Reihe von Wochen an der Hand der Krankengeschichten die verschiedenen Formen des Irreseins bei dem zahlreichen Krankenmaterial des großen Hauses. Nach einem kurzen Besuch in Prag, wo ich Freund Huppert wieder sah, und auf dem Sonnenstein bei Pirna (Direktor Lessing) kehrte ich nach Leipzig zurück und las während der nächsten Semester öffentlich über Psychiatrie. Aber

ich konnte der Sache keinen Geschmack abgewinnen; die damalige Trostlosigkeit der Therapie, die ich in allen besuchten Anstalten kennengelernt hatte, stieß mich so ab, daß ich eine spätere, nach Wunderlichs Tode vertraulich an mich gehende Anfrage, ob ich den Lehrstuhl für Psychiatrie (als Extraordinarius) in Leipzig probeweise übernehmen wolle, ablehnend beantwortete. Die Fakultät scheint mir deshalb sehr gegrollt zu haben; jedenfalls wurde ich von da an schlecht behandelt.

An der Leipziger Poliklinik

Indessen hatte sich nach meiner Rückkehr nach Leipzig doch ein neues Feld der Lehrtätigkeit an der Universität für mich eröffnet. Professor Thomas war nach Freiburg i. Br. berufen worden. Dadurch wurde die Direktion der Distriktpoliklinik frei und mir übertragen. Ich trat sie am 1. November an. Es war eine mühselige, aber für die Studenten fruchtbringende Tätigkeit. Ich hatte die Studenten zum praktischen Berufe, zur Wirksamkeit in den Familien vorzubereiten. Zahlreiche Armendistrikte waren ärztlich zu versorgen, und unter meiner Kontrolle hatten die Praktikanten die gemeldeten Fälle zu besuchen und auch selbständig zu behandeln. Sie wußten sich dabei von mir dadurch überwacht, daß ich auch selbst jeden Fall besuchte und mit beobachtete; zweimal wöchentlich war Referatstunde. Während der ersten Jahre waren die Praktikanten recht spärlich, die sich dieser viel Taft und zeitraubende Gänge beanspruchenden Tätigkeit unterzogen. Es wurde um so mehr der Fall, als mir im Herbst 1877, nach Wunderlichs Tode, auch die provisorische Leitung der medizinischen ambulatorischen Poliklinik übertragen wurde, wo sie bequemer meinen Unterricht genießen konnten, wenn sie ihn begehrten. Zu den nicht unbedeutenden und sehr willkommenen Erhöhungen meiner Einnahmen, die die Universitätsstellung mit sich brachte, kam noch eine weitere Einnahmequelle hinzu,

die Stelle eines Vertrauensarztes bei der Leipziger Lebensversicherung. So konnte ich schon am Ende des Jahres, wo ich meinen Hausstand gründete, auf eine Einnahme von rund zehntausend Mark zurückblicken.

Daher konnten wir uns ohne Sorgen der Geburt eines gesunden Söhnleins erfreuen, die uns der Juni des Jahres 1877 bescherte. Mit väterlichem und ärztlichem Interesse folgte ich der Entwicklung seines körperlichen und seelischen Lebens, und keines der innerhalb des nächsten Jahrzehntes uns geschenkten Kinder, eines Knabens und zweier Mädchen, hatte sich der gleichen Aufmerksamkeit von meiner Seite zu erfreuen, wie der älteste, Wolfgang. Es wird das wohl in den meisten Fällen ähnlich sein. Freilich ein solch hartnäckiger und tiefgründiger Forscher an der eignen Kinderwelt, wie mein späterer hochgeschätzter und verehrter Freund Wilhelm Camerer, bin ich eben nicht gewesen.

Den Herbst 1877 wollte Martha sich noch nicht von ihrem Kinde trennen, daher machte ich allein eine Fußreise durch die Dehtaler Alpen und nach Meran. Hier traf ich mit Erb und dessen junger Frau auf eine spaßhafte Weise zusammen. Ich kam bestaubt und ermüdet im Gasthof zu Naturus, am Ausgang des Schnalser Tales an. Während ich dort zu Mittag aß, sprach mich der Kutscher eines Wagens an und bot mir einen Sitz in einem Wagen an, den ein junges Ehepaar gemietet hatte. Die junge Frau war sehr hübsch, und ich nahm unter der Bedingung an, daß das Ehepaar nichts dagegen habe. Der gestrenge Herr Gemahl erklärte ziemlich mürrisch seine Einwilligung, worauf ich mich nicht sogleich vorstellte. Während der Fahrt kamen wir aber doch ins Gespräch, und es dauerte nicht lange, so stellte ich mich denn vor. Jetzt hellte sich das Gesicht meines Gegenübers auf, und lachend zeigte er auf seinen Koffer: da habe ich ja Ihr Buch zum Studieren auf der Reise drin; er nannte seinen Namen; ich erwiderte: und ich habe Teile Ihres Buches (in Ziemssens Handbuch) in

meinem Koffer. So wurde denn rasch Freundschaft geschlossen, und wir verlebten ein paar wunderhübsche Tage in Meran. Mit Frau Erb zog ich hoch zu Ross in Schloß Tirol ein — einer meiner Jugendträume. Dann fuhren wir noch zusammen nach München, zur Naturforscherversammlung, wo ich Lichtheim kennenlernte, Soltmann seine Hirnexperimente vortragen hörte und mit Strümpell verkehrte. Erb und Strümpell! Ich ahnte damals nicht, daß sie erfolgreiche glücklichere Konkurrenten in meiner Leipziger Stellung zu werden bestimmt waren.

Nach meiner Rückkehr nach Leipzig fand ich Wunderlich schwer krank. Er starb Ende September. Mit ihm verlor ich meinen einzigen wahren Freund und Fürsprecher in der Fakultät. Wagner, sein Nachfolger an der Klinik, dessen treuer Schüler ich von Anfang meiner Studien an war, und in dessen Institut ich jahrelang (nicht ohne Erfolg) gearbeitet hatte, hat niemals zu meinen Gunsten gesprochen und sich immer sehr lau mir gegenüber verhalten. Er aber war der naturgemäße Sachverständige, wenn es galt, ein Urteil über mich abzugeben. Ob dabei Konkurrenzneid in bezug auf die Konsiliarpraxis eine Rolle gespielt hat, wie mir von manchen Seiten später gesagt worden ist, muß ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls hat er später in Strümpell und in Albin Hoffmann weit ungefährlichere Konkurrenten als Polikliniker an seine Seite gezogen.

Mir wurde von da an (neben der Distriktpoliklinik) die provisorische Leitung der medizinischen Poliklinik übertragen, die Wagner aufgab. Dieses Provisorium wurde von der Fakultät über zweieinhalb Jahre ausgedehnt. Ich hätte mir sagen können, daß daraus wohl der Schluß zu ziehen war, daß ich diese Leitung niemals definitiv erhalten würde. Trotzdem war ich so töricht, immer wieder darauf zu hoffen.

Im Herbst 1877 hatte unsere ganze Familie, mit Ausnahme des Jüngsten: Vater, Mutter, Amme und Dienstmädchen an

einer sehr unangenehmen Massenerkrankung teil, die uns mit wochenlangen heftigen Schmerzen heimsuchte, nämlich Tri-
chinese. Zahlreiche Leipziger Familien waren unsere Schid-
salsgenossen. Ein junger Dozent, Professor Brodhaus, erlag
der Krankheit.

Wunderlich, dessen ausführlichen Nekrolog mir die Familie
übertrug, hinterließ mir noch im Tode ein Erbe: ich wurde
an seiner Stelle zum begutachtenden Arzt an der Leipziger
Lebensversicherung (neben dem Chirurgen Professor Benno
Schmidt) berufen. Immer in bestem Einvernehmen mit den
Leitern dieses großen Unternehmens, mit Kummer, Händel
und namentlich dem ausgezeichneten Menschen und Geschäfts-
manne Otto, meinem lieben Freunde, habe ich diese Stellung
siebzehn Jahre bis zu meiner Berufung nach Berlin inne-
gehabt. Sie war auch materiell sehr einträglich.

Der weiteren Familie brachte das 77er Jahr viele Verluste, namentlich
das liebe Mnlauer Pfarrhaus starb fast aus. Schon Ende 1876 war die Mutter
der Tante Marie „die Blauische Großmutter“, hochbetagt gestorben. Im
Januar 1877 starb der gute Onkel Julius, und im Juni, ehe sie die Pfarre ver-
lassen mußte, seine zweiundneunzigjährige Mutter. Tante Marie zog zu ihrem
Sohn Gottwald nach Flöha. — Im November desselben Jahres starb in Plauen
der begabteste der Heubner'schen Brüder, Onkel Gustav, Meister vom
Stuhl der dortigen Loge.

Das Jahr 1878 verging in friedlichem Familien- und Berufsleben. Im
Herbst dieses Jahres machte ich mit Martha eine große Reise nach dem Salz-
kammergut, von da nach dem Buxtertal und über Bozen nach den italienischen
Seen, Verona und Mailand. — In Niederdorf „bei der Emma“ trafen sich
noch einmal (zum letzten Male) die Quartettjäger von ehemals. H i e r s c h e
mit Frau und Schwager und das L i e b s t e r s c h e Ehepaar vereinigten sich in
der köstlichen Luft dieses Tiroler Dorfes, und wieder erklangen die alten
lieben Lieder. Wir bestiegen dort den „Sarkofel“ mit einem ganzen Himmel
von Edelweiß und Enzian, auch nach Cortina wurde ein Absteher gemacht.
Das Wetter war übrigens recht regnerisch.

Im Winter 1878/79 blühte das gesellige Leben am Hahn'schen Tisch mit
besonderer Lebhaftigkeit. Maskeraden, Tänzchen, Theaterpiel wechselten
in reicher Fülle. Von Ostern 1878 bis Michaelis 1879 war Bruder Konrad
unser regelmäßiger Tischgast. Nach Absolvierung des Gymnasiums kam er
nach Leipzig, um am dortigen Konservatorium Musik zu studieren. Er wurde
ein lebenswürdiges Mitglied unserer Familie. Im September 1879 führte
ich ihn in Wien ein, wo er bei N o t t e b o h m die Technik der Komposition

erlernen wollte. Die Reise nach Wien machte ich auf dem Umweg über die gleichen Alpengegenden wie im Jahr vorher, und zwar gemeinsam mit Freund Hase. Diesmal war das Wetter äußerst günstig, so daß wir über die Pfandelscharte, an der herrlichen Pasterze und dem Großglockner vorbei nach Heiligenblut und ins Pustertal wandern konnten — ein im vorigen Jahr durch den Regen ins Wasser gefallener Plan — und dann noch eine köstliche Tour durch die Dolomiten anschlossen.

Das Jahr brachte mir den Gewinn näherer Beziehungen zu dem Ehepaar von Herzogenberg, die zu einer der glücklichsten Bereicherungen meines Lebens führen sollten, denn sie vermittelten mir (und Martha) den näheren Verkehr mit dem Kreise um Brahms. Doch war schon die Berührung mit Herzogenbergs selbst reich an wohlthuendsten Eindrücken und Erlebnissen.

Wie ich schon oben gesagt habe, zog mich der große Sebastian immer enger in seine Kreise, ich trat bald dem Vorstande des Bachvereins bei und kam so in oftmaligen Verkehr mit seinem Dirigenten von Herzogenberg. Er hatte diesen Posten im Winter 1875/76 angetreten, nachdem Volkland, der erste und begeisterte Dirigent, bereits Herbst 1875 nach Basel berufen worden war. In Herzogenberg gewann der Verein einen geistigen Führer von seltenen Eigenschaften. Zwar war er kein hervorragender Dirigent, und man hatte bei den Auführungen, wenn er, den Kopf auf die Partitur gesenkt, halb mechanisch den Takt zu schlagen schien, manchmal Mühe, eine gewisse Bangigkeit wegen der Gefahr des Umwerfens zu überwinden. Aber er wirkte doch nicht nur in den Aufführungen und Proben, sondern auch bei den seltenen Gelegenheiten geselligen Verkehrs, bei kleinen Sommerausflügen und Spaziergängen des Vereins auf seine ganze Sängerschar durch seine auserlesene Persönlichkeit. Er war ein Adliger wahrhaft von Gottes Gnaden, von vornehmster und lauterster Gesinnung, aber auch von völlig unbefangener Beurteilung der Menschen und wohlwollendstem Verständnis gegenüber jeder fremden Individualität. Leidenschaftliches Wesen ging ihm, auch als

Dirigenten, vollkommen ab; er mochte auch wohl kein sehr starkes Temperament besitzen, wenigstens merkte man auch seinen Kompositionen ein solches nicht an. Aber geläuterte, ja oft geradezu verklärte Stimmung herrscht in den Erzeugnissen seiner Muse, die nie populär waren, noch je werden, aber dem Kenner und feinsinnigem Publikum immer von neuem Genuß bieten. Denn wenn auch seine Phantasie nicht allzu hohen Flug nimmt, so ist sie doch aristokratisch im besten Sinne des Wortes, und dabei von der vollendetsten Meisterschaft in allen technischen Beziehungen getragen. Dieser Musiker hatte aber auch eine Allgemeinbildung von einer Gründlichkeit und einem Umfang, daß man im Gespräch über die beliebigsten Materien stets Anregung, ja Belehrung aus seinem Munde erhielt. Und dabei umgab ihn stets die Atmosphäre gelassener Vornehmheit.

Nun aber sie, Frau Elisabeth! Was ist von dieser Frau schon eigentlich von jedem, der sie kennengelernt, gesagt, geschrieben, geschwärmt worden! Sie war eine Persönlichkeit, die einfach jeden und jede, die ihr nahe kamen, bezauberte. Sie ist auch für mich eines der größten und erquickendsten Erlebnisse meines Lebens. — Während der Gatte einem französischen Refugié-Geschlecht (Picéduc) entsprossen war, hatte sie ursprünglich niederdeutsches Blut in den Adern. Ihr Vater, Baron von Stockhausen, war bis 1866 hannoverscher Gesandter in Wien und siedelte nach der Annexion Hannovers ganz in diese Stadt über, so daß die Luft der Kaiserstadt ihr Wesen erzieherisch beeinflusste, was für ihre künstlerische Begabung wie für ihr seelisches Erblühen gewiß nicht bedeutungslos war. Ihre Erziehung wurde frühzeitig in musikalische Bahnen geleitet. Die vorzüglichsten Klavierlehrer unterrichteten sie. Auch Brahms, der spätere treue Freund der Familie, gab ihr eine Zeitlang Stunden, scheint aber aus einer gewissen Vorsicht, Hans Sachsen in den Meisterfingern vergleichbar, sich bald von dieser wunderschönen Eva-Tochter

zurückgezogen zu haben. Frei reichte sie dem jungen, edlen Musiker die Hand, und das Paar wurde bald von der Musikstadt Leipzig angezogen. Ich erinnere mich noch eines Abends im Gewandhause, wo wir Junggesellen in der dunklen Ecke, genannt „Wolfschlucht“, den Klängen Beethovens lauschten. Da tat sich die Tür auf, und eine wunderbare Erscheinung, uns allen unbekannt, nahm mit ihrem Gatten auf die Dauer eines Musikstückes Platz. Es war ein plötzliches Leuchten in unserm Käfig aufgetaucht: alle waren frappiert. Erst später erfuhr man, Frau von Herzogenberg sei die Erscheinung gewesen. Sie war von mittlerer Größe, aber sehr ebenmäßiger Gestalt, goldblondes Haar umfloß ein völlig klassisch gebautes Gesicht, mit dem beweglichsten Ausdruck des Mienenspiels. Dabei hatte sie in Sprache und Bewegung eine Anmut und Grazie ganz unnachahmlicher Art, nicht diejenige einer muntern Französin etwa, sondern jene ruhige, selbstverständliche, wie wir sie bei den Frauen der Griechenzeit in deren höchster Blüte uns vorstellen. Sie hatte Momente vollkommener Holseligkeit, so wie sie Meister Hildebrand als heilige Cäcilie auf ihrem Grabe in San Remo gemeißelt hat, andererseits aber auch einer frischen, munteren Koketterie von ganz ungewöhnlichem Reiz. Unvergesslich ist mir ein Bild, das in diese Richtung fällt. Ich war im Jahre 1879 Hausarzt bei dem edlen Paare geworden. Gelegentlich eines Besuches plauderten wir nach Erledigung des Ärztlichen, ein Stieglitz flog im Zimmer umher. Da nahm sie ein Körnlein Vogelfutter zwischen die Lippen, der Stieglitz flog auf die erhobene weiße Hand und pickte das Körnlein von den blühenden Lippen. Brahms hatte damals schon in seinen Liebeswalzern jene köstliche Nummer: „Wenn ich ein hübscher kleiner Vogel wär“ komponiert. Da stand die Verkörperung vor mir! — In diesem wunderbaren Aeußeren wohnte nun aber eine dem Gatten völlig ebenbürtige, ja in bezug auf Phantasie und Schwung wohl sogar überlegene Seele. Sie spielte herrlich Klavier, mit feinsinnigstem Ein-

gehen auf jede Nuance des Tondichters, den sie deutete. Ganz besonders den Favoriten der beiden, Brahms, von ihr zu hören, war höchster Genuß. Sie sang, sie komponierte, sie dirigierte, ohne irgend hervorzutreten, ganz im stillen den Verein bei den Proben besser als ihr Mann. Sie äußerte sich in ihren Briefen vielfach sehr kritisch über die wenig genügenden Leistungen des Chores, auch über das Leipziger Musikwesen und seine „Progen“. Wie sie schreiben konnte, weiß jeder, der ihren köstlichen Briefwechsel mit Brahms gelesen. Jeder Brief, ja jede Postkarte, die sie an mich als Arzt richtete, hatte irgendein originelles Sätzchen oder Wort, was über das Banale des Geschäftlichen hinaushob. Kunstgeschmack auch auf anderen als musikalischen Gebieten war ihr in gleicher Weise eigen wie ihrem Gatten. Die schönsten Kunstgegenstände meines Besitzes sind Geschenke, die sie von ihren Reisen nach Italien mir mitbrachte. Aber auch in den allerpraktischsten Verhältnissen war sie hervorragend talentiert, in der Kunst Brillat-Savarins wetteiferte sie mit jeder österreichischen oder böhmischen Köchin von Fach. Dabei war sie die Güte selbst. Das Paar befand sich wirtschaftlich durchaus nicht im Überfluß, aber trotz beschränkter Mittel half sie in ihrer Umgebung, bei ihren Dienstboten und deren Anhängen, soviel sie nur konnte. Noch nach ihrer Übersiedlung nach Berlin bat sie mich mehrfach um ärztliche Hilfe für arme Familien Leipzigs, die ihr noch am Herzen lagen.

So wandelte sie durchs Leben, sicher und hold, Freude verbreitend in jedem Kreis, den sie betrat. Einen Schmerz freilich hatte auch sie zu tragen: diese glückliche Ehe war kinderlos. Ich hatte oft nötig, sie zu trösten mit dem Hinweis darauf, daß es für ihren Gatten wie für uns alle sehr weise so eingerichtet sei, denn ein Kindbett könne ihr das Leben kosten. Sie hatte nämlich von einer rheumatischen Erkrankung im Mädchenalter einen ersten Herzfehler davongetragen, der ihr zwar in jener Zeit keine großen Beschwerden machte, aber

schließlich doch nach schweren körperlichen Anstrengungen ihren viel zu frühen Tod herbeiführte. — Von den Jahren 1879 bis 1885 war mein Verkehr mit diesen herrlichen Menschen durch meine ärztlichen Funktionen ein unausgesetzter, wenigstens während der Wintermonate. Die Sommermonate verbrachten sie meist in den Boralpen, in der „Liselei“ bei Berchtesgaden, später er allein in seinem selbsterbauten Heim in Heiden am Bodensee. Innerhalb des Bachvereins war ich von ihnen als „Stütze des Tenors“ geschätzt.

Beruflich und in der Familie ging das Jahr 1879 traurig für mich zu Ende. Die Verhandlungen der Fakultät im Oktober führten zur Berufung Erbs an die medizinische Poliklinik, die ich also im Frühjahr 1880 nach zweieinhalbjähriger Leitung abzugeben hatte. Kein Wort des Dankes für diese unentgeltlich übernommene Leistung weder von der Fakultät noch vom Ministerium! Ich muß meine Sache wohl recht schlecht gemacht haben. Die einzige Liebenswürdigkeit meines „Gönners“ Wagner bestand darin, daß er mir die freudige Mitteilung acht Tage vor ihrem öffentlichen Bekanntwerden zukommen ließ.

Und nach der Geburt unseres zweiten Sohnes Hermann, am 18. Dezember, erkrankte meine geliebte Frau (bereits am zweiten Tage) unter hohem Fieber an einer schweren Infektion. Die Erkrankung verlief in den ersten vierzehn Tagen unter dem Bilde der Sepsis und erstreckte sich über mehrere Wochen. Während dieser Zeit hatte ich gleichzeitig ein Lazarett im Hause: der Neugeborene hatte eine vom Nabel ausgehende Lymphangitis, die Amme eine Appendizitis, Wolfgang die Masern und das Stubenmädchen eine Magenblutung. Das waren traurige Weihnachten und Jahreswechsel. An meinem Geburtstag verließ meine Martha zum ersten Male das Bett, um ein paar Stunden auf dem Sofa zuzubringen.

Distriktpoliklinik und Kinderkrankheiten

Von Ostern 1880 ab hatte ich nun meine ganze Kraft als Lehrer der Distriktpoliklinik zuzuwenden. Der Besuch war bis dahin seitens der Studenten wenig eifrig gewesen. Eine einfache Maßnahme steigerte alsbald das Interesse so, daß allmählich ein blühendes Unterrichtsinstitut sich entwickelte. Bis dahin waren die gemeldeten Kranken immer nur in den zweimal wöchentlich abgehaltenen Referatstunden ausgeteilt worden, was zur Folge hatte, daß die akuten Erkrankungen, namentlich der Kinder, meist schon zur Hälfte abgelaufen waren, wenn die Praktikanten ihren Besuch machten. Von jetzt an wurde am selben Tage, wo die Kranken in der Sprechstunde gemeldet waren, der Praktikant, der an der Reihe war, durch Postkarte benachrichtigt, so daß er alsbald den Kranken besuchen konnte. Jetzt war sofort das Interesse geweckt, und es erfolgte eine geregelte Beobachtung, die nun in den Referatstunden vom Lehrer kontrolliert und erläutert wurde. Bald stieg die Praktikantenzahl auf fünfundzwanzig; mehr konnte ich des beschränkten Materials wegen nicht beschäftigen; und es kam dahin, daß die Distriktpoliklinik von den Studierenden schon im ersten klinischen Semester auf drei Semester voraus belegt wurde. Das wurde allmählich auch über die Grenzen Leipzigs hinaus an den Universitäten bekannt.

Dem hauptsächlichsten Krankenmaterial, das mir zu Gebote stand, entsprechend, konzentrierte sich meine wissenschaftliche Tätigkeit nunmehr ganz vorwiegend auf die Pathologie des Kindesalters. Dabei kam noch ein günstiger Umstand mir zu Hilfe, der mich nach und nach über die durch meinen Mißerfolg bei der Fakultät entstandene Depression hinaushob.

Nach Abgabe der medizinischen Poliklinik gewann ich wieder mehr Zeit. Bis dahin hatte ich ein kleines Laboratorium im Dachgeschoß in dem von uns bewohnten Hause eingerichtet; wo ich die in der Distriktpoliklinik bei Sektionen gesammelten

Präparate untersuchte. Dort entstand die Arbeit über das Scharlachdiphtheroid, wo ich zum ersten Male die Photographie benutzte, um Abbildungen mikroskopischer Schnitte zu veröffentlichen. In dieser Abhandlung war auch eine genauere Beschreibung des normalen Baues der Gaumenmandel enthalten — die unbeachtet blieb, während die später erschienene Beschreibung Bernhard Fränkels überall zitiert wurde. — Jetzt, von 1880 an, fand ich genug Zeit, wieder im pathologischen Institut zu arbeiten. Hier aber herrschte, seit Wagner vom pathologischen Anatomen zum Kliniker metamorphosiert war, Cohnheim, der Schüler Virchows, mit seinem Assistenten Weigert. Da gab es nun freilich ganz andere Anregung als früher. Der ideenreiche Cohnheim war den bei ihm Arbeitenden zugänglich und ließ sich gern auf Diskussionen mit seinen klinischen Kollegen ein. So konnte ich mich manche fruchtbringende Stunde mit ihm über verschiedenerelei mich damals interessierende pathologische Fragen besprechen; er war immer ebenso aufnahmefähig wie ausgiebig: ein großer Unterschied von anderen Pathologen aus der Virchowschen Schule, namentlich denen, die ich später in Berlin kennenlernte. Nicht minder anregend war Weigert, sprühend von Geist und Humor und ein wunderbarer Techniker; damals hauptsächlich Farbekünstler. Fast allmonatlich brachte er uns, den im Laboratorium Arbeitenden (unter denen ich den späteren Hygieniker Fraenkel, den Dermatologen Reisser und den Chirurgen Landerer erwähne) eine neue Farbmischung, deren Zusammensetzung er nicht verrät, die uns aber bei unseren Untersuchungen die ausgezeichnetsten Dienste leistete. In jenen Jahren entstanden meine Arbeiten über Hirntuberkel, über Hämoglobinurie nach Scharlach, über Exsudativum multiforme, besonders aber die experimentellen Untersuchungen über die gerinnenden Exsudate auf Schleimhäuten, die denjenigen bei der Diphtherie durchaus analog erschienen, und die mich zu der Schlussfolgerung führten, daß die diphtheritische Entzündung eine Erkrankung der Schleim-



Otto Heubner im 40. Lebensjahr.

hautgefäße zur Grundlage habe. Dieser Abhandlung wurde der Kaiserin-Augusta-Preis für die beste Arbeit über Diphtherie zuerkannt. Das war im Frühjahr 1883, ziemlich genau zur selben Zeit, als mir von der Fakultät die schwerste Kränkung zuteil wurde: Erb war nach Friedreichs Tode nach Heidelberg zurückberufen worden. An seiner Stelle schlug die Fakultät, mich übergehend, (mit einer Stimme Mehrheit, wurde mir erzählt) den viel jüngeren Leipziger Privatdozenten Strümpell vor. Als dieser im Jahre 1885 nach Erlangen ging, wurde Albin Hoffmann aus Dorpat berufen. Ich wurde geflüffentlich ausgeschaltet.

Ich hatte inzwischen neben meiner Lehrtätigkeit als Polikliniker eine Vorlesung über Kinderkrankheiten ausgearbeitet, die durch meine sich mehrende Erfahrung (eben in der poliklinischen Armenpraxis) jährlich mehr Farbe und Einschlag bekam und ein immer wachsendes Auditorium sich eroberte. Ich habe dieses Kolleg auch in Berlin bis zum Ende meiner Lehrtätigkeit festgehalten, und bis zuletzt zog der Montagabend von 6 bis 8 Uhr abends die Studenten, die in Leipzig wie in Berlin sich auf weit über hundert, zeitweilig fast bis zu zweihundert beliefen, dauernd an.

Einen heilenden Balsam auf die Wunden des schlimmen Winters 1879/80 legte der Herbst 1880, der uns eine der reizendsten Ferienreisen unseres Lebens brachte. Ihr Ziel war Sahnitz, wo wir mit einer sehr vergnügten und harmonischen Gesellschaft zusammentrafen. Wir hatten prächtiges Wetter, und jeden Nachmittag fand sich unsere Schar zu gemeinsamen Spaziergängen zusammen, wo es dann harmlos, aber seelenvergnügt zuging. Abends wurde eine Bowle getrunken und ein selbst verfaßter „Sahnitzer Courier“ verlesen. An schönen Mondscheinabenden fuhren wir hinaus ins Meer. In unserer Laube ging es öfters etwas laut zu, aber nirgends vergnügter. — Ein Abstecher nach Kopenhagen wurde gemacht, wobei wir — nach verschiedenen vorher dargebrachten Opfern — unsere Seefestigkeit zu bewahren imstande waren.

In dem Jahrzehnt 1880 bis 1890 nahmen mich in meinen nicht sehr dicht gesäten Freistunden zweierlei außerberufliche Interessen in Anspruch. Der eine war der Reitsport. Schon im Jahre 1879 hatte ich mit einigen Bekannten vom Hahnschen

Tisch wieder begonnen, Reitunterricht zu nehmen. Zunächst waren wir zum alten Bieler gegangen. Er war etwas bequem geworden, sein Sohn verunglückte bei einer Fahrt mit jungen Pferden. Da trat ein früherer ostpreußischer Wachtmeister, Bujarsky mit Namen, bei Bieler ein; und alsbald merkten wir, daß bei diesem Manne etwas zu lernen sei. Die Lehre begann ab ovo; zunächst auf Decke ohne Sattel und allmählich wurden die Gänge, die Abbiegungen, das Zusammenstellen, kurz Sitz und Führung geübt, so daß schon nach einem halben Jahre diejenigen, die einiges Talent hatten, recht leidliche Reiter waren und zu leichtem Sport auf der Rennbahn sich heranwagen konnten. Durch Fleiß und Sparsamkeit, durch Reisen nach England, von wo er immer eine Reihe preiswerter Pferde mitbrachte, erwarb sich Bujarsky bald so viel, daß er eine eigene Reitbahn sich bauen konnte, wo die bei ihm verkehrenden Herren sich Anfang der achtziger Jahre zu einem Reiterverein „Sport“ zusammenschlossen, der im Frühjahr und Herbst auf der Rennbahn im Sprung über Hürden und Gräben sich übte, auch ab und zu Schnitzeljagden veranstaltete. Da war ich nun mit Lebhaftigkeit dabei und eroberte mir in den Rennen mehrere Ehrenpreise. Der Beteiligung an den Rennen mußte ich aber 1883 ein Ziel setzen, nachdem ich — kurz vor der Geburt unseres dritten Kindes Lisbeth — einen schweren Sturz dadurch erlitten hatte, daß mein Pferd statt über eine Hürde, über die Barriere ging und, mit den Vorderfüßen hängenbleibend, sich überschlug und auf mich drauf fiel. Da mußte ich meiner Frau versprechen, von dieser Art Sport zu lassen. Das Reiten aber wurde nicht aufgegeben, im Gegenteil schaffte ich mir bald ein eigenes Pferd an und hatte jahrelang das Vergnügen morgendlichen, sehr frühen Spazierrittes. Schon um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr ging es fort in den von Fasanen, Rehen, Kaninchen belebten Wald hinein. Erst von meinem fünfzigsten Jahre an wurde mir das frühe Reiten bei der strammen Tagesarbeit zuviel, und ich verkaufte mein Pferd, einen prachtvollen Traber.

Aber bis zu meinem Weggange von Leipzig blieb ich ein eifriger Besucher der jährlich auf der schönen Rennbahn am Scheibholze abgehaltenen deutschen Frühjahrs- und Herbstrennen. Auch auf Reisen benutzte ich die Gelegenheit, Rennen mir anzusehen. So fuhr ich im Jahre 1883 von Frankfurt aus nach Homburg, wo nach Beendigung der Manöver von den Offizieren des 11. Armeekorps vor Kaiser Wilhelm ein Armeerenrennen abgehalten wurde. Da sah ich dicht neben dem kaiserlichen Glaszelle sitzend eine sehr erlauchte Gesellschaft beieinander. In der Mitte stand der greise (sechsendachtzigjährige) Kaiser Weißbart, etwas gebückt, aber in strammer Haltung, neben ihm Moltke, und in der Umgebung der Prinz von Wales, unser nachmaliger Verderber, der König Milan von Serbien, der König Alfons von Spanien (einige Wochen später in Paris als deutscher Man belästigt), Prinz Wilhelm, unser späterer Unglückskaiser, damals den beiden hübschen, später so unglücklichen Prinzessinnen von Hessen den Hof machend, und andere. Im Jahre 1885 besuchte ich die großen internationalen Rennen zu Baden-Baden, wo ein französisches Pferd, die „Plaisanterie“, den großen Jubiläumspreis von vierzigtausend Mark gewann.

Die zweite außerberufliche Leidenschaft war und blieb auch im neunten Jahrzehnt des Jahrhunderts die Musik. Freilich die selbsttätige Pflege dieser holden Kunst am Klavier hatte ich längst aus Mangel an Zeit zum Üben aufgegeben. In den ersten Jahren nach meiner Verheiratung hatte ich noch ab und zu mit meinem Famulus Döhler, mit Fräulein Marie Benndorf, auch mit Fräulein Tschetschorka, der späteren Frau Flügge, gespielt. Aber bald hörte das auf. Dafür blieb ich eifriges Mitglied des Bachvereins, und namentlich von 1884 an regelmäßiger Besucher der Gewandhauskonzerte.

So flossen denn, nach innerer Überwindung der erlittenen Kränkung, die Jahre der ersten Hälfte des neunten Jahrzehntes

verhältnismäßig ruhig und ungetrübt dahin, befriedigend durch die Erfolge in dem engen Kreis des bescheidenen Lehrberufes, ganz angenehm durch das wachsende Ansehen im Publikum, und nach der Arbeit immer erholbar im Schoße eines glücklichen Familienlebens. Zu den Knaben gesellten sich (1883 und 1885) zwei Mädchen, die recht erfreulich heranblühten. Ab und zu trug eine Störung, so eine recht unangenehme Erkrankung an einem hochfebrilen Erythema exsudativum im Frühjahr 1882, der schon erwähnte Sturz im Jahre 1883, als Kontrastwirkung zur Erhöhung des wiederkehrenden Wohlgefühls bei. Schmerzlich berührte mich der Tod Cohnheims im Herbst 1883, und ebenso der Umstand, daß er in Birch-Hirschfeld einen ebenbürtigen Nachfolger nicht erhielt.

Unsere Ferienreisen machten wir, ausgenommen die beiden Jahre, wo Martha in den Sommermonaten entbunden war, gemeinsam. In den letztgenannten beiden Jahren hatte meine Frau insofern eine Entschädigung, als unsere Freunde Rechtsanwalt Kossbachs ihr nebst unsern Kindern ihre Sommerwohnung in Döllitz anboten, die ihnen seit dem Tode ihres Töchterchens verleidet war. So genoß denn die Familie, und an den Sonntagen auch ich meist mit ihr den schönen Garten und die ländliche Ruhe in vollen Zügen. In jenen Zeiten war meine Berufsarbeit noch dadurch gewachsen, daß ich an der in Leipzig ins Leben gerufenen Bewegung für Ferienkolonien lebhaften Anteil nahm, und nicht nur den Beratungen des hierfür gebildeten Ausschusses beiwohnte, viele hundert Kinder allsommerlich auf ihre mehr oder minder große Bedürftigkeit zu untersuchen hatte, die Leiter der einzelnen Kolonien beriet, sondern auch wiederholt ins Erzgebirge reiste, um geeignete Orte für die hinauszuführenden Kolonien auszuwählen. So war ich am Semesterschluß immer so abgelenkt, daß mir die Lust zu großen körperlichen Anstrengungen im Gebirge fehlte. Wir besuchten daher in diesen Jahren meist Seebäder, 1881 Borkum mit unserm vierjährigen Söhnlein Wolfgang. Am

Strand trieben wir sehr eifrig das Krocketspiel. Den Rückweg machten wir den Rhein entlang. Hermann war unterdes bei den Großeltern in Blasewitz. 1884 wiederholten wir den Vorkumer Aufenthalt mit beiden Knaben. Diesmal ging die Reise über Hannover zurück. Nur 1882 gingen wir mal in die Schweiz nach Wilderswyl bei Interlaken, wo wir aber vom Wetter sehr wenig begünstigt waren. Rückwärts besuchten wir die Naturforscherversammlung in Eisenach, wo ich zum ersten Male mich der Sektion für Kinderheilkunde anschloß. 1885 besuchte ich allein, nach einem Abstecher nach Baden-Baden (zu den Iffezheimer Rennen) die holländischen und belgischen Seebäder. Gleichzeitig lernte ich die holländische Malerei möglichst gründlich kennen und hatte daran großen Genuß. Besonders unvergeßlich ist mir Haarlem. Man durchwandert im Museum zunächst ein paar Säle, wo die Gildbilder von mehr oder weniger handwerksmäßigen Malern sich aufgehängt finden; auf einmal leuchtet und strahlt es im Hauptsale: da hängen die wundervollen, die gleichen Gegenstände behandelnden Bilder von Franz Hals! Da merkt der laienhafteste Betrachter, was es heißt, ein Kunstwerk in sich aufzunehmen! Aber auch Rembrandt in Amsterdam und im Haag, Rubens in Antwerpen waren seltene Erlebnisse. Ausgeruht wurde am Meere: Sandfort, Hest, Blankenberghe, Ostende usw. 1886 waren wir mit drei Kindern in Binz und genossen besonders die herrlichen Waldungen. Wir trafen einige Male mit Virchow zusammen, dessen süffisant-spöttisches Wesen mir schon damals nicht sehr sympathisch war. Ganz anders wirkte Joachim, der zu einem kurzen Besuch kam. Die erste Berührung mit ihm vermittelten Professor Stumpfs, damals in Halle, später unsere lieben Freunde in Berlin.

Noch zweimal, 1889 und 1891, lockte uns die See, und zwar Sylt, wo wir unter anderem die Medizinerhepaare Sonnenburg und Flügge, sowie die Theologen Guthe und Niet-

schel trafen; einmal fuhren wir mit den Jungens über Helgoland und Hamburg zurück. Dann hörte das Begehren nach dem Meere für längere Zeit auf.

Berufungsaussichten und Leipziger Kinderkrankenhaus

Der Herbst 1886 brachte den ersten Lichtblick in mein berufliches Dasein. Es hatte lange gedauert; aber schließlich kam es doch noch. Am 18. Oktober bekam ich einen Brief von dem berühmten Physiologen Hering in Prag, der bei mir anfragte, ob ich wohl geneigt sein würde, die durch den Tod Kaulichs leer gewordene Lehrkanzel für Pädiatrie und die Direktion des Franz-Josef-Kinderspitals in Prag zu übernehmen. Die Kommission der Fakultät der dortigen deutschen Universität beabsichtige, mich an einziger Stelle vorzuschlagen. Also für das, wie mir deuchte, vergessene Mauerblümchen fand sich doch noch ein Tänzer! Dreiundvierzig Jahre war ich alt geworden. Natürlich gab ich mit Begeisterung prinzipiell meine zustimmende Antwort; und Kahler, der junge Internist, den ich in Wiesbaden auf dem Kongreß für innere Medizin kennengelernt hatte, schrieb mir sehr erfreut und einladend. Freilich tschechisch müßte ich lernen.

Gleich am 20. Oktober meldete ich die Angelegenheit dem sächsischen Kultusminister, hatte bald darauf eine Audienz, in der v. Gerber sehr dafür war, daß ich den Ruf annähme. Ende November ging das Fakultätsgutachten von Prag an das Wiener Ministerium ab, und nun erfolgte der langsame österreichische Geschäftsgang. Meine Bedingungen hatte ich schon der Fakultät mitgeteilt, womöglich Ordinariat. Die Verhältnisse der Verwaltung des großen Kinderkrankenhauses waren sehr verwickelt, Fakultät, Statthalterei und der Gründer Professor v. Löschner teilten sich darein. Ein Professor Neureutter hatte als sogenannter Primararzt die Direktion,

der Fachvertreter die Klinik. Am 20. Januar 1887 erhielt ich im Auftrage des Kultusministers v. Gautsch die Berufung durch Ministerialrat Dr. David. Nun ging denn zunächst die Reise nach Prag. Vom 23. bis 27. weilte ich mit Martha in der tschechischen Hauptstadt. Das düstere Winterwetter trug nicht dazu bei, namentlich meine Frau sehr für einen zukünftigen Aufenthalt dort einzunehmen. Wir wurden aber von Kahler, Sigmund Mayer, Hering, Chiari sehr liebenswürdig aufgenommen, auch von Professor v. Löschner, den wir auf seinem Landgut in Welchau bei Karlsbad aufsuchten. Ich überzeugte mich beim Besuch des Franz-Josef-Spitals, daß mir eine gedeihliche Wirksamkeit in dieser Anstalt nicht möglich sein würde, solange der Professor Neureutter, der mir geradezu unfreundlich entgegenkam, als Primarius dort heimisch sein würde. Meine Bedingung war also, unbedingte Beseitigung dieses Primarius durch Kündigung. Wenn diese nicht zu erreichen, würde ich nicht kommen. Auf nochmalige Anfrage des österreichischen Ministers vom 27. Januar bat ich um Aufschub, bis die Prager Verhältnisse sich geklärt haben würden. — Gleichzeitig schrieb ich am 30. Januar an die Leipziger Fakultät mit der Mitteilung des jetzt definitiv an mich ergangenen Rufes. Der Dekan Thiersch antwortete, daß die Fakultät alles in ihren Kräften stehende tun würde, um mich der Leipziger Universität zu erhalten. — In der Tat wurden mir meine Bedingungen, zunächst Kinderpoliklinik, Lehrauftrag für Pädiatrie, ordentliche Honorarprofessur, Teilnahme am Examen, von Fakultät und Minister ziemlich rasch bewilligt, und auch die Unterstützung in meinen Bemühungen, in Leipzig eine Kinderklinik zu schaffen, von beiden Instanzen zugesagt. Da in Prag die Sache nicht vorwärts ging, lehnte ich am 26. Februar definitiv in Wien ab.

Nun begann ein frisches Leben und Kämpfen um die Erreichung meiner Zwecke in Leipzig. Die Poliklinik wurde sofort gegründet und zunächst im Hennig'schen Kinderspital und von

1883 an in der medizinischen Poliklinik im Einverständnis mit Professor Albin Hoffmann abgehalten. Die Zuhörerschaft wuchs rasch auf hundert und darüber, sowohl in der Poliklinik, wie im theoretischen Kolleg. Im März 1887 wurde ich ordentlicher Honorarprofessor und Examinator abwechselnd mit dem Polikliniker. Noch im Februar hatte ich eine Unterredung mit dem Vizevorsteher der Stadtverordneten, Geibel, der mir versicherte, daß in der Leipziger Bevölkerung das Bedürfnis eines Kinderkrankenhauses lebhaft empfunden würde, und daß die städtischen Behörden mich in meinen Absichten der Errichtung eines solchen unterstützen würden.

Gleich im Anfange der nun einzuleitenden Sammlungen drohte die Gefahr einer Verschleppung. Eines schönen Sonntagabends im Frühjahr 1887 telephonierte mir mein Freund Credner, ich müsse meine Sammlung noch verschieben, weil der Superintendent Panz die Absicht habe, die öffentliche Wohltätigkeit für ein Hospital in Zanzibar in Anspruch zu nehmen. Ich antwortete: „Sie werden von mir hören.“ Am Montag, meinem besetztsten Tage, setzte ich mich am Mittag hin und schrieb einen Artikel „Ein neues Unternehmen der Wohltätigkeit und des Gemeinfinnes“, der am folgenden Morgen mit meiner Unterschrift versehen im Tageblatt erschien. Das Hospital in Zanzibar war aus dem Felde geschlagen.

Nun ging das private Betteln los. Es waren die schwersten Gänge meines Lebens, die mich zu meinen wohlhabenden Freunden und Bekannten führten, um die ersten größeren Summen zu erwerben. Aber es glückte doch, einen erklecklichen Betrag von mehreren zehntausend Mark zusammenzubringen. Dem alten bewährten Sammelboten, der nun aufs größere Publikum losgelassen wurde, wurde bedeutet, er dürfe unter tausend Mark nicht zeichnen lassen. Großer Schreck! Aber nach wenigen Tagen kam er bereits mit neuntausend Mark an. Im Frühjahr 1888 waren bereits hunderttausend Mark gesammelt, Rat und Stadtverordnete schenkten den schönen

Platz in Reudnitz in der Größe von achttausend Quadratmetern, und nun wurde der „Verein zur Errichtung und Erhaltung eines Kinderkrankenhauses“ gegründet, zu dessen Vorstand mein lieber Patient, Gönner und Freund Dodel, der Bankier Becker, der Bezirksarzt Freund Siegel, Tillmanns, der zukünftige Chirurg des Hauses, und endlich unser trefflicher Baumeister Kossbach gehörten. Er, aber auch ich, erlitt gerade um diese Zeit einen großen, herben Schmerz: seine Frau, eine herrliche, feine, mir in unvergleichlich und unveränderlich hochherziger Weise zugetane Frau, starb an Appendizitis, deren Operation infolge der damals noch üblichen Sublimat-auspülung ominös wurde. Sie hat in schlimmen und guten Zeiten ein warmes Herz für ihren Doktor gehabt, hat ihn verteidigt, als die Fakultät ihn kränkte, bis zu dem Schritte, einzelne Fakultätsmitglieder direkt zur Rede zu stellen. So oft ich ihr Bild betrachte, einen wunderbaren Kupferstich nach einem Leon Pohleschen Gemälde, geschieht es dankerfüllten Herzens.

Am 3. November 1889 wurde, nachdem das Vermögen des Vereins auf dreihundertfünfzehntausend Mark gewachsen war, der Grundstein zum Kinderkrankenhause gelegt, und am 6. Dezember 1891 konnte der fertige Bau eingeweiht und bezogen werden. Eine jährliche Unterstützung zum Betriebe von zehntausend Mark hatte der Landtag bewilligt, nachdem ich der Finanzdeputation (zu der auch mein alter Freund Arthur Georgi gehörte) persönlich Vortrag gehalten hatte. So war ich denn nun, siebenundvierzig Jahre alt, Direktor der damals größten Kinderklinik Deutschlands. Der Unterricht in deren schönem Hörsaal hat mir immer neue Anregung und Freude gewährt; er ist auch durch sehr fleißigen Besuch und vielerlei Anerkennung seitens meiner Schüler bedankt worden (Sommersemester 1893 hatte ich hundertfünfzig Praktikanten).

Im Februar 1890 hatte ich in bezug auf meinen Universitätsberuf noch einmal eine — wenn auch kurz dauernde — Freude. Nach dem Tode v. Duschs schlug mich die Heidelberger medi-

ziniſche Fakultät an erſter Stelle als ſeinen Nachfolger in Poliklinik und Kinderkrankenhaus, und zwar als Ordinarius vor. Intriguen und Hofeinflüſſe bewirkten aber, daß der an zweiter Stelle vorgeschlagene Bierordt, Schulkamerad des Erbgroßherzogs, vom Miniſter berufen wurde. Es war ein Faſtnachtscherz.

Die Diſtriktſpoliklinik gab ich mit Übernahme der Kinderklinik auf, der Polikliniker Albin Hoffmann, ein geiſtreicher und gelehrter, aber der Praxis nicht zugetaner Mann, übernahm ſie. Ich machte noch als ihr Direktor die große Inſuenzaepidemie 1889/90 durch; dieſe Krankheit erſchien uns damals als eine völlig neue Offenbarung. In den Weihnachtswochen dieſer Jahreswende pflegte ich mit der Laterne früh $\frac{1}{2}$ 6 Uhr meine Praxis in den Armendistriktten zu beginnen.

Meine ſonſtigen Schickſale in dieſen Jahren friſchen Aufſchwungs waren auch im übrigen meiſt recht erfreulich. Die Kinder wuchſen in ſelten geſtörter Geſundheit und geiſtiger Friſche heran. Meine geliebte Gattin ſtand mir in dem Kampfe um das Kinderkrankenhaus treu zur Seite, gründete mit Frau Tillmanns, Fräulein Plaßmann und Frau Otto (der Gattin meines vortrefflichen, klarblickenden Freundes und Direktors der Leipziger Lebensverſicherungsgesellſchaft) den Frauenverein zum Beſten des Kinderkrankenhauses, der unſerem Verein reichen Segen und unermüdliche Hilfe gewährt hat.

Im Jahre 1885 war inſolge Berufung an die Hochſchule für Muſik das liebe Muſikantenpaar Herzogenberg nach Berlin übergeſiedelt, wo H. eine Meiſterabteilung für Kompoſition zu leiten hatte. Im Frühjahr 1887 erkrankte er mit unerträglichem Schmerzen im ganzen rechten Bein, für das ſich kein Beruhigungsmittel finden wollte. Ich glaubte bei einem Beſuche in Berlin, es möchte ſich um beginnendes Malum coxae handeln; aber die Lokaliſation erfolgte ſchließlich im Kniegelenk, das allmählich in äußerſter Beugeſtellung ſich fixierte und zulezt die Reſektion des ganzen hochgradig entarteten Gelenkes nötig machte. Es blieb bei dieſer eingelenkigen Störung, und der Patient genas damals nach der Operation, wenn auch mit ſteifem Bein. Frau Eliſabeth hat damals bei der mehr als einjährigen Pflege ihrem kranken Herzen den Reſt gegeben. H. ſelbſt erholte ſich voll-

ständig, trat sein Amt in Berlin mit frischer Kraft wieder an und dirigierte am 23. Oktober 1890 in Leipzig seine neue Symphonie; nachher war das Paar bei uns in kleinem musikalischen Kreise.

Die Zeit dieses Lustrums war recht arbeitsreich: ich leitete ja von 1888 an außer der Distriktpoliklinik die neue Poliklinik für Kinderkrankheiten mit großer Zuhörerschaft; ferner nahm mich neben wachsender Konsiliarpraxis das Studium der Säuglingsernährung nach dem *S o x h l e t* schen Prinzip stark in Anspruch, die ich mit dem Hygieniker *Hofmann* zusammen praktisch im beschränkten Kreise meiner poliklinischen Klientel mit Hilfe städtischer Mittel durchzuführen versuchte (was später in Form der „*gouttes de lait*“ von den Franzosen in größerem Umfange ausgeführt wurde); dies hatte zur Folge, daß ich meine Ferienmuße in der Hauptsache in Ruhestationen verbrachte, ohne viel zu wandern. Nur im Jahre 1887 wurde der Herbst noch zu einer größeren, vorwiegend zu Fuße mit der Gattin zusammen zurückgelegten Reise benutzt, die uns durch die *Dehtaler Alpen* in das *Ortlergebiet* und schließlich zum Ausruhen für vierzehn Tage auf den *Pfänder* am *Bodensee* führte. Dann gingen wir zur *Naturforscher-Versammlung* nach *Wiesbaden*, besuchten *Knapps* in *Strasbourg*, die Geschwister (*Konrad* und *Alma*) in *Saarbrücken*, um nach langen Wochen wieder heimzukehren. — In anderen Jahren besuchten wir *Lauterberg* am *Harz*, *Sylt*, *Bad Rages* in *Tirol*, den *Lido* von *Venedig* u. a. Die Ferien des Sommers 1890 benutzten wir zur Teilnahme an dem internationalen medizinischen Kongreß in *Berlin*. Während der *Osterferien* brachte ich immer einige Tage bei den Eltern zu, um dort in stiller Abgeschiedenheit Arbeiten zu erledigen, zu denen ich in der *Heße* des Tages in *Leipzig* nicht gekommen war. So war der Verkehr mit dem Elternhause gerade in diesem Zeitabschnitte ein besonders reger.

Zu *Pfingsten* 1888 machte ich eine *Rundreise* nach *Stuttgart* und *Budapest*, um mir die neuesten und gerühmtesten *Kinderospitäler* anzusehen. Die Pläne zu ersterem hatte *Rauchfuß*, zu letzterem der ältere *Bořan* entworfen. Für unser *Kinderkrankenhaus* nahm ich mir den *Budapester Grundriß* zum Vorbilde; im folgenden *Frühjahre* fanden die Pläne *Freund Kobachs*, die nach meinen Angaben entworfen waren, die Zustimmung des Rates.

Meinen beiden Liebhabereien blieb ich treu. Im Herbst 1886 kaufte ich mir mein erstes *Reitpferd*, eine kleine englische *Stute* aus der *Grafschaft Norfolk*, gut für mich passend und von ruhigem Temperament. Sie hatte, wie ich später merkte, nur den einen Fehler, daß sie mit dem rechten *Vorderfuße* leicht einmal *ausglitt*, was bei *unaufmerksamem Reiten* ab

und zu mal zu einem Sturze führte. In Gesellschaft von anderen Pferden sprang sie ausgezeichnet. Die Übungen in der Bahn während des Winters, besonders aber die Morgenritte ins Grüne waren mir in diesen Jahren eine große Erquickung, ich hatte den Eindruck, daß meine Vormittagsvorlesung an den Tagen, wo ich des Wetters oder sonstiger Abhaltung wegen mit dem Reiten aussetzen mußte, matter waren als beim Gegenteil. Begreiflich, daß das Interesse am Pferdesport ein reges blieb; ich versäumte nur notgedrungen eines der Rennen, die sich auf dem schönen Leipziger Rennplatze abspielten. Auch zu den Herbstmanövern pflegte Bujarsky mit seiner Schülerchar gern zu reiten.

Die andere Belegung meiner spärlichen Mußezeit bildete, wie von Jugend auf, die Musik. Zwar kam ich nie mehr zur eigenen Ausübung, aber um so mehr genoß ich im Anhören der Tonschöpfungen. Im Dezember 1884 wurde das neue, von Schmieden (Berlin) erbaute Gewandhaus mit seinem im Innern sozusagen aufgehängten Saal, der hauptsächlich hölzerne Wände hat, eingeweiht; es ergab sich, daß der Klang ausgezeichnet war und dem berühmten im alten Gewandhaus nicht nachstand. Ich hatte zwei Anteilscheine am Bau genommen und konnte mir zwei schöne Plätze auf der Galerie aussuchen, die ich denn das Jahrzehnt bis zu meinem Weggang von Leipzig nicht unbenuzt ließ. Da gab es manches herrliche Erlebnis. Reinedes Direktion schien mir oftmals zu zahm und unpersönlich, aber wenn ich später so manchen wilden Dirigenten „feine“ Beethovensche Symphonie illustrieren hörte, mußte ich mir doch sagen, daß jener feine Musiker jedenfalls die Mendelssohnsche Tradition aufrechterhielt und die Stücke wirken ließ, wie sie von den großen oder kleineren Tondichtern gedacht waren. Da gingen einem denn die Beethovenschen Symphonien so recht in Fleisch und Blut über, da hörten wir die Schumannschen mit ihrem ganzen romantischen Zauber, da entzückten uns — in den ersten Jahren

noch — Klara Schumann, Amalie Joachim, natürlich zu jedem Neujahr auch Josef, ihr Gatte, Eugen d'Albert, Ferruccio Busoni, Rubinstein, Klengel, um nur die Bedeutendsten zu nennen, da begeisterten uns die Sänger und Sängerinnen Scheidemantel, Gura, zur Mühlen, Frau Wittich, Moran-Olden, Schimon-Regan, Hiedler u. a. mit ihren künstlerischen Darbietungen. Es war auch um diese Zeit, daß ich anfing, in die mir bis dahin spröde erschienene Kunst von Johannes Brahms tiefer einzudringen, der mir allmählich zum Inbegriff des höchsten, tiefsten und reinsten Schaffens, zum bedeutendsten aller neueren Komponisten seit Beethoven und zu meinem Lieblingsdichter geworden ist. Zu seinem Verständnis hat mich früher als die Mehrzahl etwa gleichaltriger musikalischer Laien die immer größere Vertrautheit geführt, die ich durch die Studien des Bachvereins mit dem großen, erhabenen Sebastian erwarb. Ich blieb Mitglied dieses Vereins, auch nachdem Herzogenbergs im Jahre 1885 geschieden und als neuer Dirigent der Geiger Sitt gewählt worden war. Mit ihm trat ein trefflicher Geiger und guter Musikant, aber ein Naturbursche, an die Spitze des Vereins, der mit Herzogenberg an feiner musikalischer und allgemeiner Bildung sich nicht entfernt messen konnte. Die drei Individualitäten, die ich als Interpreten Bachs erlebt, waren gänzlich voneinander verschieden. Der anregendste beim Einstudieren des Chores war zweifellos der erste, Volkland. Wenn dieser mit seinem belebten, intelligenten Gesicht bei einer schönen Stelle seine strahlenden Augen auf uns richtete, ohne zu sprechen, oder wohl auch mit einem kurzen Ausruf „wie schön“, „welch herrliche Führung“, da wurde man elektrisiert und übte, oft recht anstrengend, mit Begeisterung. Leider verließ uns Volkland schon nach einem Jahre. Herzogenberg mit seinen vornehmen Allüren machte beim Üben den Eindruck des Gelehrten, der das Chorstudium mit Ernst und Intelligenz, aber

doch kühl und leidenschaftslos betrieb. Sitt dagegen war ein ganz mechanischer Einpaufer. Ich habe von ihm nie eine andere Bemerkung bei den Übungen gehört, als: „nochmal“. Als Dirigent bei der Hauptprobe und Aufführung war er freilich seinem Vorgänger weit überlegen.

Jedenfalls drang ich mit jedem Jahre der Übungen und Aufführungen unseres Vereins tiefer in die wunderbare polyphonische Kunst des großen Thomastantors, aber auch in seine herrlichen, gemütvollen, alle Regungen von der tiefsten Melancholie bis zur höchsten Erhebung in geistlicher und weltlicher Freude widerspiegelnden, unerschöpflichen musikalischen Gedanken. Auf diesem Hintergrunde hob sich mir nun allmählich immer schärfer und eindrucksvoller das Schaffen des Brahms'schen Genius ab, dem ich allmählich auf meinem musikalischen Altar den höchsten Rang unter allen Tondichtern neben Bach und Beethoven und einen diesen im Grunde ebenbürtigen Wert einräumte. So wurde mir jede neue oder wiederholte Aufführung Brahms'scher Werke ein völliges Erlebnis, eine Art Entdeckungsreise in ein bisher unbekanntes Land neuer Blüten und Früchte. Auch die unter der Leitung des Wiener Meisters stattfindende erste Aufführung des Doppelkonzertes für Violine und Cello mit großem Orchester am Neujahrstage 1888 hatte ich das Glück mit zu erleben. Joachim und Hausmann waren die Interpreten. Ich war hingerissen von der teilweise wilden Schönheit des Werkes und erstaunt über die Teilnahmslosigkeit, mit der das Publikum die neue Offenbarung aufnahm. Herb und groß, tief und innig, wild und zart, verhaltene Leidenschaft und beherrschte Aupigkeit, und in allem eisenfeste Konsequenz, nie eine Konzession an bloß Gefälliges — ich kann diese wunderbare Individualität nur mit Michelangelo vergleichen. Er ist ein immer neuer Born des feuschesten Kunstgenusses.

Übrigens kam ich auch einmal in kurze persönliche Berührung mit Brahms; ich hatte einen ärztlichen Besuch bei

Herzogenbergs zu machen, bei denen er gerade zu Gaste war, und wurde ihm vorgestellt. Natürlich fehlte mir die Geistesgegenwart zu einem geschickten Wort in diesem historischen Moment; so würdigte er mich denn kaum eines kurzen Blickes. Er machte persönlich damals einen nicht besonders günstigen Eindruck, da er an ziemlich verbreiteter Aftne auf Wangen und Nase litt. Aber der wahre Brahm's taucht in dem Briefwechsel Elisabeths und Heinrichs mit ihm auf.

Die letzten Leipziger Jahre

Die erste Hälfte des letzten Jahrzehntes des 19. Jahrhunderts war ein für mein Leben besonders bedeutungsvoller Abschnitt mit einer Reihe wichtigster Begebenheiten.

Zunächst brachte das Jahr 1891 die schon erwähnte Vollendung des Kinderkrankenhauses und seine Einweihung im Dezember dieses Jahres.

Um mich für die wissenschaftliche Tätigkeit in meinem Fache in einer Richtung, wo ich noch recht unerfahren war, nämlich der Bakteriologie, etwas zu orientieren, ging ich im März des genannten Jahres auf einige Wochen nach Berlin in das Kochsche Laboratorium. Der berühmte Forscher selbst war zwar nicht anwesend, aber ich fand in seinem ersten Assistenten Richard Pfeiffer, dem Entdecker des Influenzabazillus, einen lebenswürdigen Einführer in die bakteriologische Methodik. So erwarb ich die Befähigung, derartige Arbeiten, wenn nicht selbst anzustellen, so doch zu kontrollieren und anzuregen. Während meines Aufenthaltes in Berlin suchte ich die arme, kranke Frau von Herzogenberg mehrfach auf, die in das letzte, lang sich hinziehende Stadium ihres Herzleidens getreten war. Schon im Frühjahr 1890 war ich bei ihrem gelegentlichen Aufenthalt in Leipzig erschrocken, als ich zum ersten Male bei ihr eine schwere Irregularität des Herzens mit starker Vergrößerung und mit lautem, diastolischem, auf Mitralkstenose

zu beziehendem Geräusche feststellen mußte. Sie hielt sich damit aber noch monatelang aufrecht und kam zur Anhörung der eben vollendeten Symphonie ihres Gatten ins Gewandhaus nach Leipzig, wohnte auch unserer Abendgesellschaft am selben Tage (18. Oktober) mit ihrer gewohnten Holdseligkeit bei. Aber gegen das Jahresende war es aus mit derartigen Unternehmungen. In Berlin verließ ich sie mit wenig Hoffnung für ihre nächste Zukunft. Nach Verlauf eines halben Jahres nahen die letzten qualvollen Wochen. Im Dezember schrieb mir Herzogenberg aus San Remo, wo die Kranke in milder Luft Besserung ihres Zustandes suchte. Die Schilderungen waren herzerreißend, aber es blieb nichts übrig, als zu trösten. Am 7. Januar 1892 wurde sie von ihren Qualen erlöst. Der große Bildhauer Hildebrand, der Freund des Ehepaares, hat ihr auf dem Friedhof ein Denkmal in Majolika gesetzt. Sie sitzt an der Orgel, wie die heilige Cäcilia, und spielt mit ihren feinen Händen, während eine ihrer blonden Haarsträhnen an dem edlen Antlitz herabhängt: Dichtung und Wahrheit wunderbar ineinander verwebt.

Daß ihr Gatte gelegentlich der Übersendung ihres Vermächtnisses an mich (einer Nachbildung einer das Kind anbetenden Madonna von Luca della Robbia) mich fragte, ob ich eigentlich wisse, wie gern sie mich gehabt habe, rechne ich zu den kostbarsten Besitzen meines Lebens.

Im April 1891 hatte ich auf dem Wiesbadener medizinischen Kongreß über die Wirkung des Kochschen Tuberkulins im Kindesalter zu berichten. Im Herbst vorher hatte Koch auf dem internationalen medizinischen Kongreß, der in Berlin stattfand, Andeutungen über ein neues, von ihm gefundenes Mittel gegen die Tuberkulose gemacht und veröffentlichte auf Drängen des Kaisers, obwohl noch nicht zum Abschluß seiner Forschungen gelangt, im November seinen Bericht über das Tuberkulin, den Glycerinextrakt abgetöteter Tuberkelbazillen. Die sofort folgende Sensation war ungeheuer und wurde von

der Berliner Presse in einer marktchreierischen Weise ausposaunt. Ströme von Kranken wälzten sich nach Berlin; eine Menge von Ärzten etablierten in engen Wohnungen private Lazarette. Bergmann feierte in dithyrambischen Tönen Kochs Verdienste. An einem Bußtag im November 1890 fuhr ich nach Berlin, mußte mich aber beim Besuche der verschiedenen Stätten der spezifischen Behandlung und in der chirurgischen Klinik an den Kopf fassen und mich fragen: Ja, bist du verrückt, oder sind es die Berliner. Die hochgradige sichtbare Reaktion der Lungen auf Einspritzung des ominösen Saftes war imponierend; aber was sollte man dazu sagen, wenn emphatisch proklamiert wurde: „Glänzende Wirkung des Tuberkulins, Temperatursteigerung auf 40° und darüber“ bei einem Lungenkranken. Fragte man diesen hinter den Kulissen nach seinem Befinden, so ertönte regelmäßig die Antwort: „Mir ist es hundeschlecht, viel schlechter als vor der Behandlung!“ So fuhr ich völlig verwirrt wieder heim. Dort wurden nun vorsichtig und besonnen Versuche einer Behandlung mit kleinen Dosen bei tuberkulös infizierten Kindern angestellt, und es ergab sich, daß bei geschlossener Tuberkulose und besonders bei Drüsentuberkulose wohl ein Nutzen von einer vorsichtig vorgehenden Behandlung mit dem Mittel erwartet werden konnte. In diesem Sinne referierte ich in Wiesbaden und bin auch auf diesem Standpunkte während meiner ganzen weiteren Tätigkeit als Arzt und Lehrer stehengeblieben, ohne das Verfahren jemals ganz aufzugeben.

Von Wiesbaden aus besuchte ich auf einige Tage meinen Bruder in Koblenz und erlebte dort das herrliche Blühen des Frühlings im Rheintale.

In dem ersten Jahre meiner Wirksamkeit als Leiter des neuen Kinderkrankenhauses machte mir vor allem die Diphtherie schwere Sorgen und Kopfschmerzen. Die Furchtbarkeit dieser Krankheit war mir während der poliklinischen Tätigkeit doch nie so überwältigend vor Augen getreten. Wenngleich

die Winter 1891/92 und 1892/93 nicht durch eine besonders starke Steigerung der Krankheit in Leipzig ausgezeichnet waren, so kamen in unsere junge Anstalt doch fast ununterbrochen die schwersten Fälle mit einer verzweifelten Prognose. Früh kamen die kleinen Patienten mit schweren Krupperscheinungen, mittags wurden sie tracheotomiert oder später, nachdem die Assistenten sich die nötige Übung erworben, intubiert, und abends waren sie tot. Dieses Trauerspiel wiederholte sich allwöchentlich mehrmals während der Wintermonate. Alle sonstigen Hilfsmittel, insbesondere das Dampfzimmer in dem neuen Diphtherie-pavillon versagten. Assistenten und Pflegerinnen hielten es kaum noch aus. Ich versuchte alle bekannten Mittel und Methoden — es war, als ob man gegen eine meterdicke Mauer anrannte. Da fiel mir im Sommer 1892 die erste kurze Mitteilung Behrings in die Hand: „Blutserumtherapie I“. Ich kannte natürlich die vorhergegangenen Arbeiten Behrings und Kitasatos über die aus tetanus- und diphtherieinfizierten Tieren gewonnenen Immunstoffe. In jener Broschüre aber war zum ersten Male von der Übertragung der im Laboratorium gewonnenen neuen Anschauungen auf die praktische Behandlung des kranken Menschen die Rede. Der ganze exakt wissenschaftliche, neuartige Ton dieser Mitteilung gewann sofort mein Vertrauen. Ich schrieb an Behring und bekam auch sogleich eine entgegenkommende Antwort dahingehend, daß neben Henoch in Berlin ich der erste sein sollte, der Versuche mit dem neuen Heilmittel anstellen dürfe. Von da an datiert meine Beziehung zu Behring, die sich während meiner ganzen Tätigkeit als ausübender Kliniker, also gerade zwanzig Jahre, mit diesem rasch zur Weltberühmtheit aufsteigenden Forscher erhalten hat. Während der anderthalb Jahre meiner Leipziger Wirksamkeit bekam ich denn auch von Zeit zu Zeit mehr oder weniger große Mengen des von Behring selbst und nachher von den mit ihm in Vertragsverhältnis getretenen Höchster Farbwerken hergestellten antitoxischen Serums. Es stammte anfangs vom

Hunde und später von Schafen und war noch von ziemlich geringer Wertigkeit, so daß wir meist vierzig bis fünfzig Kubitzentimeter den kranken Kindern einspritzen mußten. So waren denn auch die erzielten Ergebnisse noch nicht durchschlagend, wenn ich auch persönlich doch schon den Eindruck hatte, daß an der Sache etwas war. Mein Bericht über meine Erfahrungen auf dem Kongreß in Rom im Frühjahr 1894 lautete dementsprechend noch sehr zurückhaltend, was mir Behring sehr unliebsam nahm, so daß ich ihn nach meiner Übersiedelung nach Berlin in persönlicher Begrüßung wieder umstimmen mußte. Dann aber gestaltete sich der Verkehr mit ihm, einem der interessantesten Menschen, die mir in meinem Leben begegnet sind, zu einem sehr lebhaften und, solange Behring in Berlin war, ununterbrochenen. Er war ein glänzender analytischer Kopf, dessen kühne Ideen von streng mathematischer Anschauung beherrscht waren. Von mittlerer Größe und soldatischer Haltung (als wir uns kennenlernten, war er noch Stabsarzt) machte der rötlichblonde Mann sofort bei der ersten Begegnung den Eindruck eines auf sich selbst stehenden Forschers. Sein helles Auge mit durchdringendem, zuweilen etwas stehendem Blick gewann bei der Diskussion, die sich sofort beim persönlichen Verkehr entspann, einen äußerst beherrschenden Ausdruck. Er stand mit seiner ganzen Denkweise völlig außerhalb jeder Schulmeinung und Tradition und pflegte dies sogar mit Vorliebe zu betonen. Dabei war er aber Einwürfen gegenüber nicht absprechend, sondern ging auf sie mit ernstester Erörterung ein. Es war ein seltener Genuß für mich, von einem solchen ursprünglichen Forschergenie mit Gedankenreihen überflutet zu werden, die mir ganz neue Gesichtskreise eröffneten. In seinen Manieren blieb er dabei immer ein Cavalier mit vornehmer Attitüde, obwohl er nicht aus besonders hochstehenden Kreisen stammte. Er war ein Lehrersohn. Welchen Kontrast bildete diese geniale Natur mit manchem anderen auch originellen Kopf, der aber das *savoir vivre* nicht gelernt hatte!

Sehr bald nach Einweihung des Kinderkrankenhauses machte mir mein Vater durch schwere Erkrankung an verbreiteter Bronchitis und katarrhalischer Pneumonie Sorge. Er erholte sich nach wochenlangem Krankenlager sehr unvollkommen und mußte seinen achtzigsten Geburtstag (Januar 1892) in aller Stille zubringen. Die goldene Hochzeitsfeier konnte er im April noch mit der geliebten Frau und allen Kindern, Enteln und lieben Verwandten feiern. Aber es hatte sich im Anschluß an jene Erkrankung ein geschwüriges Kehlkopfleiden herausgebildet, dessen tuberkulöse Natur bald erkannt wurde. Das verbitterte das letzte Lebensjahr aufs schwerste; ein Aufenthalt in Ems half nichts. Unter fortwährendem Schwund der Kräfte hielt sich der arme Dulder noch den Winter 1892/93 hindurch, freud- und hoffnungslos. Am 1. April 1893 wurde er erlöst.

Im Juli 1892 — während meine Familie die Schulferien in Naundorf bei Ripsdorf zubrachte — hatte ich noch ein starkes Erlebnis. Freund Oskar v. Hase lud mich mit vielen anderen vom Hahn'schen Tische nach Jena ein, wo Bismarck, von Kissingen zurückkehrend, auf Einladung der Bürgerschaft und Universität einen Tag sich aufhalten wollte, um seinen Verehrern sich zu nähern. Wir alle noch aufs tiefste empört über die brutale Behandlung des großen Staatsmannes durch den unbedeutenden Monarchen, der zu unserem Unglück kraft seiner Geburt an die Spitze des Staates getreten war, gingen mit Entzücken nach der thüringischen Universität. Für mich war es das erste und einzige Mal, daß ich das verehrte Idol des Deutschen Reiches von Angesicht zu Angesicht sah. Zuerst kam er, in seiner Wohnung durch Gesangvereine begrüßt, langsam und bedächtig auf dem Balkon zum Vorschein und hielt eine kürzere Rede auf den thüringischen Landesherrn. Dann aber kam die berühmte Rede auf dem Jenaer Marktplatz. Wir saßen am Professorentisch in unmittelbarer Nähe des Podiums, auf dem sich Bismarck mit seiner Familie befand. Nachdem er begrüßt worden war, trat er vor und sprach wohl eine Stunde lang, teils mit der Haltung eines vornehmen Landedelmannes, teils mit dem Antlitz eines Kriegsgottes von der Art, wie er seine Entlassung betrachtete, wobei er, seiner altpreußischen Tradition entsprechend, vermied, gegen den König sich oppositionell zu äußern; seinen ersten Rat aber

bedachte er unter anderem mit dem klassischen Ausspruch des Götz von Berlichingen. Es war ein erhebender Moment, als der ganze dichtgedrängte Marktplatz mit allen fahnen- und blumengeschmückten Häusern der Umgebung dem Manne zujauchzte, der Deutschlands Größe geschaffen hatte. Noch blieb er sechs Jahre am Leben. Was mußte uns sein weiser Rat geraubt werden, der Rat, der uns vielleicht vor dem Verderben würde behütet haben?

Im Jahre 1893, nach Vaters Tode, verschlimmerte sich der Zustand meiner guten Mutter, der mir schon Jahre vorher Besorgnis erregt hatte und durch die schwere Pflege des Gatten und die seelischen Schmerzen des verwitweten Herzens ohne Zweifel aufs ungünstigste beeinflusst wurde, in zusehendem Maße. Es wurde immer klarer, daß jene furchtbare Krankheit der deformierenden Gelenkgicht bei ihr in Entwicklung war; Rauheim hatte ihr ja im Jahre 1892 gut getan. Ich weiß nicht mehr, aus welchem Grunde sie das nicht wiederholen wollte; ich riet ihr, Moorbäder im vogtländischen Bad Linda-Pausa zu nehmen. Der Rat war verfehlt, die Einrichtung wohl nicht komfortabel genug, das Wetter ungünstig — kurz, sie kam eher schlechter zurück. Nach Weihnachten 1893/94 war sie wochenlang bei uns, wo ich sie mit Schwitzbädern behandelte. Es war aber auch ohne großen Erfolg. Das greuliche Leiden schritt in der mir zu bekannten Weise unaufhaltsam vor.

Berufung nach Berlin

Im Jahre 1890 hatten wir den siebenzigsten Geburtstag Henochs, des Berliner Pädiaters, durch eine Festschrift gefeiert, die ihm gelegentlich des internationalen Kongresses in Berlin überreicht wurde. Der noch recht rüstige Vertreter des Faches erkrankte nachher an einer Nekhautablösung und mußte längere Zeit durch Senator in der Abhaltung der Klinik vertreten werden. In seinem dreiundsiebenzigsten Lebensjahre erbat er die Versetzung in den Ruhestand. Während des Sommersemesters 1893 wurde die somit frei gewordene Lehrkanzel vertretungsweise durch den Kliniker Gerhardt verwaltet, der diese Aufgabe auch im folgenden Wintersemester übernahm. Jetzt aber im Beginn dieses Semesters beriet die Fakultät über die Neubesezung. Über deren Absichten tauchten in der Berliner Presse die tollsten Gerüchte auf. Rauchfuß in Petersburg, Jacob in Newyork sollten abgelehnt haben,

dann wurden sieben Kandidaten genannt, unter denen Noorden, Senator u. a. sich befanden. Es waren alles Phantastien. Die Vorschläge lauteten auf mich primo loco, auf Kohls in Straßburg secundo, auf Escherich=Graz tertio.

Am 18. Dezember tauchte in meinem Abendvortrag — ich behandelte gerade die Impfung — ein Geheimrat aus dem Berliner Kultusministerium auf, der mir eine Stunde zuhörte. Eine Woche darauf besuchte mich der (schon damals allgewaltige) Herrscher im selben Ministerium, Ministerialdirektor Althoff, um mich zu fragen, ob ich einem Rufe folgen würde. Ich gab meine Bereitwilligkeit zu erkennen, auf Verhandlungen einzugehen, fügte aber sofort hinzu, daß eine Bedingung unerläßlich sei: das Ordinariat. Althoff erwiderte, daß dies kein Hindernis sei, nur müsse ich mich eine kurze Zeit (ein Jahr) gedulden, da es allerhöchst keinen guten Eindruck machen würde, wenn ich sofort als ordentlicher Professor einrückte, nachdem der dort sehr beliebte Henoch diese Stellung nicht hatte erreichen können. Damit, sagte ich, würde ich mich zufrieden geben. Nun begannen die Verhandlungen in Leipzig. Das Verlangen, in Leipzig zum Fakultätsmitglied ernannt zu werden, begegnete sowohl bei der Fakultät wie beim Ministerium einer sehr kühlen Aufnahme. Kollege Boehm schrieb an meinen späteren Freund Jolly, ob ich denn Aussicht hätte, in Berlin Ordinarius zu werden, was dieser verneinte. Auf solche Informationen stützte sich der Leipziger hohe medizinische Rat; er hoffte wohl, ich würde mich dementsprechend auch so zur Ablehnung entschließen. Am 21. Dezember reiste ich nach Berlin, besichtigte die Kinderabteilung in der Charité, die allerdings in jämmerlichem Zustande war, trug meine Wünsche vor, die denn auch, da sie nur auf die möglichen vorläufigen Änderungen sich bezogen, bewilligt wurden und kam mit dem Entschluß zurück, den Ruf anzunehmen. — Die eigentlich abschließende Verhandlung fand in Berlin am 14. Januar statt; in einem schriftlichen Protokoll erhielt ich neben anderen

die Klinik betreffenden Bewilligungen die Zusicherung des Ordinariates.

Am Abend vorher hatte mich Flecksig durch Fernsprecher angerufen, ich solle noch nicht abschließen, Ludwig hätte beantragt, mich zum Ordinarius in Leipzig zu machen. Ich erwiderte, ich hätte mich bereits zur Zusammenkunft für morgen verpflichtet, würde aber, wenn mich rechtzeitig ein Telegramm des sächsischen Ministers erreiche, in Berlin noch nicht abschließen. — Um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr war ich mit Althoff fertig und reiste 3 Uhr 10 zurück. 1 Uhr 6 kam das Telegramm des Ministers v. Sendewitz in Leipzig an, ging 1 Uhr 15 weiter und kam $\frac{3}{4}$ Uhr in Berlin im Kultusministerium an. Also um wenig mehr als eine Stunde handelte es sich, wie mein Schicksal sich gestalten würde! Ist das nicht Gottes Fügung? Ich habe die Wendung, die es nahm, nie bereut. Ich erlebte in Berlin eine zweite Jugend. —

Zunächst hatte ich noch in Leipzig für einen tüchtigen Nachfolger zu wirken. Meine Bemühungen, Escherich an meine Stelle zu bringen, scheiterten an demselben Widerstand der Fakultät, der meinen Forderungen entgegengesetzt worden war. Man hatte Escherich in Graz sofort das Ordinariat und eine bedeutende Gehaltserhöhung angeboten; trotzdem war er entschlossen, in Leipzig anzunehmen. Als er aber hier den Boden sondierte, fand er kein Entgegenkommen; nicht einmal den Examinator wollte man ihm gewähren. So lehnte er ab. Der Minister war außer sich und knüpfte sofort Unterhandlungen mit dem an zweiter Stelle vorgeschlagenen Soltmann an. Er ging auf alle Bedingungen ein, die dieser stellte, machte ihn zum Mitglied der Examinationskommission — diesmal, ohne die Fakultät zu fragen —, zum Honorarordinarius u. a., so daß die Annahme des zweiten Kandidaten Anfang Juni perfekt war. (Als dritten Kandidaten hatte man Arehl in Jena vorgeschlagen. Der war für eine andere Laufbahn prädestiniert.) — Ich war nicht sehr glücklich über diese Lösung, immerhin war wenigstens ein Pädiater an meine Stelle gerückt.

Bevor ich mein Berliner Amt übernahm, führte ich meinen schon früher ins Auge gefaßten Plan aus, den internationalen Kongreß in Rom zu besuchen. Damit wurde eine gemeinsam mit den Freunden Siegel und Bahrdt unternommene Kunstreise verbunden. Namentlich Siegel war ein eifriger Liebhaber der bildenden Künste und hatte viel über italienische bildende Künstler studiert und gesammelt. Wir begannen mit Padua, wo wir Giotto und Massaccio in ihren hervorragendsten Werken kennenlernten, dann ging es nach Bologna, wo die Raffael'sche Cäcilia, wohl sehr übermalt, etwas enttäuschte, aber das physiologische Auditorium Galvanis imponierte. Von hier aus Abstecher nach dem hochinteressanten Ravenna, und um Ostern (25. März) weilten wir etwa eine Woche in Florenz, wo uns Fra Angelico und besonders die Quattrocentisten begeisterten. Natürlich wurden auch die sonstigen Kunstschätze dieser wunderbaren Stadt eingehend studiert; Palazzo Pitti, Barghella usw. Anfang April trafen wir in Rom zum Kongresse ein, wo nun freilich die Teilnahme an den Verhandlungen und der Verkehr mit zahlreichen Pädiatern aller Länder nicht mehr viel Zeit zum Kunstgenuß übrigließ. Jakobi, Filatow, d'Espine, Soltmann, Escherich und viele andere blieben mir im Gedächtnis. Auch Herr Baginski war da. Ich machte meine erste Mitteilung über Behrings Diphtherie-Heilserum, die oben bereits erwähnt wurde. Vielen netten italienischen Kollegen trat ich näher, darunter einem weniger bedeutenden Spezialkollegen aus Genua, der sich sehr breit machte und eine internationale Gesellschaft gründen wollte. Wir legten dem Projekt zunächst einige Fußangeln.

Von Rom nahmen wir den Rückweg über Genua, wo wir meinen (angeheirateten) Better, den Generalkonsul Norwegens, Asche, besuchten, der mit uns eine reizende Tour nach Santa Margherita, Portofino und Rapallo machte. Dann trennten wir uns, ich sah mir noch Nervi, Nizza und Cannes an, um endlich Mitte April in Berlin einzutreffen.

R e i f e

Berliner Anfänge

Die ersten Eindrücke bei schönem Frühlingswetter waren sehr anmutend, und ich ging mit frohem Mute in die Tätigkeit an der Charité hinein. Eingeschriebene Zuhörer hatte ich, da das Kolleg damals noch nicht obligatorisch war, wenig, aber das — übrigens scheußliche — Auditorium war immer voll. Auch das theoretische Abendkolleg gewann sich sofort die Sympathie der Zuhörer und hat sie sich während der ganzen neunzehn Jahre meiner Berliner Lehrtätigkeit erhalten. Die Fakultätskollegen kamen mir wohlwollend entgegen; schon während des Sommersemesters luden uns Leydens, Gusserows, Waldeneyers, Gerhardts, Bardelebens ein. Nur Birchow erwiderte unseren Antrittsbesuch nicht. Auch der ärztliche Charitédirektor Schaper mit Gattin lud uns schon im Juli ein. Er war ein wahrer Künstler auf dem Cello und seine Frau eine treffliche Klavierspielerin. Wir sollten während unseres Aufenthaltes in Berlin noch manchen musikalischen Hochgenuß im Hause dieses feingebildeten Paares erleben. Davon später.

Bei Gusserows hatten wir die große Freude, Helmholtz kennenzulernen. Es war an einem schönen Sommernachmittag und -abend, als uns die Genannten in einen Charlottenburger parkartigen Garten, ihren Sommeraufenthalt, zu Gaste baten. Neben Leydens, Roby Mendelssohn und Sonnenburgs war das Ehepaar Helmholtz zugegen: natürlich die größte Attraktion. Er war kürzlich von seiner Amerikareise zurückgekehrt, wo er auf dem Schiff einen gefährlich aussehenden Sturz erlitten hatte. Damals, am 5. Juli, schien er sich ganz erholt zu haben und machte den Eindruck heiterer

philosophischer Ruhe. Sein feiner, bedeutender Kopf, seine gelassene Art zu sprechen, seine noch geschlossene Haltung, seine ganze Persönlichkeit, umrahmt vom grünen Laub des schattigen Gartens, haben mir einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Ich hatte die Empfindung, mit einem modernen Platon zu verkehren. Wir Jüngeren saßen um ihn herum und erzählten ihm von den neuen Forschungen Kochs und seiner Schüler über die Immunität, was ihn sehr interessierte. Mir erzählte er von seinem kranken, in der Entwicklung weit zurückgebliebenen Sohne (Hydrozephalus). Es war ein ganz eigen stiller und doch innerlich bewegender Schimmer über diesen Abend gebreitet. Wir ahnten nicht, daß seinem Leben so bald ein Ziel gesetzt sein würde. Er starb am 8. November des gleichen Jahres. Du Bois-Reymond sagte: „Wir werden seinesgleichen nicht mehr sehen.“

Während unsere Kinder die Schule besuchten, mußten wir den Ferienmonat wie in Leipzig, so auch in Berlin, zum Teil getrennt verleben, wenn den Kindern eine Sommerfrische zuteil werden sollte. Nach Semesterluß, Anfang August, konnte ich nur noch eine bis zwei Wochen mit der Familie zusammensein.

In diesem Jahre ging die Reise nach Thießow auf Rügen, wo die Meinigen mit den Leipziger Freundinnen Bahrdt und v. Hase und deren Kindern die ersten Wochen zusammen verlebten. Ich selbst konnte vom 4. bis 18. August nachkommen.

Dann aber kam die große Reise in den Orient. Ich war, noch in Leipzig vor meiner Berufung, zu einem Vortrag in der Kinderabteilung des internationalen hygienischen Kongresses aufgefordert worden, der im September in Budapest stattfinden sollte. Ich wollte absagen, als mir der Prospekt eines Unternehmens einer Belgischen Schlafwagengesellschaft zukam, die eine Gesellschaftsreise von Budapest über Belgrad, Sofia, Konstantinopel und über das Meer zurück nach Triest

und Wien veranstalten wollte, wo man gerade zur Naturforscherversammlung eintreffen würde. Die Kosten waren sehr mäßig veranschlagt. Das gab den Ausschlag für meinen Entschluß, nach Budapest zu einem Vortrag zu reisen.

Anfang September trat der Kongreß zusammen. Die Hauptfrage war die Diphtheriebehandlung. Schon hatten sich mißgünstige Einflüsse der Behring'schen Entdeckung gegenüber geltend gemacht. Die Sitzung wurde nach einleitenden Worten des Kultusministers Hieronymini von einem Gegner eröffnet, der mit seinen Einwürfen Beifall fand, als nun der allgemeine Ruf nach Behring ertönte. Er hatte mich halb und halb beauftragt, die Sache zu vertreten, da er krankheitshalber nicht kommen konnte, so reichte ich meine Karte vor und kam sofort zum Wort. Ich enthielt mich noch eines zu starken Eintretens für den klinischen Wert der neuen Entdeckung, und beschränkte mich hauptsächlich auf die Beschreibung der Methodik der Anwendung am Krankenbett. Dann aber kam Roux, der mit großer Beredsamkeit, an der Hand eines Materials von etwa zweihundertfünfzig Fällen, sich für den hohen therapeutischen Wert des Heilserums einsetzte und zu allgemeinem Beifall hinriß. Die Sache war für die spezifische Behandlung der Diphtherie gewonnen.

In der pädiatrischen Sektion des Kongresses trug ich meine, die Säuglingsernährung mit Kuhmilch behandelnden Untersuchungen vor, wo ich gegen den schädlichen Nahrungsrest Biederts und gegen dessen Kaseintheorie polemisierte und gleichzeitig die von den bisherigen Angaben stark abweichenden Analysen der Kuhmilch Franz Hofmanns, des Leipziger Hygienikers, mitteilte, die alsbald großes Aufsehen erregten und in Wien in einer Sitzung der pädiatrischen Abteilung der Naturforscherversammlung scharf angegriffen wurden. Camerer hatte soeben seine Physiologie des Kindesalters herausgegeben und war ganz unglücklich über die Differenz meiner und seiner Mitteilungen. Er ging sofort zusammen mit dem

Chemiker Söldner an die eigene, höchst eingehende und gewissenhafte Nachprüfung und kam zum gleichen Resultat wie Franz Hofmann. Auch in Budapest fand ich bereits einen Genossen: Johannessen, den norwegischen Pädiater, der mich schon einmal in Leipzig besucht hatte und mit dem ich die Bekanntschaft erneuerte, teilte die Ergebnisse seiner Milchanalysen mit und hatte den nämlichen geringen Eiweißgehalt der Muttermilch gefunden wie mein Gewährsmann. Das führte uns dann sofort intimer zusammen. Von da an datieren meine engeren Beziehungen zu meinen beiden Freunden, dem unvergeßlichen Camerer und dem noch in voller Tätigkeit und Rüstigkeit schaffenden Norweger, der seine Sympathie für Deutschland und deutsche Gelehrte auch durch unseren politischen Zusammenbruch sich nicht hat zerstören lassen. Damals begann unsere in Budapest sich anbahnende Freundschaft durch die gemeinsame Beteiligung an der schon erwähnten Gesellschaftsreise schon recht fest sich zu knüpfen. Die Teilnahme an dieser seitens der internationalen Kongreßmitglieder war eine recht rege. Besonders zahlreich waren die Deutschen und Ungarn vertreten, auch zahlreiche Frauen fehlten nicht, aber auch Engländer, Nord- und Südamerikaner, Franzosen u. a. fuhren mit. Im ganzen zogen etwa achtzig Personen von Budapest in der Nacht des 9. September nach dem Osten.

Schon in Budapest war uns mancherlei Interessantes geboten worden, unter anderem die Fahrt nach den Bitterwasserquellen Saxlehners Hunyady Janos und die Einladung zum Grafen Esterhazy nach Totis, wo wir dessen ausgedehnte Herrschaft mit Gestüt, Meute, Rennbahn, Theater zu bewundern Gelegenheit fanden. Noch interessantere Erlebnisse standen uns aber jetzt bevor. Wir zwei, Johannessen und ich, nahmen ein gemeinsames Schlafwagenabteil, und zu uns gesellte sich ein sehr netter Steiermärker Kollege, Dr. Buchmüller aus Donawitz bei Leoben, ein Knappschäfts- und

Krankenhausarzt von äußerst behaglichem Temperament. Wir drei blieben nun die Reisegefährten während der ganzen Fahrt, was für uns den Genuß aller Erlebnisse wesentlich erhöht hat. In Belgrad kamen wir am Morgen des 10. Septembers an und brachten hier den ganzen Tag zu. Sowohl in der serbischen Hauptstadt wie in Konstantinopel wurden wir ganz offiziell, gleichsam wie eine Gesandtschaft begrüßt. Die Regierung bewillkommnete und bewirtete uns. Gleich zum Frühstück waren wir zu einem Minister a. D. Gwosditsch geladen, mit dessen liebenswürdiger Gattin wir den Tag über wiederholt zusammentrafen. Dann wurden uns die Sehenswürdigkeiten der Stadt gezeigt, die Kathedrale und der russische Ritus, die Minister „hotels“ — ziemlich dürftige Villen —, das Sitzungshaus der Sobranje — eine Scheune, eine Zigarrenfabrik, deren Insassinnen uns einen serbischen Tanz aufführten. Mittags wurde uns ein Frühstück im Park von Topshidos gegeben und nachmittags wieder Besichtigungen, u. a. der düsteren Festung, vorgenommen. Dann gings ins Theater, und hinterher fand das große Bankett statt, dem der Ministerpräsident Nikolajewitsch präsiidierte. Ich hielt bei beiden Gelegenheiten neben vielen anderen Ansprachen. Nach Mitternacht ging's wieder in den Schlafwagen, der uns über Nisch nach Sofia brachte. Unser Lokomotivführer war derselbe, der seinerzeit den Orientzug geführt hatte, den der Räuber Atharas ausgeraubt hatte. In Sofia fuhr ich mit Buchmüller in die Stadt; wir lernten die offenbar erst in Entwicklung begriffene Residenz wenigstens äußerlich kennen. Auf den Bahnhof zurückgekehrt, wurde ich plötzlich von einem Bulgaren in Uniform begrüßt; es war ein Arzt, der in Leipzig bei mir gehört hatte, ein Dr. Markoff. Dann ging's am Rhodopegebirge entlang nach Tschaldja, später im Bulgaren-Türkenkrieg sehr bekannt geworden. Hier mußten wir der Cholera wegen vierundzwanzig Stunden in Quarantäne liegen; es war genug Stoff vorhanden, uns die Zeit zu vertreiben. Am 13. September leuchtete mir

das blaue Marmarameer entgegen, und bald waren wir über San Stefano in Konstantinopel.

Die fünf hier verlebten Tage boten nun eine Fülle von eindrucksvollen Erlebnissen, die eine Anschauung von dem Leben und Treiben der Eingangspforte zum Orient gaben und so den Horizont meiner Lebenserfahrung bedeutend erweiterten. Alles war interessant und unerhört; die Einladung zum Selamlık, wo wir den Sultan, die hohen Damen, die schönen Prinzen im vollen Gepränge militärischen Glanzes und der goldstrotzenden Uniformen des Gefolges sahen. Die köstliche Fahrt durch den Bosphorus und zu den Prinzeninseln, die Überfahrt nach Kleinasien, wo wir an einem Tage die heulenden Derwische — ein wahrhaft groteskes Schauspiel — besuchten, an einem andern Tage den Berg Bulgurlu bestiegen, mit einer wundervollen Aussicht auf Konstantinopel und den Bosphorus (ich selbst hoch zu Roß, das der Führer der Reisegesellschaft mir überließ, einen reizenden kleinen Araber, der den steilen Abhang so sicher heruntertrabte, daß ich ihm die Zügel auf den Hals legen konnte). Dann Stambul mit seinem Bazar, die prächtigen Moscheen und vor allem die unvergleichliche Sophienkirche — von den Türken durch geschmacklose Pappschilder verunstaltet, aber doch in ganzer Schönheit mit den köstlichen Nischen und Durchbrechungen sich darstellend. Noch kaum jemals sah ich in so kurzer Zeit ein solch reiches Material völlig neuer ethnischer Zeugnisse von jahrhundertalter und ganz neue Welten umfassender Kultur. Freilich war eigentlich seit der vierhundertjährigen Herrschaft der Türken an eigentlicher Kultur, mit Ausnahme der Architektur, herzlich wenig geleistet; und der Schmutz der Straßen mit den vielen wilden Hunden und ihren Ausleerungen stach merkwürdig von der Pracht der Paläste ab.

Nun kam aber das beinahe Schönste: die herrliche Fahrt über das Meer (das unter strahlender Herbstsonne sehr ruhig war, von ganz unglaublich köstlicher tiefblauer Färbung). Wir

wurden auf dem viertausend Tonnen großen hübschen Schiff „Elektra“ einquartiert, einem ruhig gehenden Schraubendampfer. Ich hatte mir in Konstantinopel eine Odyssee (Ausgabe von B. G. Teubner, Leipzig!) gekauft und las noch so ziemlich gut die „meerdurchrauschten“ Gesänge, während wir durch den Hellespont, an der trojanischen Ebene und den Inseln des Ägäischen Meeres vorbeifuhren. Das Schiffsleben brachte nun auch einen Teil der deutschen Reisegefährten nebst ihren Damen in nähere Berührung, unter denen ich einen Kollegen Stich aus Nürnberg, Vater des späteren Göttinger Chirurgen, kennen lernte. In unserer Gesellschaft tat sich namentlich Johannessen als flirtender Causeur hervor. Welchen Eindruck aber machte Athen! Weit über alle Erwartung vornehm und klassisch schön. Der Parthenon überflieg ja alle Vorstellungen, die man sich nach Abbildungen gemacht. Dabei diese feine, ganz harmonisch zu dem Bauwerk stimmende Färbung der Landschaft, die nahen und fernen Berglinien, das Meer in der Ferne — man ahnte die Vollkommenheit des Daseins in der Perikleischen Zeit. Nun schien der seelische Gewinn der Reise nicht mehr überboten werden zu können; und doch! — als wir in Korfu landeten, als wir durch die unglaubliche Vegetation der Insel entlang der Halbinsel Korfyra fuhren, hinauf nach dem Canon, und als wir in der blauen Bucht im Sonnenglanz und Duft die kleine Zypresseninsel Ponti Konisi wie einen glückseligen Traum vor uns liegen sahen — da tönte im Innern der holde Gesang von der Nauzitaa auf der glücklichen Insel der Phäaken. Es war ein unsagbar schöner Abschluß. Bald ging's durch das Tyrrenische Meer nach Brindisi und von da nach Triest.

Nun kehrten wir zurück zum wissenschaftlichen Verkehr auf der Naturforscherversammlung in Wien, wohin mir zu meiner freudigen Überraschung meine liebe Frau entgegengefahren war. — Hervorragend Bemerkenswertes erlebte ich in der

Kinderabteilung der Versammlung nicht. Kassowik' Kampf gegen die Zahnungskrankheiten war mit Geschick inszeniert.

Das neue Semester stand unter der Bewegung, die das Heilserum in den Berliner Arztekreisen hervorgerufen hatte. Gottstein, Schleich, Hansemann, in Wien Kassowik traten auf den Plan, um den Wert der Behring'schen Entdeckung zu bezweifeln oder auch ganz zu leugnen. Noch vor Jahreschluß ließ mich Virchow ersuchen, in der Medizinischen Gesellschaft die Diskussion über die Frage einzuleiten. Auf Gerhardts Rat lehnte ich ab, da meine Erfahrung noch nicht viel größer geworden. Nun kam Baginsky ans Ruder, und sein Eintreten für die antitoxische Behandlung wurde von Virchow unterstützt (!), der die „brutale Tatsache“ der im Kaiser- und Kaiserin-Friedrich-Kinderkrankenhaus erzielten Erfolge zugeben mußte. Süffisanterweise sprach er immer von dem Aronsohn'schen Heilserum: dieser hatte es dargestellt. Darob ließ Behring einen geharnischten Artikel gegen diese Verdunklung seiner Verdienste in der „Zukunft“ vom Stapel. Das gab wieder die Veranlassung zu einem moralischen Autodafé, das die Berliner medizinische Gesellschaft mit Geheul an Behring vollzog. Daneben hatte ich noch einen kleinen Tanz mit Hansemann wegen seiner Besprechung eines Falles aus meiner Klinik — so gab es in diesen Monaten ein sehr erregtes Hin und Her. Aber ich blieb auf dem Platze und wich nicht zurück.

Freilich hatte ich in diesen Monaten melancholische Anwandlungen, da von dem Ordinariat keine Rede zu sein schien. Obwohl dies durchaus nicht gegen den Vertrag mit Althoff war, demzufolge diese Beförderung nach einem Jahre eintreten sollte, war doch im Warten meine Stimmung oft recht pessimistisch, und ich erwog schon die Möglichkeit, mein Amt aufzugeben, nach Dresden zu gehen und dort zu praktizieren. Aber Althoff hielt Wort. Am 21. Dezember 1894 erhielt ich von ihm eine Karte mit den Worten: „Herzlichen Glückwunsch

zum Ordinarius.“ Und noch vor den Feiertagen kam die vom Kaiser unterzeichnete Ernennung. Ein schönes Weihnachtsgeschenk! In der ersten Fakultätsitzung, zu der ich eingeladen war, im Januar 1895, hatte ich meinen neuen Besitz noch gegen Virchow zu verteidigen. Er hatte sich die Akten kommen lassen und befürwortete einen Protest. Ich betonte, daß ich sowohl dem Dekan wie Gerhardt vor Annahme des Rufes von meiner Bedingung, Ordinarius zu werden, Kenntnis gegeben hatte, und daß ich trotz des in letzter Stunde in Leipzig mir angebotenen Ordinariates völlig loyal meinem Versprechen mit Althoff treu geblieben und zunächst als Extraordinarius nach Berlin gekommen sei. Ich müßte aber nun auch die Fakultät bitten, mich in derselben loyalen Weise aufzunehmen. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob trotzdem ein Protest abgegangen ist, jedenfalls blieb ich von weiteren Belästigungen verschont, wenn auch noch mit etwas kühlem Ton behandelt. Erst nach der letzten Sitzung des Sommersemesters, nach der Rektorewahl, kam mir Jolly mit der freundlichen Aufforderung entgegen, mich an der Nachsitzung beim Biere zu beteiligen. Und nun wurden die Beziehungen zu den meisten Fakultätsmitgliedern immer angenehmer und freundschaftlicher.

Im Dezember wurde ich vom Vorstand des Kongresses für innere Medizin aufgefordert, über das Hauptthema „Erfolge der Heilserumbehandlung der Diphtherie“ auf dem Kongress in München Frühjahr 1895 das Referat zu übernehmen. Ich nahm an und hatte nun den Winter über fleißig mit der Zusammenstellung der Fälle aus meiner Klinik und des Kochschen Institutes zu tun. Der erweiterte Vortrag erschien dann mit allen Belegen im Mai als monographische Broschüre. Ich trat mit Vorsicht für den Nutzen des neuen Mittels ein. Beim Diner saß ich neben dem großen Chemiker Baeyer, der mir sagte, diese Behring'sche Entdeckung habe ihm schon schlaflose Nächte gemacht mit Rücksicht auf die wohl nicht zu bezweifelnde Wir-

fung eines Mittels, dem chemisch so ganz und gar nicht beizukommen sei. Jedenfalls war das Ergebnis, daß die Bahn für Einführung des Heilserums in die Praxis frei gemacht war. Auch Widerhofer, ebenso Baginsky schlossen sich, und zwar mit noch größerer Entschiedenheit, meiner Befürwortung des Mittels an. Freilich waren noch zahlreiche Kämpfe mit Gegnern des Verfahrens zu bestehen; einen schweren Schlag erlitt unsere Sache durch den Tod des Kindes des pathologischen Anatomen Langerhans (des Enkels des Berliner Stadtverordnetenvorstehers) unmittelbar nach einer immunisierenden Serum-Einspritzung. Man weiß jetzt, daß es sich damals um einen der ganz seltenen Fälle von angeborener Anaphylaxie gegen das Serum (nicht gegen das Antitoxin) handelte. Er wurde aber überwunden, und die Heilserumbehandlung verschwand nicht mehr aus der Praxis. Hunderte von Fällen in der Privatpraxis bewogen jeden Arzt, das einmal angewendete Heilverfahren nie wieder aus der Hand zu geben.

In sozialer und familiärer Beziehung verlief unser erstes Berliner Jahr schon recht befriedigend. Die Konfiliarpraxis nahm rasch zu, und das Verhältnis zu den beschäftigtsten ärztlichen Kollegen war ein recht gutes. So brauchte ich mir schon jetzt in bezug auf die Sicherung der Existenz keine Sorgen zu machen.

In geselliger Beziehung verkehrten wir mit den Fakultätsmitgliedern wie zuvor, nicht intim, aber auch nicht unbehaglich. Auch einige nichtärztliche Beziehungen wurden gepflegt, mit früheren Leipziger Bekannten, darunter v. Richthofens und Harnacks; mit dem Major a. D. v. Bennigsen und dessen schöner Frau und Tochter kamen wir bald in Beziehung, ferner mit dem Juristen Geheimrat Starke, dessen Mutter Marthas Pensionsmutter gewesen war, und in dessen Hause noch deren Tochter „Tante Anna“ lebte. Ganz besonders anziehend war aber der Verkehr mit Herzogenberg, der als Lehrer der Komposition und Senator der Akademie der Künfte

in Berlin lebte; seinen Haushalt führte die höchst sympathische Tochter des früheren Thomaskantors Hauptmann, eine lebendige Berggegenwärtigerin der Leipziger Musikkreise um Holstein, Spitta und des Gewandhausdirektoriums bis zu Mendelssohn zurück. Bei diesem Freund, mit dem die Erinnerung an seine herrliche Frau uns zusammenband, trafen wir auch bald Joachim und hörten ihn in ganz vertrautem Kreise sein unvergleichliches Geigenspiel rühren. Vorübergehend trat auch ein anderer, ebenfalls recht trefflicher (freilich mit jenem nicht zu vergleichender) Violinist Zajc, der die Tochter eines badischen Ministers geheiratet hatte, in unseren Gesichtskreis.

Im Herbst (1895) hatten wir die Freude, mit den Leipziger Freunden Bahrdt und von Meyer (Professor der Chemie an der Technischen Hochschule Dresden) und deren Frauen, Marthas intimsten Freundinnen, einige Tage im gastlichen Hause einer Lübecker Familie, eines Fabrikbesitzers Brehmer, zu verleben. Gelegentlich der in der Hansestadt tagenden Naturforscherversammlung hatte diese liebenswürdige Familie, deren Hausarzt Bahrdt früher in Leipzig gewesen war, uns drei Paare eingeladen, bei ihnen zu wohnen. Wir kamen von einer schönen Reise aus der Schweiz, wo wir in Rigi-Scheidegg und Engelberg mit Konrad und dessen Frau schöne Tage verlebten, und zogen mit besonderem Vergnügen zu dem Lübecker Trio. Hier sprach ich zum zweitenmal über die Serumbehandlung der Diphtherie, übrigens in der Abteilung für Kinderheilkunde, jetzt schon mit ganz positiver Empfehlung dieser segensreichen Therapie. Schließlich ruhten wir in Cutin von dem bewegten Leben in Lübeck ein paar Tage aus, bis es wieder an die Arbeit ging. Um diese Zeit bemerkte ich zunehmende Beschwerden vom Zigarrenrauchen und mußte daran denken, diesen Genuß mir ganz zu versagen.

Im Oktober und November konnten wir meine gute Mutter als Gast bei uns in Berlin begrüßen. Sie hatte doch eine gewisse Erleichterung ihrer

Beschwerden durch eine Kur in Teplitz erfahren und konnte die Reise zu uns wagen. So sah sie noch in unsere Lebensführung in der Kaiserstadt hinein. Es war das letztemal, daß wir sie in unserem Heim beherbergen durften. Sie war freilich auch zu diesem Liebesbeweis nur auf Kosten vieler Beschwerden ihres schwerbeweglichen Körpers fähig gewesen. — Sie lebte von da an dauernd im Blasewitzer Hause, das Schwester Toni für sich erwarb, mit Baumgartens zusammen.

Unser zwanzigjähriges Hochzeitsfest feierten wir im Frühjahr 1896 durch eine Pfingstreise in das Salzkammergut, wo wir bei recht angenehmem Wetter uns des Aufblühens dieser herrlichen Alpennatur am Mondsee, Hallstätter See, Ischl und Aussee mit seinen Narzissendüften erfreuten. Im Herbst aber wurde eine große Italienreise unternommen, die uns bis nach Capri, Neapel, Vesuv und südlich bis zu den herrlichen Pästum-Ruinen führte, mit vierzehntägigem Aufenthalt in Rom auf der Rückreise.

Bis zur Jahrhundertwende

Wissenschaftlich beschäftigten mich in jener Zeit verschiedene Probleme. Vor allem war ich bemüht, die Verhältnisse auf der Säuglingsabteilung zu verbessern. Es wurden die verschiedenen Formen der Erkrankung auf dieser studiert und allmählich ein möglichst aseptisches Verfahren in der Behandlung der kleinen Patienten ausgearbeitet, das zu einer Verbesserung der Mortalität führte, wenn es auch noch keineswegs das Ideal erreichte. Eine Schrift über „Säuglingsernährung und Säuglingspitäler“ gab aber die Anregung zu den immer lebhafter von da an einsetzenden Bestrebungen auf dem Gebiete der Säuglingsfürsorge. — Ferner studierten wir die Bakteriologie der Zerebrospinalmeningitis und schlossen uns den Jaegerschen Veröffentlichungen über die Bedeutung des Meningokokkus an, wobei aber ein Irrtum in bezug auf die Charakterisierung dieser Mikroben unterließ, der von dessen erstem Entdecker Weichselbaum korrigiert wurde. — Endlich beschäftigten mich die Nierenerkrankungen des Kindesalters; ihre Unterscheidung von der orthotischen Albuminurie und untereinander; namentlich die chronischen Formen des Leidens wurden mit denen der Erwachsenen verglichen.

In der Fakultät gab es im Frühjahr 1897 Aufregung, als es sich nach dem Tode Dubois-Reynolds um die Neubefetzung des physiologischen Lehrstuhls handelte. Kühne in Heidelberg und v. Kries in Freiburg hatten abgelehnt, und nunmehr suchten wir Jüngerer, Hertwig, Jolly und ich, den Kollegen Rubner auf den Schild zu heben. Wir glaubten dann durch die Berufung Flügges auch für die Hygiene gut zu sorgen. Es war wohl hauptsächlich die Scheu vor einem Schüler Kochs, die die älteren Mitglieder der Fakultät, vor allem Virchow, aber auch Bergmann, Gerhardt, Guseferow u. a. bewogen, sich auf das energischste gegen unseren Vorschlag zu stemmen. Wir kämpften von 7 bis 11 Uhr in der entscheidenden Sitzung und kündigten ein Minoritätsgutachten an; aber als auch Jolly abfiel, blieben Hertwig und ich allein und ließen unsere Absicht fallen. In der nächsten Sitzung wurde von der Majorität der Berliner Hermann Munk an erster, Engelmann an zweiter Stelle vorgeschlagen. Das Ministerium berief diesen, der übrigens auch von Hering mir auf das wärmste empfohlen worden war.

Für mich persönlich brachte diese Berufung einen ganz unschätzbaren Gewinn, allerdings nicht auf wissenschaftlichem Gebiete, sondern auf musikalischem. Sogleich nach unserer Übersiedelung nach Berlin hatten wir — wie erwähnt — die alten Beziehungen zu Freund Herzogenberg neu geknüpft, der mit seiner treuen Gefährtin, Fräulein Hauptmann, am Kurfürstendamm wohnte, „wo man die Löwen des Zoologischen Gartens brüllen hörte“. Ich trat auch bald in die von ihm geleitete „musikalische Gesellschaft“ ein, wo wir neben Bach auch anderer alter und neuer Liederwerke übten und aufführten; unter anderem das Herzogenbergsche „Requiem“ und einen Teil seines „Erntefestes“. Der Tenor wurde außer von ein paar Mitgliedern durch eine Reihe von (wohlhonorierten) Lehrern besetzt. Das begleitende Klavierspiel versah der Komponist Robert Kahn, mit dem ich, wie mit seiner

Gattin, dauernd in Beziehung blieb. Auch die Brahms'schen Liebeswalzer sangen wir einmal. — Auf Herzogenbergs Empfehlung bekamen wir von Joachim, dem Direktor der Hochschule für Musik, zwei Plätze für die regelmäßig mehrmals im Semester stattfindenden Übungsaufführungen. Natürlich waren wir auch regelmäßige Besucher seiner herrlichen Quartettabende. Wir machten zum Dank für diese Vergünstigung Besuch beim großen Violinenmeister und wurden im Mai 1897 zu einem musikalischen Abend bei ihm eingeladen; dort machten wir die Bekanntschaft der gemeinsamen Freundin Herzogenbergs und Joachims, der Sängerin Schulze-Asten, ihrer Schwester und der Gesanglehrerin an der Hochschule, Frau Professor Breiderhoff, zu deren Schülerinnenaufführungen wir denn auch zugezogen wurden. Bei ihr lernten wir wieder als ebenso talentierte wie anmutige Sängerin die Gattin des liebenswürdigen Eisenbahnpräsidenten Schulz kennen. Sie sang mit ihrer Tochter zusammen reizende Duette. So kamen wir mit mehreren hervorragenden Mitgliedern jenes wunderbaren Musikerkreises in gesellschaftlichen Verkehr, der die Tradition Schumann=(Mendelssohn=)Brahms in lebendiger Gestaltung vergegenwärtigte. Den großen Tondichter selbst sahen wir noch einmal gelegentlich einer Joachim'schen Aufführung seines 1. Sextettes, der er in der Singakademie beiwohnte, wobei er stürmisch vom gesamten Publikum begrüßt wurde. Die Stunden, die wir bei Joachim, bei Herzogenberg, bei Frau Breiderhoff und bei uns erlebten, gehören zu den unvergänglichsten Edelsteinen in dem Glücksringe meiner Erlebnisse. Joachim brachte zu den Gesellschaften immer seine wundervolle Geige mit, sein Spiel begleitete anfangs gewöhnlich Frau Breiderhoff. Nun aber kam mit dem Ehepaar Engelmann eine neue unermeßliche Bereicherung hinzu in der Frau des selbst sehr musikalischen Gelehrten. Diese, geborene Emma Brandis, Tochter eines mecklenburgischen Kantors, hatte als junges Mädchen im

Leipziger Gewandhaus das bewundernde Staunen der Leipziger Musik-Habitués erweckt, unter anderen besonders des Vaters unseres Engelmann. Der Sohn, schon längere Zeit verwitwet, trug der Künstlerin seine Hand an, und mit ihrer Verheirathung verschwand sie aus der Öffentlichkeit. Aber ihre Kunst hatte sie nicht drangegeben. Brahms hatte das Paar in Utrecht, wo Engelmann als Universitätslehrer wirkte, bevor er nach Berlin kam, öfters besucht, auch mit Herzogenbergs war er schon zur Zeit von Frau Elisabeth gut bekannt. Jetzt trat er in den geschilderten Berliner Kreis. Am ersten Abend, den wir im Engelmannschen Hause verlebten, spielte die Hausfrau mit Joachim die bekannte C-Dur-Sonate Nr. 8 von Mozart mit dem schönen F-Dur-Andante; ich kannte sie ziemlich genau, ich hatte sie in der Jugend mit Bruder Konrad gespielt. Als ich sie jetzt hörte, traute ich meinen Ohren nicht, einen solchen Eindruck machte das Stück — es war, als lauschte man paradiesischem Wohlklang. Solch ein poetisch verklärtes Spiel, das die unvergleichliche Technik gar nicht zum Bewußtsein kommen ließ, war eine völlig neue Offenbarung. Man wußte nicht, wem man die größere Aufmerksamkeit schenken sollte, ob dem Meister oder seinem weiblichen Widerpart. Und bei Sonaten blieb es nicht; Haßmann, der prachtvolle Cellist, der Bruder der Frau Schulz, trat in den Kreis, und nun gab es die Brahms'schen Trios, oder Markees, der nette Schweizer, vervollständigte das Dreigestirn zum Quartett. Was waren das für Abende! Auch Markees übrigens war versteinert über die entzückende und hinreißende Künstlerschaft der Frau Engelmann. Das läßt sich nicht in Worten ausdrücken: dieses musikalische Empfinden, für dessen restlose Wiedergabe eine technische Schwierigkeit gar niemals vorhanden war. Wie spielte sie die gebrochenen Brahms'schen Akkorde, die wie ein Perlenregiesel über den Streichinstrumenten dahinfließen! Man hört so etwas nicht zum zweiten Male. — Zu diesen Künstlern auch einen ärzt-

lichen Kollegen als ebenbürtigen weiteren Cellisten treten zu sehen, hatten wir noch das besondere Glück. Es war der ärztliche Charitédirektor Schaper, den wir ja sehr bald nach unserer Hinfahrt nach Berlin als eine Art Vorgesetzten begrüßt hatten, um auch sogleich mit ihm und seiner feinen Frau, auch einer trefflichen Klavierspielerin, in geselligen Verkehr zu treten. Wir hatten ihn, begleitet von der Gattin, schon bei abendlichen Gesellschaften in seinem Hause gehört, die volle Größe und Schönheit seines Spieles ging mir aber erst auf, als er mit Joachim und Frau Engelmann zusammenklang oder mit Frau Engelmann Bachsche Violoncellstücke hören ließ. Er gab technisch dem trefflichen Hausmann nichts nach und übertraf ihn vielleicht noch in der feinen und verständnisvollen Auffassung. So durften wir als begeisterte Zuhörer in jedem Winter mehrmals in einem wahren Meer von Schönheitstrunkenheit schwelgen, wie es nur auserwählten Sterblichen zuteil wird. Es war außerhalb der wissenschaftlichen Sphäre das Beste, was wir in Berlin erlebt haben.

Durch die Kämpfe für Rubner in der Fakultät traten wir diesem und uns gegenseitig persönlich näher, und es bildete sich allmählich ein engeres Band zwischen den Familien Rubner, Hertwig, Jolly und uns. Zwei Momente führten dazu, dieses Band zu einem intimeren Freundschaftsverhältnis zu gestalten. Martha, die sich, wie schon bemerkt, eine Zeitlang etwas vereinsamt fühlte, regte die Bildung eines Kränzchens der Frauen an, was sehr willkommen geheißen wurde; die Frauen der obengenannten Familien kamen alle acht Tage abwechselnd in den einzelnen Wohnungen zusammen, etwas später trat die Gattin des Physikers, späteren Präsidenten der Physikalischen Reichsanstalt, Warburg, hinzu. Diese Vereinigung bildete bald eine große Anziehung für alle Teilnehmerinnen, deren verschieden geartete Naturen sich gegenseitig trefflich ergänzten. Neben den mehr ruhigen, aber sinnigen Frauen Hertwig und Heubner, der behaglichen Frau Jolly brachte die für alle Ereignisse lebhaft sich interessierende, geschickte Frau Rubner beweglichen Geistes das hauptsächlichste Leben in den kleinen Kreis, immer voll von neuen Einfällen; sie wurde sekundiert von der ebenfalls lebhaften und ausgiebigen Frau Warburg. Das zweite Bindemittel bildeten die Kinder. Namentlich zwischen den gleichalterigen zwei jüngeren, graziosen Töchtern der Jollyschen Familie, Emmy und Frida, und unseren Kindern kam es zu lebhaftem Verkehr, der sich dann auch auf die Eltern ausdehnte. Auch

unsere Söhne Rudolf Jolly und Wolfgang freundeten sich an und waren später, als beide in Straßburg studierten, Stubengenossen. —

Mit Rubner verband mich vom Jahre 1897 an auch wissenschaftlich gemeinsames Interesse. Ich äußerte in gelegentlichem Gespräche mein Bedauern über das Fehlen der Möglichkeit, auch die flüchtigen Einnahmen und Ausgaben des Säuglings zu messen, und so ein klares Bild über die Bilanz der gesamten Energie zu gewinnen; eine Betrachtungsweise, die Camerer durch Rechnung bereits in die Stoffwechsellehre einzuführen versucht hatte. Rubner entgegnete, das sei kein Ding der Unmöglichkeit; ein Respirationsapparat für den Säugling lasse sich leicht herstellen. Ich ergriff seinen Vorschlag aufs freudigste, und so gingen wir an unsere Arbeiten über den Gesamtstoffwechsel des gesunden und des ernährungs-gestörten Säuglings bei natürlicher und künstlicher Ernährung, wobei natürlich Rubner den wesentlichen experimentellen Anteil an der Forscherarbeit hatte, ich aber zu größerer Klarheit über die Vorgänge bei der Ernährung und ihres Einflusses auf die Gesamtleistung des jungen Organismus gelangte, die mich zu der Entwicklung des Begriffs vom Energiequotienten brachten. Diese Arbeiten und gegenseitigen Diskussionen über die Ergebnisse zogen sich mehrere Jahre hin, bis etwa 1900. Während dieser Zeit kam ich mit Camerer, diesem einfachen Landarzt und dabei Forscher und Gelehrten hohen Ranges, in nähere Beziehung, die sich im weiteren Verlaufe zur Freundschaft entwickelte.

Am Schlusse des Sommersemesters 1897 wurde ich zum Dekan gewählt. Bevor ich dieses Amt antrat, reiste ich mit meinem Freund Johannessen zum internationalen Kongreß in Moskau, der eine Fülle der interessantesten Erlebnisse in sich schloß. Um eine Vorstellung vom russischen Lande zu gewinnen, reisten wir bereits einige Tage vor Beginn des Kongresses am 13. August von Berlin ab, sahen uns ein wenig in Warschau um und bekamen dann zunächst eine An-

Schauung von der Ungeheuerlichkeit des russischen Reiches. Fast zwei Tage ging es von Warschau aus durch ein einförmiges Wiesen-Feldland, eine kaum wellige Ebene, nur hier und da von Birkenwäldchen belebt, sonst aber ohne Abwechslung. Allerdings fahren die Züge langsam, was den Aufenthalt in den gut eingerichteten Abteilen behaglich und beruhigend macht. In Moskau kamen wir in einem der ersten Hotels, Slaviansky-Bazar, unter und wanderten zunächst zu dem Wunderbau des Kreml, um den ersten Eindruck zu bekommen. Am nächsten Tage, 17. August, erneuerten wir die Bekanntschaft mit Filatow in seiner neuerbauten Klinik (mit Auditorien in jeder einzelnen Infektionsbaracke) und besuchten danach die beiden andern großen Kinderspitäler, das Wladimir- und das Olga-Spital; ersteres nach Rauchfuß' Plänen gebaut. — Am Abend ging es wieder auf die Reise vom Nowgorod-Bahnhof aus. Wir fuhren wieder die ganze Nacht hindurch nach dem großen Messeplatz Nischni-Nowgorod, wo wir früh 9 Uhr ankamen. Der ganze Tag war diesem interessanten Ort gewidmet. Er lag am ersten Berg, den wir seit Warschau sahen, mit einer großartigen Aussicht auf die mächtige, unten vorbeirauschende Wolga mit der dort einmündenden Oka. Das Interessanteste aber war die Jahrmarttsstadt, wo eben Messe war. Da sah man denn den Waren- und Menschenverkehr zwischen Asien und Europa. Die wunderbarsten Gestalten asiatischer Völkerschaften, Chinesen, Mongolen, Türken, ein buntes Gemisch bewegte sich zwischen den großen Ballen von Baumwolle, Tee und tausend anderen Dingen, Teppichen, Kleidern, Pelzwerk usw. Es war ein immenses Feld, wo man stundenlang Studien machen konnte. Interessant war die Art, wie der Tee, den man zu kaufen beabsichtigte, geprüft wurde: Mit einer Art Harpune fuhr man in die dicht verschnürten Ballen hinein und holte damit ein Pröbchen heraus. — Natürlich fehlten auch die Lingeltangel nicht, die meist von Russinnen bevölkert waren. Voll von den Erlebnissen fuhren wir nach Moskau zurück.

Beide Nächte schliefen wir in unserem Abteil bei geöffnetem Fenster in lauer Luft vortrefflich (tagsüber war in Moskau eine enorme Hitze). Am 19. begann der Kongreß mit großer Festigung mit dem üblichen Brimborium und Redegeplätzchen. Am Nachmittag war große, enorm staubige und heiße Fahrt nach den Sperlingsbergen, wo man eine prachtvolle Aussicht auf Moskau genoss.

Von den Erlebnissen in Moskau außerhalb der Sitzungen muß ich besonders des ganz wunderbar schönen Kirchengesanges gedenken. Namentlich die Männerstimmen waren von geradezu rührender Schönheit. Dann fiel gegenüber allen anderen internationalen Kongressen die außerordentliche Höflichkeit und Zuverlässigkeit der Einheimischen auf, die sich besonders auch bei den Bewirtungen höchst vorteilhaft darstellte.

Neben Konsultationen in Moskau hatte ich auch eine kleine Reise nach einer „Datsche“ auf dem Lande, in der Nähe des Landstädtchens Podolsk, südlich von Moskau, zu machen. Die Mutter hatte ihren an diphtheritischer Lähmung leidenden Sohn aus Kursk, dreihundert Werst entfernt, nur behufs dieser Konsultation zu einer Verwandten nach Podolsk gebracht: auch eine Illustration der Raumverhältnisse des heiligen Rußland. — Wissenschaftlich brachte der Kongreß nicht viel Erhebliches in unserer Abteilung. Von Interesse war die Mitteilung Fibigers, eines Assistenten von Sörensen (Kopenhagen), über die Resultate der alternierenden Behandlung Diphtheriefranker mit und ohne Serum, natürlich stark zugunsten des Serums sprechend. Einige bemerkenswerte Mitteilungen brachte die Sitzung, in der die künstliche Ernährung besprochen wurde. — Von Persönlichkeiten lernte ich SereStre aus Paris und Vargas aus Barcelona kennen. Wir verkehrten besonders mit Escherich, der sich bereits in Warschau uns angeschlossen hatte. Von Interesse war mir die durch Fräulein Schabanowska vermittelte Begegnung mit einer russischen Landärztin, die in einem ungeheuren Distrikt Südrußlands, ohne

jede kulturelle Anregung, ohne gebildeten Umgang, lediglich ihrem ermüdenden und beschwerlichen Berufe ihr Leben anspruchslos widmete. Überhaupt bekam ich vom russischen Volkscharakter einen sehr günstigen Eindruck.

Sehr merkwürdig war in Moskau die schlechte Beschaffenheit der Straßen, die ungepflastert, uneben und ganz vernachlässigt erschienen. Die Erklärung lag einerseits darin, daß Steine zum Pflastern nur mit ungeheuren Kosten aus weiter Ferne hätten hergeholt werden müssen, und zweitens darin, daß während des Sommers die ganze besser situierte Bevölkerung aufs Land zieht, im Winter aber Schnee und Eis die Straßen reinlich und zum Schlittenverkehr aufs beste geeignet machen. Moskau ist überhaupt mit seinen Kirchen und Klöstern, seinen enormen „Handelsgalerien“ — straßenlangen Gebäuden zur Auslage von Waren —, seinem Kreml, seinen Holzhäusern eine ganz aparte Großstadt, deren halbasiatischer Charakter sehr wesentlich von allen anderen Großstädten, die ich gesehen, absteht.

Im Fluge verging die Zeit bis zum Schluß des Kongresses am 26. August. Die folgende Nacht wurde zur Fahrt nach Petersburg benutzt, wo ich mit Johannessen, Escherich und dem liebenswürdigen Chirurgen Czerny zusammen bei Raufuß im Kinderkrankenhaus Prinz Peter von Oldenburg wohnte. Petersburg gleicht in keiner Beziehung der Moskowerstadt. Es ist — oder war? — eine moderne Großstadt wie viele andere auch. Interessant war schon bei den ersten Wanderungen in den Straßen, wenn ich mit meinen russischen Buchstabenkenntnissen die Firmen zu entziffern suchte, daß ich dann meist Namen wie „Müller“, „Schneider“, „Förster“, kurz lauter deutsche, herausbekam. Ein Beweis für die starke Mischung der slawischen Bevölkerung mit deutscher, wohl hauptsächlich baltischer. — Die Hauptattraktion in Petersburg während der kurzen Zeit unseres Verweilens dort bildete die herrliche Gemäldegalerie in der Eremitage, mit einem köst-

lichen Jugendwerk Raffaels, einem ganz kleinen Madonnenbilde, den unvergleichlichen Rembrandts (Danae) und vielen anderen. — Unter den wissenschaftlichen Anstalten fesselte ganz besonders das Großfürstin=Paulowna=Institut für wissenschaftliche Fortbildung der Ärzte, prachtvoll ausgestattet, mit den verschiedensten Kliniken, Ambulatorien, Laboratorien. Hier hat damals wohl schon und später Pawlow seine berühmten Untersuchungen über die Physiologie der Verdauungsorgane und ihrer Nerven gemacht.

Sodann lernte ich durch Vermittlung meines Schülers Jérôme Lange die Familie Rüttner kennen und gewann Einblick in die Zustände und Lebensformen im begüterten Mittelstande Rußlands. Geheimrat Rüttner mit den Seinen bewohnte ein großes stattliches Haus mit Park, Lawn=Tennis=Platz, Regelpbahn, Skilübungsplatz, Turnplatz, eine „Datsche“ auf einer der Newainseln. Wir waren mehrere Deutsche, unter anderen Uthoffs, Moelis, zu einem Abend dort, sehr behaglich als Freunde aufgenommen. Nach Tisch erfreute Hausmusik, Gesang und Spiel. Es war ganz wie in Deutschland.

Wesentlich anders war die Fahrt nach dem Kaiser[schloß] Peterhof, wo wir zwar reich bewirtet wurden, aber ohne daß sich ein gekröntes oder ungekröntes Haupt der Schloßbewohner sehen ließ. Das Hübscheste war die Dampfschiffahrt hin und zurück. Natürlich gab es auch in Petersburg eine allgemeine Festlichkeit, gegeben von den Petersburger Ärzten. Am 31. August entrannen wir dem großen Trubel, um nach Finnland abzdampfen. Die Bahnfahrt ging zunächst nach den Imatrawasserfällen, mächtigen Stromschnellen in einer waldigen, etwa an das höhere Erzgebirge erinnernden Landschaft. Auf der Wanderung am Ufer wurde auch politisiert, doch wurden wir schon damals gewarnt vor lebhafteren Äußerungen, da man „rings von russischen Spionen umgeben sei“. Von Imatra fuhren wir am folgenden Tage mit offenem Omnibus gefährt holprig über Stock und Stein nach Wuokseniska und

von da mit Dampfer nach Wilmanstrand. Es war trübes Wetter, das trefflich zu der düsteren Landschaft der „tausend Inseln“ paßte. Zurückgekehrt nach Wiborg fanden wir dort in einem sehr freundlichen Gasthaus am Marktplatz Unterkunft und liebenswürdige Führung und Bewirtung bei dem hochgewachsenen Kollegen Dr. Thuneberg, der später meine Klinik in Berlin aufsuchte und mich zwanzig Jahre später (1919) durch einen netten Brief an jene Zeit erinnerte. Wir drei, Escherich, Johannessen und ich, waren noch zusammen. Bis 2 Uhr nachts blieben wir bei Thuneberg, $\frac{1}{2}$ Uhr ging der Zug nach Abo ab; in Riitimala hatten wir einen zweistündigen Aufenthalt, und dann zogen wir bei Tageslicht durch das finnische Land, das mit seinen netten, niedrigen, etwa den Häusern an unseren Seehäfen ähnelnden Gebäuden einen einfachen, aber doch malerischen, farbenreichen Eindruck machte. In Abo bekamen wir auf dem „Expres“ gute Kajüten. Ich schlief herrlich, wachte erst auf, als wir auf die offene See kamen. Es war schönes Wetter, und so überstand ich das Schlingern, ohne krank zu werden. Die Einfahrt nach Stockholm mit seiner Menge schön bewaldeter, glatt an dem Meere emporsteigenden Inseln war sehr imponierend, und die schöne Schwedenstadt nahm mich bald gefangen.

Vom 4. bis 6. September verweilten wir in Stockholm, wo gerade Kunstgewerbeausstellung war, dort wieder sehr angenehm begrüßt und geführt von den schwedischen Kollegen. Wir waren besonders entzückt von dem prächtigen neuen Infektionskrankenhaus, von Dr. Hellström geleitet, auch Medins Findelhaus mit seinen Riesenräumen imponierte sehr. Dieser Kollege bewirtete uns auf seinem schönen Landsitze in der Nähe von Alkista, im Norden von Stockholm. Nachher lernten wir v. Hofften in seiner Anstalt Schwesternheim und Waern kennen. Die Ausstellung wurde mehrmals besucht und orientierte über die schwedischen Leistungen in Kunst und Kunstgewerbe. Ausgezeichnet waren zwei Theatervorstellungen,

ganz hervorragend eine Sängerin Fräulein Carlson. — Am 6. September trennten sich die drei Freunde. Ich fuhr noch zu einem kurzen Erholungsaufenthalt nach Saltjöbaden, einem reizenden Seebadeort oder vielmehr Seebadehotel, praktisch und komfortabel eingerichtet, wo ich, einsam an einem Vortrag für Braunschweig arbeitend, die köstliche See-Fels-Wald-Natur Schwedens genoß. Am 14. September fuhr ich über Trelleborg und Sahniß heim. Ein sehr ereignisreicher Monat lag hinter mir.

Wenige Tage später reiste ich mit Martha zur Naturforscherversammlung nach Braunschweig, wo ich in den Vorstand der Gesellschaft gewählt wurde. Nachher ruhten wir noch ein paar Tage in Harzburg aus, bevor es wieder an die Arbeit ging, die im folgenden Jahre besonders reichlich war; denn im Oktober trat ich das Dekanat an, und im Dezember hatte ich die Festrede am Stiftungsfest der Kaiser-Wilhelm-Akademie zu halten. Ich hatte hierzu das Thema „Schwinden und Gedeihen im Säuglingsalter“ gewählt. Wie es scheint, war dieses dem Direktor Exzellenz v. Coler nicht für die Krieger geeignet erschienen, ich wurde plötzlich benachrichtigt, man wolle diesmal von einer Festfeier absehen und nur in kleinerem Kreise der Ärzte meinen Vortrag anhören. Das ging mir denn doch wider die Hutschnur, ich ging zu Subdirektor Grasnick und protestierte; und es gelang mir auch, diese Blamage abzuwenden. Der Vortrag hat nachher auch die alten Generale, die dem Aktus beizuwohnen pflegen, sehr interessiert. Noch eine andere Rede hatte ich zu halten: Virchow zu seinem fünfzigjährigen Dozentenjubiläum als Dekan zu beglückwünschen. Zuerst sprach Schmoller als Rektor, ich nach ihm. Ich fiel aber nicht ab; vielmehr hatte ich den Beifall der großen Virchow-Gemeinde. Und Virchow — der mir in Braunschweig bei einer geschäftlichen Debatte etwas höhnisch zugerufen hatte: „Sie werden ja bald Gelegenheit haben, Geschäfte zu führen“ — äußerte einige Monate später, ich sei ein trefflicher Dekan. So geht

es, wenn man Leute lobt — was übrigens dort am Platze war. Im übrigen verlief das Defanatsjahr ohne größere Aufregung, und es ging alles glatt. —

Im Jahre 1897 spielten auch allerlei Verhandlungen zwischen Pädiatern verschiedener Länder wegen der schon drei Jahre zuvor in Rom angeregten Gründung einer internationalen pädiatrischen Gesellschaft und einer internationalen Zeitschrift für Kinderheilkunde. Besonders Johannessen bemühte sich viel darum und animierte Escherich, Rauchfuß, Marfan u. a. Doch scheiterte der erstgenannte Plan an den Engländern. Barlow schrieb mir schon im März jenes Jahres, daß die englischen Ärzte im allgemeinen nicht geneigt seien, ihre Stellung als allgemein praktizierende Ärzte zugunsten der Spezialität aufzugeben. Die überwiegende Mehrzahl derjenigen Kollegen, die über Kinderkrankheiten geschrieben hätten, nannten sich keineswegs Kinderärzte. Auch das Journal kam nicht zustande, schon Escherich und dann auch Rauchfuß verhielten sich dem geplanten Unternehmen gegenüber ziemlich kühl.

Auf der Naturforscherversammlung in München 1899 hatte ich allerhand stille Kämpfe zu bestehen, um Baginsky von dem Vorstand der Gesellschaft für Kinderheilkunde fernzuhalten. Er blieb es auch trotz aller wiederholten Anstrengungen so lange, bis ich aus dem Vorstand der Gesellschaft (1913) auschied.

Die letzten Jahre des Jahrhunderts bildeten die Glanzzeit jener musikalischen Erlebnisse, die ich bereits geschildert habe und die sich im engen Kreis der Familien Joachim, Herzogenberg, Engelmann, Frau Breiderhoff, Schaper und Heubner abspielten. Wenn solch ein erlesener Abend bei uns stattfand, wurde auch meinen Kindern und anwesenden Verwandten, wie z. B. den Nichten Baumgarten und nahen Freunden, wie Kubners, Gelegenheit, diese Offenbarungen feinsten Künstlerchaft mit zu genießen. Es war ein Hauch

klassischen Adels und klassischer Schönheit, der in jenen Jahren an solchen Abenden uns umschwebte, und die zwischen den musikalischen Darbietungen im Gespräche laut werdenden Gedanken hatten nicht selten einen Abglanz solch attischer Atmosphäre. Namentlich Herzogenberg tat sich dabei hervor. Er hatte nach der Operation seines Knies das körperliche und einige Jahre nach dem Tode der geliebten Frau auch das seelische Gleichgewicht sich zurückerrungen und wirkte mit jugendlichem Feuer als Lehrer der Komposition an der Hochschule für Musik, aber auch als fleißiger und feinsinniger Lieddichter in diesen Jahren. In dieser Zeit entstanden wohl seine bedeutendsten Werke, wie das „Requiem“, das „Erntefest“, die „Weihe der Nacht“ und die ganz aparte und geistreiche „Totenfeier“. Wir waren alle mit ihm einig in der tiefen Verehrung seines jüngst verstorbenen Freundes Brahms, in dessen ebenso eiserne wie gemütreiche und anmutvolle musikalische Wesenheit auch ich mit immer wachsendem Genuß immer tiefer eindrang. Leider sollte der würdige Nachfolger den größeren Meister nicht lange überleben. Sein bis dahin sehr befriedigender Zustand veränderte sich im Sommer 1899. Während seine Neigung zur Arthritis deformans in den achtziger Jahren nur in der monartikulären Form am Knie zum Ausdruck gekommen war und durch die Operation beseitigt schien, befiel ihn jetzt die Krankheit in allen Körpergelenken. Er befand sich in seinem Sommerhäuschen in Heiden am Bodensee, als er aufs Krankenlager geworfen wurde. Im Herbst vermochte er noch in der Stube auf und ab zu gehen, bald aber war er völlig an den Rollstuhl gefesselt. Er suchte Linderung in San Remo, fand sie aber trotz schöner warmer Tage an der schönen Küste nicht und siedelte im Sommer, immer von seiner treuen Pflegerin Helene Hauptmann begleitet, nach Wiesbaden über. Im Oktober 1900 kam ich mit den Meinen nach Wiesbaden; ich ließ anfragen, ob ihm mein Besuch genehm wäre, was freudig bejaht wurde. Als ich am 8. Oktober ihn aufsuchen wollte, lag

er auf dem Totenbett, auch da noch ein vornehmer Schläfer. — Sein Grab mit Hildebrands Brustbild haben wir nachmals besucht, das photographische Abbild hängt in meiner oberen Stube. Sein Bild aber wie das seiner Gattin grüßt mich in der Musikerecke an meinem Flügel neben Brahms, Joachim und dem Engelmannschen Ehepaar.

Überhaupt waren die Jahre 1898 bis 1900 reich an schweren Verlusten, die der Tod in meinen Lebenskreis riß. Anfang 1898 starb mein guter Vetter und Freund Adolf Kossbach in Leipzig, nachdem er im Jahre vorher die Gattin verloren hatte. Im Frühjahr starben meine alten lieben Freunde Treibmann und Nicolai, im Herbst der Direktor der Leipziger Lebensversicherungsgesellschaft Otto, der mir zwanzig Jahre lang als treuer Berater und hilfsbereiter Freund nahegestanden hatte (namentlich bei den Arbeiten für das Leipziger Kinderkrankenhaus, woran seine Gattin sich lebhaft beteiligte). Der im Juli dieses Jahres erfolgte Tod Bismarcks ergriff mich natürlich wie alle Patrioten.

Vor allem aber verlor ich die geliebte Mutter. Ihr schweres Gelenkleiden verschlimmerte sich ganz allmählich so, daß sie schon im Februar 1899 kaum die Feder mehr zu halten vermochte und man einen Stich ins Herz bekam, wenn man die schöne, klare Handschrift ihrer Briefe so entstellte sah wie ihre armen Gelenke. Im August des Jahres 1900 wurde das Hinzutreten eines neuen Leidens entdeckt: eine bösartige Magengeschwulst, die unter vielfachen Fieber- und Magendarmerscheinungen ihre Kräfte vollends zerstörte. Am 19. Oktober 1900 brach das liebevolle Auge.

Im Spätherbst des gleichen Jahres starb mein Jugendfreund Arthur Georgi in Mynlau i. Vogtl. Wir waren im gleichen Jahre geboren, und das Geschick ereilte ihn allzu frühzeitig. Er hatte sich zu einer hochgeachteten Stellung in unserm engen Vaterland Sachsen emporgeschwungen, war Vizepräsident der Abgeordnetenversammlung, Vorsitzender der Handelskammer, Ge-

heimer Kommerzienrat und galt als Finanzautorität. Gelegentlich meiner Anliegen an den sächsischen Landtag für das Leipziger Kinderkrankenhaus hat er seinen Einfluß mit für mich verwandt. Sonst sind wir uns persönlich nur noch einmal gelegentlich der Einweihung der neuen Kirche in Mylau nahegetreten. Obwohl von stattlicher Erscheinung, steckte er in keiner gesunden Haut, litt an Diabetes und war herzleidend. Der Tod ereilte ihn so plötzlich, wie sich's einer wünschen kann: bei einer ruhigen Unterhaltung nach Tisch.

Auch in der eigenen Familie brachten diese Jahre neben manchem Erfreulichen manche Sorge mit den erwachsenen Söhnen und den heranwachsenden Töchtern.

Um die Weihnachtszeit des Jahres 1899 bekam ich zum erstenmal ernsthafte Sorgen um Marthas Befinden. Sie hatte ja öfters allerlei Beschwerden rheumatischer und neuralgischer Art, die aber meist kurz vorübergehender Natur waren. Die Wochen vor Weihnachten mit ihrem trüben Wetter waren immer besonders anstrengend für sie, da alle Weihnachtsbesorgungen für unsere Familie in Berlin und auswärts, ebenso wie für Verwandte und Freunde, sowie für die wirtschaftlichen Anschaffungen auf ihren Schultern lagen. Wir hatten und haben ja niemals im Kreise unserer Familie eine Stütze oder Helferin. Dazu kamen die in den ersten Dezemberwochen sich häufenden gesellschaftlichen Anforderungen. So war sie denn regelmäßig am Bescherungstage fast zum Zusammenbrechen und erholte sich immer erst während der nun folgenden Ruhe der Feiertage. Diesmal aber blieb es nicht bei der einfachen Erschöpfung. Sie erkrankte an einem ziemlich heftigen Gesichtsernsipel, das unter hohem Fieber verlief und in den folgenden Monaten mehrmalige Rezidive nach sich zog. Auch in der Zwischenzeit blieb sie kränklich und anfällig, und sie mußte lange Wochen im Bett oder im Zimmer zubringen. Selbst zu ihrem Geburtstag, am 31. März 1900, lag unsere Patientin wieder an fieberhaftem Katarrh zu

Bett, und es schien, als könnte die Anfang April geplante Reise nach Genf vereitelt werden.

So mußten wir zu Lili Jollns Polterabend Muttern allein zu Hause lassen, und auch zur Hochzeit Anfang April konnte sie sich nur ein paar Stunden aufraffen. Diese älteste Tochter unserer Freundesfamilie, die dem jungen Mediziner Strube aus Bremen (einem Assistenten Gerhards) die Hand reichte, stand mir besonders nahe; ich befand mich in einer Art väterlichen Liebesverhältnisses zu dieser ebenso anmutigen wie feinsinnigen und lebensvollen, jungen Freundin. Wir waren uns durch einen eigenen Zufall nähergekommen. In einer Abendgesellschaft bei Lendens hatte ich eine jener Welt Damen aus Berlin W W zu Tische zu führen, mit der ich im Gespräch nicht sehr vorwärts kam. Ich wandte mich zu meiner linken Nachbarin: es war die vor kurzem aus der Pension zurückgekehrte Fräulein Lili. Nach wenigen einleitenden Bemerkungen befanden wir uns in der denkbar sympathischsten Unterhaltung, wobei die Musik, der sie leidenschaftlich ergeben war, eine starke Bindung lieferte. Als wir aufstanden, waren wir Freunde, die sich verstanden und gefielen; es entstand ein Verhältnis, das uns jede Begegnung angenehm machte. Es kam auch zum Vierhändigspielen, wobei ich freilich, bei lange unterbliebener Übung, mehr den liebenswürdig geduldeten Refruten als den ebenbürtigen Partner darstellte. Auch in die Brautzeit hinein erstreckte sich solch wohlthuender Verkehr, und sooft wir später — bei fröhlicher wie bei tief ernster Gelegenheit — uns wieder begegneten, es blieb ein immer wieder sich schlingendes harmonisches Band zwischen unseren Seelen. Noch vor kurzem schrieb mir die inzwischen zur Mutter großer Kinder herangereifte liebe Frau eine halbe Liebeserklärung; ich hörte beim Lesen ihr wundervolles Organ und erwiderte in gleichem Ton. Solche Begegnungen mit völlig konsonierenden Gestalten bleiben Sterne am Himmel unseres Lebens, die durch alle Nacht hindurchglänzen. —

Marthas Befinden hatte sich doch so weit gebessert, daß wir Anfang April die beabsichtigte Reise ausführen konnten, um unsere Tochter Lisbeth nach einjährigem Pensionsaufenthalt heimzuholen. Wir verbrachten mit ihr einige Wochen in Mont Fleury bei Montreux. Hier mußte Martha leider wiederum einen Rückfall der Rose durchmachen, glücklicherweise von nicht zu langer Dauer, so daß wir zur Osterzeit am erwachenden Frühling doch noch rechte Freude mit ein paar Wagentouren schöpfen konnten; Marthas Erholung ging nun schneller vor sich.

Wissenschaftlich beschäftigten mich in jenen Jahren hauptsächlich Studien und Betrachtungen über den Gesamtstoffwechsel und die Energiebilanz des Säuglings. Es war natürlich, daß die Arbeiten, die ich mit Rubner zusammen über den Kraftwechsel des jungen Kindes, über die Differenzen seiner Stärke, je nachdem es sich um kräftige oder dürrtige Körper, um natürliche oder künstliche Ernährung handelte, in jener Zeitperiode anstellte, ihre Rückwirkung auf das Nachdenken über den Einfluß äußern mußte, den die hier aufgedeckten inneren chemisch-physikalischen Vorgänge auf den Säuglingsorganismus, sein Gedeihen, seine Anforderungen an die Ernährung usw. ausübten. Ich kam so auf den Gedanken, die Wichtigkeit des Energiegehaltes der täglichen Nahrung für das normale Gedeihen des wachsenden Körpers zu begreifen, und studierte an der Hand vorliegender guter Beobachtungen von normal gedeihenden Kindern die vorhanden gewesene Zufuhr an Energie. Es stellte sich heraus, daß diese einen Anhalt gaben, zahlenmäßig die zu solchem Zweck erforderliche Zufuhr während der einzelnen Monate des Wachstums zu bestimmen — genauer, als das bisher mittels volumetrischer oder anderer Methode möglich gewesen war. Es zeigte sich, daß im ersten Vierteljahr des Lebens auf ein Kilo Körpergewicht eine tägliche Zufuhr von Energie nötig war, die hun-

dert großen Kalorien entsprach. Dieses Verhältnis bezeichnete ich als Energiequotienten. Im weiteren Verlaufe nahm dieser Quotient ganz allmählich ab, um auf Werte von 70 Kalorien zu sinken. Diese neuen Mitteilungen sind weiterhin von sehr zahlreichen Untersuchern und in vielen ferneren Beobachtungen nachgeprüft worden und haben sich schließlich doch im großen und ganzen als allgemeingültig erwiesen.

Die Ergebnisse dieser Untersuchungen habe ich zuerst in Braunschweig auf der Naturforscherversammlung (1897) und dann auf der pädiatrischen Sektion des Internationalen medizinischen Kongresses, der im Sommer 1900 in Paris tagte, der Gesamtheit der Ärzte vorgelegt. Der Sinn meiner Mitteilung ging den Fachgenossen keineswegs sofort ein; es dauerte eine ganze Weile, bis es klar wurde, daß meine Untersuchungen natürlich mit einer Beurteilung der Qualität der Ernährung ganz und gar nichts zu tun hatten, sondern lediglich ein Maß für die Quantität an Energie festzustellen suchten, die die Nahrung, gleichgültig, wie sie zusammengesetzt wurde, notwendig enthalten müsse. Die Teilnahme an dem großen Kongresse, der zur gleichen Zeit zusammentrat, wo eine Weltausstellung Paris belebte, bot viel Interessantes. Martha hatte genügende Kräfte gesammelt, um mich zu begleiten; und so konnten wir ebenso den Verkehr mit den pädiatrischen Koryphäen der Welt, die enorm luxuriöse Geselligkeit im Hause des sehr reichen Grancher und die bescheidenere bei Marfan und bei Hutinel genießen, wie die Wunder der Weltausstellung bestaunen und dabei doch auch einige Stunden der schönen Natur in der Umgebung von Paris widmen. Nach Beendigung des Kongresses fuhr Martha nach Berlin zurück; ich aber machte mit Freund Johannessen noch eine köstliche Tour in die Pyrenäen, über Biarritz nach Pau, Lourdes mit seiner Wunderquelle, die uns höchst unhygienisch vorkam, und in die Schwefelbäder der Pyrenäen bis an das große Amphitheater von Gavarnie. Cauterets, Bagnères de Luchon

und einige andere sehr schön gelegene Heilquellorte wurden besucht. Allein fuhr ich über Toulouse und Paris wieder heim. In den Pyrenäen mußte ich noch eine Erfahrung von dem unfreundlichen Wesen der Franzosen uns Deutschen gegenüber machen: unser gutes deutsches Gold wurde in Gasthäusern und Geschäften einfach nicht angenommen, so daß ich auf dem Rückwege nach Toulouse geradezu hungerte, bis ich dort in einem Bankgeschäft endlich französisches Geld einwechseln konnte.

Wie der Sommer, so gestaltete sich auch der Herbst noch sehr abwechslungsreich: Im September fuhr ich zur Naturforscherversammlung nach Aachen, da ich als Vorsitzender der Gesellschaft für Kinderheilkunde nicht fehlen durfte und auch der Kampf gegen Baginsky fortzuführen war (vgl. S. 162). Dieser fiel gänzlich ab. Aber auch die Biedertsche „Anstalt für Ernährung“ erhob wieder mit Macht ihr Haupt. Biedert hielt eine große Rede dafür; ich aber nahm alle Kraft zusammen, um nochmals im Interesse der Kinderkliniken Einspruch gegen eine solche zentrale Versuchsanstalt zu erheben, deren Wertsprüche sich die einzelnen Kliniken doch nicht fügen würden. Die Abwehr gelang noch einmal, aber, wie sich später zeigte, nicht auf die Dauer.

Noch während der Aachener Tagung hatte ich meine Familie, Frau nebst Töchtern, nach Rolandseck dirigiert, wo wir denn um den 20. September uns trafen, um von da bis Mitte Oktober, bei unaufhörlich herrlichem Wetter, eine der entzückendsten Reisen längs Rhein und Mosel und dann aufwärts über Straßburg bis in die Hochvogesen, Münster, Schlucht, Hohneck, vielfach mit Rad, wenig mit Schiff, viel auch zu Fuß, auszuführen. Konrads in Koblenz wurden heimgesucht, mit ihnen ins schöne Ahrtal gegangen, die schönen alten rheinischen Städte Bacharach, Borch usw. abgegrast und das ganze Moseltal bis Trier durchfahren; überall durch sonnige Städtlein mit ihrer von Wein- und Obsternten hoch befriedigten

Bevölkerung hindurchgleitend. Später kam Wolfgang aus Straßburg herbei, und so zogen wir denn, mit Ausnahme Hermanns die ganze Familie — „dahin, als wie ein Hirt“. Eine der schönsten Erinnerungen von Familienreisen.

Auf die lichten Wochen folgten dunkle Tage; am Totenbette Herzogenbergs vorbei reisten wir heim, um bald nachher, wie schon erwähnt, der geliebten Mutter das letzte Geleit zu geben.

Neubau der Klinik / Lehrbuch

In den Sommer des Jahres 1901 fiel unsere silberne Hochzeit, und zwar auf den Sonntag nach Pfingsten. Wir hatten beschlossen, die Feier unserer fünfundzwanzigjährigen Ehe an dem Orte abzuhalten, wo wir uns verlobt hatten: auf dem Belvedere in Dresden. Am Sonnabend, dem 31. Mai, kamen wir an und erlebten sogleich eine ruhrende Überraschung. Der liebe Bruder Konrad hatte den 128. Psalm komponiert (darin die Verse: „Mein Weib ist wie ein fruchtbarer Weinstock rings um mein Haus und meine Kinder wie blühende Äzweige an meinem Tisch“ in einer schönen Fuge erläutert), und der Kreuzkantor war so freundlich gewesen, die Komposition in der üblichen Sonnabend-Vesper durch die Kreuzschüler zum Vortrag bringen zu lassen. Das gab dann gleich eine erhebende Einleitung zum Fest. Dieses selbst war denn auch schön und eindrucksvoll. Eine große Anzahl von Gästen, Kinder, liebe Verwandte, die Liebesterrfamilien und andere Bektern und Basen, von Freunden v. Meyers und Bahrdts vereinigt sich in dem schönen Saal des Belvedere mit seiner bogenförmigen Umrandung. Die Kinder veranstalteten allerlei lustige Auführungen, die Verpflegung war recht gut, Weine hatte ich zum Teil aus eigenem Keller gestiftet: so war denn allseitige Harmonie und Sympathie vorhanden.

In diesem und den folgenden Jahren nahmen zwei Aufgaben meine Tätigkeit in Anspruch: 1. die Vorbereitungen des Neubaus meiner Klinik und 2. die Abfassung meines Lehrbuchs der Kinderheilkunde, dessen erster Band zur Einweihung der neuen Klinik vorgelegt werden sollte.

Als ich mein Amt in Berlin in den völlig unzureichenden und unhygienischen Räumen der alten Charité angetreten hatte, mich aber der Hoffnung auf eine baldige Aenderung der schlimmen Zustände hingab, meinte Gerhardt, der seit 1882 die zweite neue Klinik innehatte, ich müsse mich wohl mit

etwas Geduld wappnen; denn wenn in zehn Jahren mit einem Neubau der Charité werde begonnen werden, so dürfe man von Glück sagen. Er hatte aber nicht mit der Energie und Geschäftstüchtigkeit des Ministerialdirektors Althoff gerechnet. Dieser merkwürdige Mann war 1892 durch Schmollers Empfehlung aus Straßburg, wo er als juristischer Honorarprofessor tätig war, ins preußische Kultusministerium berufen worden, und hatte sich sehr bald zu der Stellung des einflußreichsten Dezenten in dieser ganzen großen Behörde emporgeschwungen. Namentlich die Personalien an den Universitäten leitete er als Alleinherrscher, und obwohl er sich fast immer genau an die Vorschläge der Fakultäten hielt, so wußte er doch diese selbst in einer Weise zu beeinflussen, daß meist der von ihm selbst ins Auge gefaßte Kandidat auch zum Vorschlag kam. Freilich erlebte er dabei Ausnahmen. Im großen und ganzen hatte er aber das Geschick so manches Aspiranten in seiner Hand — eine Machtbefugnis, die er öfter zur Hervorholung bis dahin vernachlässigter oder nach seiner Meinung unterdrückter Dozenten benutzte. So war er der zum Teil gefürchtete, aber auch vielfach umschmeichelte Gebieter im Reiche der Gelehrten, mit denen er kordial, manchmal auch recht brutal zu verhandeln pflegte. Von Haus aus eine burschikose Natur — er hatte manchen tollen Studentenstreich ausgeführt — verleugnete er auch im amtlichen Verkehr diese Veranlagung nicht. Groß und breitschultrig, trug er sich immer ziemlich nonchalant: ein breiter Schlips, den Westen auschnitt ausfüllend, deckte das Wollhemd; der hohe Zylinder des Ministerialbeamten kam wohl nie auf das breite Haupt. Wenn er mit seiner ziemlich hohen, etwas knetigen Stimme anfang zu reden, machte er zunächst keinen gewaltigen Eindruck, aber sehr bald wurde es dem Zuhörer doch klar, was für eine geistige Kraft in diesem Westfalen steckte. Er war der Schöpfer des Charité-Neubaues, den man schon halb verloren gegeben hatte, und wenn seine Büste am Eingang in den Komplex

imponierender Bauten, die jetzt das alte Terrain bedecken, den Ankömmling grüßt, so ist das eine verdiente Hulldigung. Wie er dem Finanzminister von Miquel allmählich die vielen zur Erreichung des Zweckes nötigen Millionen ablockte, gehört zu den glänzendsten Leistungen dieses großzügigen Organisations. Er wies namentlich auf Transaktionen durch Verkauf fiskalischer Grundstücke hin, wodurch diese Millionen reichlich gedeckt werden würden. Ob das sich später auch so entwickelt hat, davon hat weder der Minister noch der Landtag wohl Genaueres erfahren.

Schon im Jahre 1895 bekam ich den Auftrag, den Plan eines Neubaus der Kinderklinik zu entwerfen, der dann später mit verschiedentlichen Modifikationen auch ausgeführt wurde. Seine Grundidee war dieselbe, die dem Leipziger Kinderkrankenhaus als Leitmotiv gedient hatte. Der Platz, der dem Neubau zugewiesen wurde, befand sich gleich am Eingang der Charité, gegenüber dem Verwaltungsgebäude. Um ihn zu nützen, mußte das alte, an der Schumannstraße gelegene sogenannte Triangelgebäude niedergelegt werden, wo eine Reihe von Jahren hindurch die Stätte der genialen Untersuchungen Kochs und seiner Schüler Behring, Ehrlich, Pfeiffer u. a. sich befunden hatte, da es direkt neben den 1890 errichteten Baracken des Instituts für Infektionskrankheiten lag. Mit der Fertigstellung des Neubaus dieses Institutes am Spandauer Kanal wurde das Gebäude verlassen und alsbald abgerissen. Im Etat 1899/1900 wurden die ersten 150000 Mark für die neue Kinderklinik bewilligt, und alsbald begann der Bau, der anfangs langsam fortschritt wegen der Schwierigkeiten der Gründung auf dem etwas sumpfigen Boden jener Gegend des Charitégrundstücks, wo die benachbarten Kochschen Baracken schon anfangen, mehr oder weniger windschiefe Grundfläche anzunehmen. Die Schwierigkeiten wurden aber durch die soliden Dispositionen des Baurates Diestel, dem die Ausführung anvertraut war, auf das beste überwunden. Im

Jahre 1901 und 1902 entstand der Neubau mit Poliklinik, großem Auditorium, Laboratorien und Schwesternwohnungen in einen und das eigentliche Krankenhaus im zweiten Gebäude.

Um die Fortschritte in der inneren Einrichtung der neuesten Krankenhäuser zu studieren, unternahm ich mit dem Baurat Diestel und dem an des verstorbenen Spinolas Stelle getretenen, ebenso liebenswürdigen wie praktischen Charitédirektor Müller zwei Rundreisen während des Jahres 1902. Die eine, im April, vor Abschluß der Osterferien, führte uns in die vorzüglichen Krankenhäuser von Nürnberg, Offenbach a. M., Hannover und Hamburg-Eppendorf. Die zweite, während der Pfingstferien, ging nach Prag, Wien, Budapest und rückwärts nach Breslau. In Prag wurde das Findelhaus und die Klinik von Jaksch besichtigt; in Wien fesselte uns ganz besonders das großartige, aus Anlaß des Kaiser-Jubiläums erbaute Wilhelminenhospital im Osten der Stadt mit fast luxuriöser, aber sehr durchdachter Einrichtung. In Budapest lernten wir manches in dem großen neuen Krankenhaus in Ofen, in Breslau endlich suchten wir die neue, kleine Czernysche Klinik auf. Ein ausführlicher Bericht ans Ministerium diente dazu, uns zu mancher neuen Einrichtung in unserem Neubau zu verhelfen. Dieser wurde denn auch so gefördert, daß wir die Klinik am 27. Oktober 1903 einweihen und beziehen konnten.

Am gleichen Tage konnte ich das Ergebnis meiner oben-erwähnten zweiten Aufgabe dem Minister überreichen: den ersten Band meines Lehrbuchs der Kinderheilkunde, worin meine persönlichen Erfahrungen, die sich auf eine nahezu dreißigjährige Beobachtungszeit stützten, niedergelegt waren. Der Band behandelte neben physiologischen Vorbemerkungen die Pathologie des Neugeborenen und Säuglings, die akuten und chronischen Infektionskrankheiten und die Konstitutionskrankheiten. Die Abfassung hat mir — immer während der Ferienzeit, nachdem ich vorher das Material zusammenge-

stellt — viel Freude gemacht. Meist arbeitete ich während der Vormittage, während die Nachmittage Ausflügen gewidmet waren. Viele Kapitel verbinden sich so mit Erinnerungen an die vielen herrlichen Orte, wo wir zu solcher Zeit weilten. Z. B. die Masern schrieb ich in dem schönen Gasthaus Stein bei Goslar unter klarem Septemberhimmel, den Typhus in Taormina mit dem Blick auf das blaue Meer des Pölyphem, die Tuberkulose und Skrofuloſe in Palermo usw.

Das Jahr 1904 wurde in seinem letzten Teil für die Familie und mich eine Sorgenzeit. Um einen passenden Aufenthalt vor der Naturforscher-Versammlung in Breslau zu wählen und das interessante Gebirge kennenzulernen, gingen wir im Herbst nach der Tatra und ließen uns in Schmeds nieder. Dort erkrankte Martha fieberhaft mit Angina und rheumatischen Beschwerden (die aber wohl schon damals gichtischer Natur waren). Zwar erholte sie sich wieder und konnte Breslau mitmachen, brach aber im November ganz heftig mit Gelenkrheumatismus des ganzen Körpers nieder. Ich mußte eine Pflegerin annehmen, während die Töchter den Haushalt führten. Schließlich nach allen möglichen vergeblichen Versuchen ließ ich sie zum Gebrauche von Lichtbädern ins Sanatorium meines früheren Schülers Kaute schaffen, wo sie noch wochenlang in das neue Jahr hinein lag, bis sie endlich langsam genas. Und gleichzeitig lag im Dezember Lisbeth dort! Nach mehrfachen früheren Attaaken von Appendizitis wurde die Sache so ernst, daß ich sie von Sonnenburg operieren lassen mußte. Das waren traurige Zeiten; sie prägten sich auch äußerlich in meinem Habitus aus, so daß mein Bild, das der junge Rudolf Stumpf im Januar 1905 für Martha malte, den humoristischen Zug ganz vermissen läßt.

Erst im Frühjahr, in der warmen Sonne des Südens, in Sestri levante, wurde Martha wieder kräftig und leistungsfähig, wie es einer Frau, die eben ihren fünfzigsten Geburtstag gefeiert hatte, anstand. Wir genossen die Schönheiten des ligurischen Meeres und der köstlichen Umgebung Sestris, Rapallo, San Margherita, Porto fino und die bunten Anhöhen, die wir bestiegen, Monte Camponardo, San Giulia (erster Osterfeiertag, wo Martha von jungem Wein erglühete), Sant Anna, Villa Gianni und wie sie alle hießen.

Bei dieser Gelegenheit muß ich aber noch der schönsten Reise Erwähnung tun, von der bisher noch nicht die Rede war: der Frühjahrsreise 1903 nach Sizilien! Martha hatte von einem neu eingerichteten durchgehenden Zug von Berlin bis Palermo gelesen — das gab die Anregung dazu, daß wir im Jahre der neuen Klinik uns zu dem weitausgreifenden Unternehmen entschlossen. Einer Bereicherung unseres Erden-

daseins von einer nur dem Erlebenden vorstellbaren Größe, Schönheit und Fülle sind wir damals theilhaftig geworden. Schon als wir an den Hecken blühender Opuntien, Rosen, Myrten, zur Linken die noch schneebedeckten, malerischen Höhen der kalabrischen Küste entlang fuhren, bekamen wir einen Vorgeschmack von dem, was uns erwartete. Von Reggio wurde der Zug auf einem Trajekt über die Meerenge gebracht, um nach Palermo weiter zu laufen. Wir aber stiegen bereits in Messina aus, um am folgenden Tage gen Taormina zu fahren. In diesem paradiesischen Orte mit den schön geschwungenen Konturen der Buchten, wo das blaue Meer grünliche Wellen an den Strand kräuselt, wo die Felsen des Zyklopen aus den Wellen ragen, wo der Atna in voller Schöne grüht und wo das herrliche Theater ein Zeuge vergangenen Glanzes und feiner Bildung ist, wo große Büsche von Margueriten neben Kakteen und Opuntien die Straße säumen, wo eine ganz wunderbare reine Luft weht, blieben wir eine Woche unter täglichen Ausflügen in die blühende Frühlingnatur. Am Sonnabend vor Ostern ging die Fahrt durch die duftenden Zitronen- und Orangenwälder am Atna und Catania vorbei nach Syrakus. Auch hier waren wir völlig bezaubert von der einzig schönen Landschaft. Der Blick von unserer hochgelegenen Herberge Villa Politi ging auf die untere Stadt, vom dunkelblauen Meer rings umschlungen, und dicht vor uns in die Latomien, die einstigen Steinbrüche für die gefangenen Griechen, jetzt voll von der reichsten Vegetation. Und wenn man unten über den Hafen fuhr, strahlte im Norden der Atna in seiner schneeigen Pracht. Interessant war ein Gespräch mit einem Klosterbruder, der uns durch die Katakomben der alten Kirche von St. Giovanni führte und uns nach unserer Heimat fragte. „Berlino? Ah! la città di Harnacke?“ „Si, uno mio amico.“ „Oh! gran dottore, ma sul christianismo molti errori! Confutatio! Proibito!“ — Ich hatte nicht geglaubt, daß sich Harnack einer derartigen Berühmtheit erfreute.

Nicht minder imponierend wie die Unterstadt waren die grandiosen Befestigungen des Curnalos-Hochplateaus. Welche Welt von Schicksalen ist über dieses gesegnete Erdenstück dahingerauscht?

Über Castro Giovanni, das alte Enna, dessen herrliche Aussicht wir mit Pariser Kofotten und deren Anhang genossen, ging es nach Girgenti, dem alten Agrigent. Im guten Hotel des Temples auf der Hochebene, nahe der Küste, blieben wir einen Tag. Was muß das für ein Leben in der Weltstadt des Empedokles gewesen sein! Diese Blicke über die reich bebauten Ebene, das Häusermeer, die mit den köstlichsten Bauwerken geschmückte Küste und das libysche Meer! — Jetzt ist alles verschwunden, dem Boden gleich, bis auf den Tempel der Juno und der Concordia, die noch „von der vergangenen Pracht“ zeugen. Die Fahrt durch die schwefelhaltigen Gebirge mit ihrer blassen, höhlängigen Bergmannsbevölkerung führte uns aus goldenen Träumen wieder in eine Schattenseite der Gegenwart zurück. Bevor man in Palermo ankommt, fährt die Bahn durch ausgedehnte Agrumenfelder, über denen der würzige Drangenduft schwebte, wie insgemein über einem großen Teil der Umgebung dieser schönen Stadt. Man wird förmlich herauscht von den Wohlgerüchen dieser balsamischen Lüfte. In Palermo fanden wir im Hotel de France an der Piazza massima mit dem Giardino Garibaldi angenehme Unterkunft. Eine Woche verbrachten wir in dieser wunderbaren Stadt, vom 16. bis 22. April. Das Wetter war in diesem Jahre nicht so warm wie sonst. Man pflegt oft schon in dieser Zeit Seebäder im Freien zu nehmen; dieses Mal war davon keine Rede, die Temperatur hielt sich vielfach nicht viel über 10° C. Trotzdem konnten wir aber bei immer von Zeit zu Zeit vorbrechender Sonne die Stadt und Umgebung voll genießen. Die Spaziergänge am Seestrand, durch den Botanischen Garten mit seinen märchenhaften Bäumen und Pflanzen, der Carica papaya, Zimtpflanze, Kaffeestrauch, dem

prachtvollen Korallenbaum, den Opuntien, dem Brotbaum usw., durch die Stadt mit dem festungsartigen, schwerlastenden Dom, der Universität, schönen Brunnen, der eigenartigen Chiesa dei Eremiti mit wunderschönem Kreuzgang und fünf roten Kuppeln und vieles andere belebten zunächst unsere Vorstellungen vom Charakter der Stadt. Dann ging's hinaus in die Umgebung mit ihren Schlößchen, Kirchen, Gärten der Ebene und den köstlichen Rundblicken von den umgebenden Bergen. Das Schönste war Monreale, jene berühmte Kirche mit den alle Wände auskleidenden Mosaiken, dem düster-erhabenen Christusbild, dem Klosterhof, wo wieder Orangenduft und Ausblick die Sinne berauschte, und sodann der einzige Rundblick vom Turm von Castellaccio auf die ganze blühende Ebene mit dem begrenzenden Monte Pellegrino, der Heimstätte der heiligen Rosalie, alles rings umgürtet vom blauen Meer — unvergeßlich! Den Rückweg nahmen wir zu Schiff nach Neapel und von da bei bewegter, etwas seekrank machender See nach Genua, wo auf den Bergen noch viel Schnee lag. Wir aber sagten uns: „Wer Sizilien nicht gesehen hat, dem wird niemals voll bewußt, wie schön diese Erde sein kann!“

Der Sommer des Jahres 1905 brachte mir einen herben Schmerz. Mein lieber Bruder Konrad starb nach wenig-tägigem Leiden (sehr wahrscheinlich) an Wurmfortsatzperforation. Er hatte schon etwa ein Jahr lang an Darmbeschwerden, namentlich hartnäckiger Verstopfung, gelitten, aber leider mich nie um Rat gefragt. Seine Abneigung gegen Berlin war so groß, daß er sich nicht einmal im Herbst des vorhergegangenen Jahres, wo er in Blasewitz weilte, entschloß, mal zu mir zu fahren. Am 8. Juni verschied er nach eintägigen heftigsten Schmerzen. Nur fünfundvierzig Jahre alt, ging diese sonnige Natur dahin, die so recht in das heitere Rheinland paßte und auch unvergeßliche Spuren bei unzähligen Bewohnern von Koblenz und den ganzen Rhein entlang zurückgelassen hat. Wir betteten ihn in den schönen Friedhof seiner zweiten Heimat. Vier Jahre vorher, Herbst 1901, hatte ich ihn noch in seiner vielbewunderten Tätigkeit als Dirigent seines frischen, hellstimmigen Chores und seines Orchesters beobachten können, als sein sehnsüchtiger Wunsch, die Errichtung einer Musikfesthalle, in Erfüllung gegangen war. Der Klang des damaligen Schlußstückes, Bachs urgewaltigen „Dein ist das Reich und die Kraft“, ist mir noch heute gegenwärtig. Das waren Soprane! Welcher Kontrast gegen die alten Weiblein der Berliner Singakademie! —

Im Herbst 1905 war eine schöne Gedächtnisfeier in Koblenz, und später wohnten wir noch einem Konzert im Gürzenich, unter Steinbachs Leitung bei, wo Konrads „Geheimnis der Sehnsucht“ (neben dem Requiem von Berlioz) sehr schön aufgeführt wurde.

Vorher war ich in Meran zur Naturforscherversammlung, von der ich weiter nach Paris zum Tuberkulosekongreß fuhr. Ich hatte dort über die Prophylaxe der Kindertuberkulose zu sprechen. Ein nettes Frühstück bei Grancher vereinigte eine Reihe von Medizinern und Politikern; ich lernte damals Bourgeois kennen, einen sehr einfach sich gebenden, aber offenbar sehr klugen Protektor Granchers. Auch mit Behring hatte ich in den Pariser Tagen lebhaften Verkehr.

In Meran hatte ich einen Vortrag über die Nierenerkrankungen des Kindes gehalten, einen Gegenstand, der mich in diesen Jahren viel beschäftigte; unter anderem gelang es mir, die Niere einer Orthotikerin genau anatomisch zu untersuchen und deren Intaktheit nachzuweisen; ferner diejenige eines Knaben, der an der leichten Form chronischer Nierenkrankheit gelitten hatte. Damit gelangten einige dunkle Punkte in der Pathologie der kindlichen Niere zum Beginne einer Klärstellung.

Im übrigen beschäftigte mich während dieser Jahre die Abfassung des zweiten Bandes meines Lehrbuchs, der die Pathologie und Therapie der örtlichen Krankheiten umfaßte. Auch hier waren es immer hauptsächlich die Ferienmonate, wo die Arbeit allmählich fortschritt und zum Abschluß kam. Im Jahre 1906 kam der zweite Band gleichzeitig mit der zweiten Auflage des ersten Bandes heraus.

Kaiserin = Auguste = Victoria = Haus (1905–1909)

Die nächsten Jahre waren reichlich unruhig und brachten allerhand Erregungen teils erfreulicher, teils auch besorglicher Natur. Bald nach der Meraner Naturforscherversammlung, im Herbst 1905, erschien der Kabinettsrat der Kaiserin bei mir mit der Darlegung eines weitausschauenden Projektes: der

Errichtung einer großen Anstalt zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reich. Meiner Bemerkung gegenüber, daß das eine Sache von mindestens drei Millionen sei, zeigte er sich völlig orientiert und vorbereitet darauf, daß eine solche Summe zusammengebracht werden müsse. Die Kaiserin, die, angeregt durch bayrisches Vorgehen im November 1904, die Initiative zu einer regeren Fürsorgetätigkeit für das Säuglingsalter dem Vaterländischen Frauenverein ans Herz gelegt hatte, war auch für diesen Plan einer großen Anstalt eingetreten. Das war natürlich nicht ihrem Kopf entsprungen, sondern ihr vom Vortragenden Rat im Kultusministerium Dietrich, einem Freunde Biederts, nahegelegt worden. Also der Gedanke der Biedertschen Versuchsanstalt hatte gesiegt. Jetzt einer Weiterentwicklung der Sache entgegenzutreten, hätte mich der ganzen Bewegung gegenüber isoliert; ich sah ein, daß es für meine Klinik und den Unterricht notwendig war, daß ich die Hand im Spiele behielt. In welcher Weise übrigens seitens Biederts auf die Kaiserin zu wirken versucht wurde, erfuhr ich gelegentlich vom Kaiserlichen Leibarzt Junker. Die Kaiserin übergab eines Tages diesem das Buch von Biedert „Das Kind“, das sie, wie sie mit einiger Verwunderung äußerte, eines Morgens auf ihrem Schreibtisch gefunden hatte, ohne zu wissen, woher es geflogen gekommen war. Also ich biß in den sauren Apfel und erreichte in den nun folgenden Beratungen mit Behr-Pinnow, Dietrich und einer Reihe von Geldgebern, wie Geheimrat Fränkel vom Bankhaus Securius, Geheimrat Goldberger, zu denen auch Biedert herangezogen wurde, wenigstens so viel, daß die zu gründende Anstalt nicht als eine „Versuchsanstalt“ im Sinne Biederts, nämlich zur Prüfung von Nahrungsmitteln, geplant wurde, sondern als eine Anstalt zum Studium der Physiologie des Säuglingsalters, also gewissermaßen eine Ergänzung der Aufgaben der die Pathologie und Therapie dieser Lebensstufe vertretenden Kinder-

Kliniken bilden sollte. Es ist im Laufe der Jahre nicht dabei geblieben, aber dauernd blieb doch die wissenschaftliche Forschung des „Kaiserin-Auguste-Victoria-Hauses zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reiche“ überwiegend den physiologischen Problemen zugewandt, während eine großzügige Fürsorgetätigkeit und Propaganda in ganz Deutschland die andere Seite der ausgebreiteten Tätigkeit der ins fast Ungemessene sich vergrößernden Einrichtung darstellte. Sofort ging es an den Entwurf der Pläne. Wir, Dietrich und ich, hatten einen Komplex nicht teurer Baracken vorgeschlagen — da legte sich der Kaiser ins Mittel und beauftragte den genialen Messel, den Erbauer des Warenhauspalastes Wertheim, mit der Entwerfung eines Planes. So entstand denn ein Barockprachtbau, der freilich um das Vielfache kostspieliger wurde als unser einfach gedachter Komplex, aber dafür den Intentionen von S. M. entsprach. Der Grundstein wurde mit dem üblichen Theater der Wilhelmepoche gelegt, und rasch wuchs der Bau empor. Althoff, der Vielgebietende, hatte der ganzen Unternehmung anfangs ziemlich frostig gegenübergestanden; als er aber sah, daß der Kaiser sich der Sache angenommen hatte, änderte er den Kurs und war natürlich dann sehr bald Vorsitzender des Kuratoriums der Anstalt und Stiftung, die rasch sehr bedeutende Mittel durch Beitreibung von den Wilhelminischen Geldleuten in die Hand bekam.

Es handelte sich nun um die Wahl eines geeigneten Direktors der Anstalt. Ich dachte an meine beiden Schüler Salge und Langstein. Aber ich merkte bald, daß das dem Vorsitzenden des Kuratoriums nicht paßte. Dieser verfolgte auch hier wie bei sonstigen Besetzungen den Grundsatz, an etwa gleichen Zwecken dienenden Anstalten möglichst verschiedene Richtungen, zum Zwecke eines für die Sache nützlichen Konkurrenzkampfes, zur Geltung zu bringen. Nach allerhand Hin- und Herreden schlug ich schließlich den damals in Magdeburg befindlichen Schüler Czernys, Keller, vor. Das war Alt-

hoff recht. Als Oberarzt und Stellvertreter des Direktors wurde Dr. Langstein angestellt. Im Juni 1909 wurde der Betrieb unter den genannten Direktoren eröffnet. Kurz vorher war Althoff gestorben. Keller kam mit Langstein jedoch nicht gut aus, was natürlich nicht zum Gedeihen der Anstalt beitrug. Die Dinge spitzten sich zu, und im Jahre 1911 wurde Keller, als dem Hauptschuldigen an den eingetretenen unerquicklichen Verhältnissen, gekündigt. Das war juristisch nicht einwandfrei, und den Prozeß, den er deshalb anstrebte, gewann er.

Im Oktober 1911 trat Langstein als Direktor an seine Stelle, der nun sein Talent großzügiger Organisation in sehr befriedigender Weise entwickelte, aber auch eine lebhafte und erfolgreiche wissenschaftliche Arbeit in der Anstalt ins Leben rief. Bei der Kaiserin, die ihm anfangs mißtrauisch gegenübergestanden hatte, wurde er bald gut Kind.

Aber die Durchsetzung Langsteins war nicht der einzige Kampf, den ich zu führen hatte. In den Ausschuß zur Vorbereitung der Anstalt war natürlich der geistige Vater des Gedankens, der freilich eine von seiner Vorstellung stark abweichende Verwirklichung finden sollte, Biedert in Straßburg, hineingewählt worden. Dieser nun hielt hartnäckig an seinem Plane fest und veröffentlichte im Baginsky'schen Archiv für Kinderheilkunde eine Polemik gegen mich, in der er seine Anschauungen über die zu gründende „Versuchsanstalt zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit“ entwickelte. Er verwirft da jede Laboratoriumsarbeit und plädiert für eine lediglich praktische Tätigkeit in Behandlung der Ernährungsstörungen der Säuglinge, nach Anhaltspunkten, die sich auf vielfache Stuhluntersuchungen im Sinne des Biedertschen Buches (über „Das Kind“) zu gründen hätten. Es waren da offenbar Gedanken entwickelt, die auf gewisse, im Ausschuß befindliche Laien — wahrscheinlich an hoher Stelle — Eindruck machen sollten. Da konnte nun nicht geschwiegen werden. Denn hier

handelte es sich um die ganze wissenschaftliche Richtung, die an der neuen Anstalt Platz greifen sollte und durch Biedert direkt bedroht war. Die Biedertsche Polemik war formell gegen eine Kritik des Biedertschen Buches durch Langstein gerichtet, und so verfaßte ich gemeinsam mit Langstein eine scharfe Abwehr des Biedertschen Aufsages. Sie erschien noch im Jahre 1906 im Jahrbuch für Kinderheilkunde. Sie erreichte das Ziel, meinen Standpunkt in der ganzen Frage auf die Dauer zur Geltung zu bringen, insbesondere erhob der maßgebende medizinische Vertreter des Ministeriums, Geheimer Rat Dietrich, keine Einwendung dagegen. In dieser Beziehung hatte ich gesiegt.

Aber unser Kampfsartifel platzte wie eine Bombe in der pädiatrischen Welt, nicht nur Deutschlands. Biedert hatte besonders in Süddeutschland einen großen Anhang, der allgemein empört war. Aber selbst Rauchfuß in Petersburg, mein langjähriger Freund, sprach mir seinen Tadel über mein Vorgehen aus, besonders daß ich es gemeinsam mit Langstein gemacht hatte. Er wußte aber nichts von den in Berlin spielenden Intrigen. Man bereitete aber für die Naturforscherversammlung in Stuttgart ein Mißtrauensvotum seitens süddeutscher Ärzte und sonstiger Anhänger Biederts gegen mich vor. Ich kam ihnen zuvor, indem ich den seit zehn Jahren geführten Vorsitz der Gesellschaft für Kinderheilkunde niederlegte.

Bei Gelegenheit dieser Versammlung hatte ich eine große Freude, meinen Freund Camerer in seiner stillen Gelehrtenklausur in Urach zu besuchen. Wir hatten uns in Heidelberg auf der Naturforscherversammlung 1889 kennengelernt, wo er zum ersten Male uns seine energetische Betrachtungsweise der Ernährung des Säuglings auseinandersetzte. Er fand im allgemeinen damals wenig Verständnis; ich bat ihn aber sogleich, mir seine Mitteilung fürs Jahrbuch zurechtzumachen. Später besuchte er uns mit Gattin mal in Berlin, wo sein

Sohn sich mit einer Tochter des aus Württemberg stammenden Ohrenarztes Hartmann verheiratete. Nun sah ich ihn im eigenen Heim noch ziemlich leidend — er war schwer an Gelenkrheumatismus mit Herzbeteiligung krank gewesen —, aber geistig völlig frisch und aufgelegt. Da sah ich nun sein „Laboratorium“: Chemische Waage und andere Utensilien in der Schlafstube, die Apparate für Verbrennung usw. neben der Küche in einem kleinen Raum. Und mit dieser Dürftigkeit hat dieser Mann jahrzehntelang chemisch-physikalische Arbeiten verrichtet, denen nie ein Irrtum nachgewiesen worden ist. Noch um die Zeit meines Besuches machte er mit Söldner zusammen seine ausgezeichneten Untersuchungen über Frauenmilch. Ein geborener Gelehrter; in die Praxis war er gegangen, weil er, mittellos, sich sehr jung verheiratet hatte.

Von Stuttgart aus fuhr ich mit Wolfgang über Bayern nach Norden, um die alte Reichsstadt Rothenburg o. d. Tauber kennenzulernen. Wir genossen die Reize dieses aus dem Mittelalter unversehrt hinübergeretteten Städtekleinods in allen ihren künstlerischen und historischen Einzelheiten, wobei wir noch den Reiz eines kleinen Abenteuers erlebten. Eine anmutige Frau, Gattin eines Oberstleutnants von Unger im Großen Generalstab, mit einem lieblichen Töchterchen, gingen auf gleichen Wegen wie wir, und während Wolfgang zur Tochter und ich mich zur Mutter gesellte, gewann unser Intermezzo noch eine besondere Würze. In Würzburg trennten wir uns, Wolfgang ging zu Schmiedeberg nach Straßburg, und ich fuhr zur Wiederaufnahme der Arbeit in Berlin.

Hier gab's wieder Geschäfte die Hülle und Fülle. Im Herbst trat ich, zum zweiten Male gewählt, das Dekanatsamt an, das mir wesentlich schwierigere Aufgaben stellen sollte als das erstemal. Es waren die beiden wichtigsten klinischen Stellen zu besetzen: Bergmann starb im Frühjahr 1907, und Leyden trat (endlich) von der Direktion der Klinik zurück. Das gab nun viel Suchens und Mühens, viel Ärger mit dem immer

zwischenquirlenden Althoff und schließlich doch die Verstimmung über den Mißerfolg unserer Rufe. Es war schwer, einen Ersatz für die prachtvolle Persönlichkeit Bergmanns zu finden. Dieser hatte noch im Winter unter allgemeinsten begeisterter Beteiligung seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert, (bei dem ich die Tischfestrede hielt,) und man ahnte sein nahes Ende nicht. Ich befand mich gerade in Bozen, als er starb. Die Fakultät war geteilter Ansicht und nannte den Kandidaten Althoffs, Bier in Bonn, nicht an erster Stelle. Das gab viel Reibereien. Schließlich kam aber doch dessen Berufung zustande; er war übrigens auch mein Kandidat gewesen, mit Rücksicht auf die auf physiologischer Überlegung gegründete experimentelle Richtung seiner therapeutischen neuen Wege (Stauungstherapie, intraspinaler Therapie). Weniger erfolgreich waren der Fakultät einstimmige Wünsche bezüglich des Internisten. Sowohl Friedrich Müller, der grundgescheite einstige Assistent Gerhards, wie Krehl lehnten ab. So kam die Reihe an His in Göttingen, dessen Persönlichkeit sich allerdings bald Geltung in Berlin verschaffte, vor allem durch die allgemeine Wirksamkeit seines geistvollen Ingeniums.

Auch außeramtlich war ich mehr als je vorher als Vertreter der Kinderheilkunde in Anspruch genommen. Wenn eine hochmögliche Stelle die Trommel rührt, da pflegt die Herde immer zu folgen, es wird sogleich Mode, sich für die Idee zu begeistern, der allerhöchst Ausdruck gegeben wurde. In dem vorliegenden Falle war es ein sehr verdienstliches Werk, das angeregt wurde. Bis dahin hatten sich Behörden wie Laien im großen und ganzen herzlich wenig um die Not der Säuglinge der unehelichen Mütter gekümmert; jetzt erwachte mit einem Male das Interesse bei aller Welt. Schriftstellerinnen hielten bewegliche Vorträge über die einschlagenden Übelstände, und die Damenwelt hörte tränenden Auges zu. Aber vielfach führte es auch zu hilfsbereiter Tätigkeit. Eines Tages kam Frau Fürstenberg, die Gattin des bekannten Berliner Bankiers zu

mir und flehte mich förmlich an, ihr zu helfen, eine Unternehmung für die verlassenen Mädchen und ihre Kinder ins Leben zu rufen. Ich schlug ihr vor, ein Mütterheim mit Säuglingsheim zu schaffen, in das jede uneheliche Mutter unter der Bedingung aufzunehmen sei, daß sie sich bereit erklärte, ihr Kind mindestens drei Monate selbst zu nähren. Die Dame ging mit Lebhaftigkeit darauf ein, und so kam der „Verein Säuglingsheim“ zustande, der später im eigenen Hause in Westend untergebracht war. Ich ließ mich bewegen, den Vorsitz zu übernehmen, lernte aber bald kennen, was es heißt, mit Damen, besonders den Frauen bankverständiger Männer, Geschäfte zu betreiben. An jeden Paragraphen der Satzungen knüpften sich ewige Verhandlungen, ein anderer Verein sollte angeschlossen werden, dessen Bedingungen ich nicht akzeptieren konnte; meine Forderung der Selbstnahrung wurde als Grausamkeit gegen die zu dieser Funktion unfähigen Mütter bezeichnet und was dergleichen mehr war. Schließlich bekam ich die Sache satt und wollte mich ganz zurückziehen. Aber Frau Fürstenberg flehte wieder, und so blieb ich dabei, während ihr Mann nun mit dem ganzen Ansehen eines großen Bankbesizers in seinen Kreisen herrschte. Schließlich kam die Sache ganz nach den von mir geforderten Grundsätzen zustande und wirkte jahrelang, solange als nur stillende Mütter mit ihren Kindern das Heim bevölkerten, recht segensreich. Später mußten notgedrungen aus Charlottenburg, das vielfache Unterstützung bot, Säuglinge ohne Mütter und auch Kranke aufgenommen werden. Dafür reichte die Organisationskraft und Ausbildung des Hausarztes nicht aus, und es trat Verfall ein. Während des Krieges versagten auch die Mittel, und die Stiftung ging in städtische Verwaltung über.

Eine andere, aber verdrießlichere Geschichte war der Versuch eines Fräuleins von R., eine Gesellschaft für Milchversorgung der Säuglinge zu errichten, wobei ich auch den Namen hergeben mußte. Es kam zu Mißhelligkeiten zwischen

einem Arzte und dem genannten Fräulein, Prozessierungen und Verdächtigungen; ich gab natürlich sofort meine Beteiligung auf, und die Sache scheint dann zerfallen zu sein.

Auch eine Ausstellung für Säuglingspflege, die als Begleiterin der Agitation für die „Musteranstalt“ gedacht war, brachte im Sommer 1906 allerlei Nebenarbeit. Sie war mit Vorträgen verbunden, die von Siegert, Schloßmann, den westlichen „Akademikern“, u. a. gehalten wurden. Die beiden Genannten waren an die von Althoff ins Leben gerufenen medizinischen Akademien in Düsseldorf und Köln als Lehrer der Kinderheilkunde berufen worden. Diese Akademien waren als eine Art Fortbildungsschulen für Mediziner gedacht, die das Universitätsstudium bereits hinter sich hatten. Wie sie sich für den Unterricht im Laufe der Jahre bewährt haben, ist mir nicht recht klar geworden. Später wurde ja Köln zu einer Universität umgestaltet. Schloßmann wandte sich nach der Revolution mit Eifer der Politik zu.

Ich selbst hatte um diese Zeit die Freude, eigene Schüler berufen zu sehen. Stoelkner, mein ältester Assistent, kam als außerordentlicher Professor nach Halle, Salge nach Dresden als Nachfolger Schloßmanns an das dortige Säuglingsheim, bald nachher nach Göttingen und von da nach Freiburg, später nach Straßburg und Bonn.

Im Jahre 1907 fing mein eigenes Befinden etwas zu wanken an. Wir hatten alljährlich unsere doppelten Erholungsreisen gemacht. Im Herbst 1906 waren wir nach einem herrlichen Mozartfest in Salzburg (Figaros Hochzeit und Don Juan, mit Mahler, Lily Lehmann und Andrade, der Farrar u. a.) nach Seis in Tirol gegangen. Bei einer Besteigung des Schlern zog ich mir durch eine Konserve eine ernste Fleischvergiftung zu, so daß ich schon fiebernd den Abstieg machte und dann mehrere Tage lag. Ich vermute, daß damals der Grund zu einem langjährigen Gallensteinleiden gelegt wurde, das von da anhub. Ich hatte mehrmals während des Winters nächtlich Kolikschmerzen, die aber immer rasch vorübergingen, so daß ich zunächst keinen Verdacht auf eine tiefere Ursache hatte.

Für das Frühjahr 1907 hatten wir Bozen in Aussicht genommen. Vorher hatte ich mich zu einer Vereinigung für wissenschaftliche Pädiatrie nach Dresden begeben. Nach dem Riß in Stuttgart wollten Czerny und ich

mit unseren Schülern mit den süddeutschen Biedertgenossen nichts mehr zu tun haben und uns zu engerer Verbindung zusammenschließen. Salge hatte in Dresden alles für eine Sitzung vorbereitet, und es ging alles sehr gut. Bei dem Festmahl trank ich mit Czerny einen schweren Burgunder. (Die Vereinigung fand übrigens nur noch einmal in Breslau statt, dann fiel sie wieder auseinander.) Am nächsten Morgen ging's über Leipzig mit Martha nach München. Dort aber erkrankte ich nachts an einem sehr bösen, höchst schmerzhaften, die halbe Nacht dauernden Anfall von Gallensteinkolik so, daß Martha schon Friedrich Müller holen lassen wollte. Doch konnten wir nach Bozen weiterfahren, wo ich trotz Gebrauch von Karlsbader Wasser noch wiederholt häßliche Anfälle zu bestehen hatte. Dabei hatte ich noch Aufregungen durch den Tod v. Bergmanns, da ich als Dekan hätte in Berlin sein sollen, durch schon erwähnte Verhandlungen mit dem in Meran weilenden Althoff wegen Bergmanns Nachfolger, durch die Werbung für Rietschel als Salges Nachfolger in Dresden. Zu Hause packte mich im Mai ein Anfall mit Schüttelfrost und Gelbsucht so heftig, daß ich mir (das einzige Mal) eine Morphininjektion mußte machen lassen. Im Herbst ging ich mit Martha nach Karlsbad, wo wir mit Herrn Clemenceau im gleichen Hause wohnten. Damals ahnten wir nicht, wie fürchtbar uns dieser Franzose noch werden sollte. Die Kur bekam mir gut, aber ich laborierte doch noch eine Reihe von Jahren an Rückfällen und bin noch immer (1920) nicht ganz sicher vor nächtlichen Schmerzen, wenn ich zu voluminös gegessen habe.

Die Naturforscherversammlung in Dresden besuchte ich, teils um mit meinem Sohne Wolfgang zusammenzutreffen, teils wieder für Langstein einen Kampf auszufechten. Wissenschaftlich beteiligte ich mich damals, wenn ich mich recht erinnere, mit der Mitteilung meiner Studien über schwere angeborene Verdauungsschwäche des Kindes (*Infantilismus intestinalis*).

Einen schweren Verlust brachte, uns Berlinern besonders, der nämliche Herbst durch den Tod unseres musikalischen Labials, Josef Joachims. Da war nun freilich ein heller Stern unserer Berliner Winter erloschen. Einen Ersatz für diese Künstlerseele konnte und kann es nicht geben. Man rümpfte in der letzten Zeit seitens der musikalischen Streber mehrfach die Nase über sein nicht mehr ganz reines Spiel: mag sein, daß er mit seinen dickgelentigen Gichtfingern nicht mehr völlig technisch auf der Höhe war — aber was war das gegen die Inspiration tiefster, und jedem Tonmeister völlig stilgerecht angepaßter Empfindung, die seine Geige offenbarte. Da war nie etwas Gemachtes, in absoluter Selbstverständlichkeit flossen die Töne aus einer gottbegabten Brust. Wie viele Quartett-

spieler hab' ich seitdem gehört, jenes Unbeschreibliche, was in seinem Spiele lebte, es ist nur von ihm allein getan. Weder Fleisch, noch auch selbst Busch hat es erreicht. Am nächsten ist ihm vielleicht, freilich nicht so geklärt, Kreißler gekommen. Sein sechzigjähriges Künstlerjubiläum wurde in großartiger Weise gefeiert; ein Orchester von sechshundert Künstlern, sämtlich Schülern Joachims, spielte unter des trefflichen Steinbach Leitung Kompositionen von Meistern, die ihm nahegestanden, und von ihm selbst, und dazwischen intonierte die Riesenkapelle den Anfang zum D-Dur-Konzert Beethovens. Eine junge Dame brachte auf einem lorbeerbeschnittenen Kissen dem Meister seine Violine mit der Bitte, im Konzert fortzufahren. Er erhob sich, entledigte sich seines reichen Ordensschmuckes und begann, anfangs etwas unsicher, aber bald mit der aufsteigenden Melodie, mit der alten, alle Herzen zwingenden Gewalt und Liebe.

Nun war alles nur noch eine bezaubernde Erinnerung, und als bald nachher auch Professor Engelmann und Generalarzt Schaper vorzeitig dahingingen, verlor unser Berliner gesellschaftliches Leben einen seiner größten Reize: die feine Atmosphäre einer hochstehenden musikalischen Kultur.

In einer ganz anderen Richtung, die aber auch mancherlei geistige Anregung in sich barg, bewegte sich ein Verkehr, der mich mit der höheren Beamtenwelt in nähere Berührung brachte. Den früheren Präsidenten der elsässischen Eisenbahnen, der eine ausgezeichnete Sängerin Hausmann, Schwester des vortrefflichen Cellisten, zur Frau hatte, Schulz, später in den Adelsstand als v. Schulz-Hausmann erhoben, hatte ich in den musikalischen Kreisen, die um Herzogenberg sich bewegten, kennengelernt. Eines Tages, im Jahre 1902, fragte mich dieser, ob ich nicht dem „Montagsklub“ beitreten wollte. Ich hatte zwar keine Ahnung von dem Charakter dieser Gesellschaft, aber die Schilderung, die mir der sehr liebenswürdige und vornehme Mann gab, interessierte mich,

und ich sagte zu. Dieser Klub hat in der Tat eine sehr bemerkenswerte Vergangenheit. Er besteht nur aus dreißig Personen, die sich nach dem Tode oder Wegzug eines Mitgliedes durch Zuwahl ergänzen, und hat ein sehr ehrwürdiges Alter; seine Gründung geht auf das Jahr 1749 zurück; unter seinen Gründern befand sich Lessing, wie denn überhaupt im Laufe der Jahrzehnte eine große Zahl von hochangesehenen und bekannten Namen sich unter seinen Mitgliedern eingereiht haben. Allmählich gestaltete sich die Zusammensetzung des Klubs in der Weise, daß er zum größeren Teil aus den Vertretern der Spitzen der Staats- und Reichsämter bestand, die teils bereits im Ruhestande lebten, teils auch noch im Dienste waren. So befanden sich bei meinem Eintritt dreiundzwanzig Exzellenzen im Klub; daneben Universitätsprofessoren, Künstler, hervorragendere Juristen usw. Der Zweck des Klubs war lediglich vertrauliche gesellige Unterhaltung, die sich jeden Montag von 9 $\frac{1}{2}$ bis 11 Uhr bei einfachem warmen Abendessen abspielte. Als ich aufgenommen wurde, war der Vorsitzende — Senior genannt — Professor Reulaux, der seinerzeit nach der Weltausstellung in Sydney in Australien durch seine vernichtende Kritik der deutschen Industrie mit dem Worte „Billig und schlecht“ allgemein bekannt geworden war und diese dadurch zu einer energischen Aufraffung aufgestachelt hatte. Dann waren der Reichsbankpräsident Koch, der Staatssekretär des Reichspostamtes Kraetke, der Vorsteher des preußischen Forstwesens i. R. v. Donner, der Marineamtsvorstand Admiral v. Hollmann, der spätere Präsident des Reichsgerichts Freiherr v. Seckendorf, der Lübeckische Gesandte Klügmann, die Generale v. Spitz, v. Berthes und Rothe, der Leiter des preußischen Bauwesens Adler häufige Besucher der Abends. Auch v. Lucanus, der vielmögende Kabinettschef des Kaisers, war Mitglied; ich habe ihn aber nie getroffen. Von Professoren waren außer mir Waldener, der Geograph Richthofen und später der Meteorolog Hell-

mann unter den „Lunaviern“: so nannten sich die Mitglieder nach ihrem Klubtage, dem Montag. Später traten u. a. bei der Nachfolger Althoffs im Kultusministerium Naumann und der Generalstabsarzt v. Schjerning. Ein Sohn des Struwelpeter-Hoffmann, der Unterstaatssekretär im Reichsjustizamt Hoffmann, sowie der spätere Handelsminister Syndow waren auch eifrige Besucher der Vereinigung; von Künstlern nur der Landschaftsmaler Koerner. Da lernte man denn die verschiedenen Charakterköpfe aus der Beamtenaristokratie bei geselliger Gelegenheit, wo sie sich als einfache Menschen ohne offizielle Pose gaben, in angenehmer Weise kennen; es waren durchgängig feine, gemessene, aber wohlwollende Naturen und wußten häufig genug allerlei interessante Erzählungen aus ihrer beruflichen Tätigkeit zum besten zu geben und ihre außeramtlichen Anschauungen, die übrigens durchweg gemäßigter Natur waren, zu äußern. Ich nahm infolge sonstiger Besetzung des Montags nicht allzuhäufig teil an den Abenden, nahm aber immer einen erfrischenden und wohltuenden Eindruck mit nach Hause. Amüsante Erzähler waren besonders Hoffmann und der im Jahre 1911 eingetretene Gesandte Raschdau, der lange im äußersten Osten Dienst getan hatte. Auch Paulsen, der später demokratisch frisierte Minister des thüringischen Freistaates, gehörte vorübergehend dem Klub an. Es galt als selbstverständlich, über die Unterhaltungen im Klub strengste Diskretion zu wahren. Übrigens wurde über politische Dinge nur selten und mit großer Reserve gesprochen.

In Berlin gab es immer von neuem Leben und Aufregungen. Raum von der Karlsbader Reise und der Dresdner Naturforscherversammlung zurückgekehrt, hatten wir im Herbst 1907 den internationalen Kongreß für Hygiene in der deutschen Kapitale, wo ich als Vorsitzender der Abteilung für Kinderheilkunde die Tätigkeit des ersten Vorsitzenden, Freund Rubner, zu unterstützen hatte, und wo wir die Lebhaftigkeit und

Schwungkraft seiner Gattin bei den anstrengenden Festlichkeiten zu bewundern Gelegenheit hatten. Wir ruhten uns hinterher noch einmal zehn Tage in Bozen aus, hatten aber schlechtes Wetter. Mit Semesterbeginn gab ich das Amt des Dekans wieder ab.

Auf mein Befinden hatte die Kur in Karlsbad günstig eingewirkt, so daß ich während des Winters 1907/08 den Ansprüchen des Berufs und der Geselligkeit gewachsen war. Eine Wiederholung der Kur nahm ich schon im Frühjahr 1908, später nochmals im Herbst 1909 vor. Dabei war ich allein, nur mit Rubner zusammen, während Martha in Pyßtan ihre immer von neuem wiederkehrenden gichtischen Gelenkaffektionen gründlich zu bessern suchte — was ihr auch gelang. Rubner lief sehr viel spazieren, und ich suchte es ihm gleich, ja noch zuvor zu tun, indem ich noch größere Touren machte. Das bekam mir ebensowenig, wie das Festessen der Kinderärzte auf der Salzburger Naturforscherversammlung, und so kam ich sehr unwohl nach Gastein, wo wir die eigentliche Nachkur hielten. Erst dort erholte ich mich einigermaßen.

Im Juli vorher wohnten wir dem großen fünfhundertjährigen Universitätsjubiläum in Leipzig bei, wo der König unerwartet gut sprach sowohl in der Aula wie beim Kommerz, wo der achtzigjährige Wundt eine höchst geistreiche Rede hielt, und Binding als Rektor warm, mutig und temperamentvoll seine Rolle als Gastgeber spielte. Interessant war der Festzug der Studenten und die Fahrt nach Meißen zum Königsdiner, wo ich den (sehr veränderten) Prinzen Max, jetzt Professor in Freiburg, begrüßen konnte, auch meinen früheren Gönner Freiherrn v. Reichenstein wieder traf, auch Seffner und Dittrich, Oberbürgermeister von Leipzig, kennenlernte. Bei Bahrds wohnten wir mit v. Meyers in alter Triumviratsgemeinschaft zusammen.

Im Herbst fand eine Organisation der Berliner Kinderärzte statt, in die ich mich trotz meiner dauernden Abneigung gegen Baginsky fügen mußte — es wurde eine Vereinigung mit dem Verein für innere Medizin zustande gebracht, die nun abwechselnd bald nach der einen Richtung, bald nach der anderen ihre Sitzungen abhielt. Viel Neues ist übrigens, wenigstens während meiner Anwesenheit in Berlin, nicht dabei herausgekommen.

Zur selben Zeit wurde mein Schüler Salge nach Freiburg berufen. Steffen, der alte, hatte am Jahreschluß einen Neujahrsbrief an mich verfaßt, den er zu Neujahr abzuschicken beabsichtigte. Es war sein letzter Gruß; er erkrankte am 30. Dezember und starb am 7. Januar 1910.

Ich selbst erlitt im November 1909 einen unangenehmen Rückfall meines Gallensteinleidens mit Fieber und Schüttelfrost und mußte mehrere Tage im Bett zubringen. Das war für mich der Anstoß, mich auf den Rat von Kraus von der üblichen Geselligkeit völlig zurückzuziehen, und dies ist zweifelsohne auch von Vorteil für mich gewesen.

Jedenfalls war die diesmalige Karlsbader Kur nicht von Erfolg begleitet gewesen. Ich unternahm deshalb im Frühjahr in Nizza, wo wir unsere Ferien zubringen wollten, eine Kur mit dem Glaeserschen Chologen und setzte diese auch nach der Heimkehr bis Mitte Juni fort. Trotzdem wiederholten sich aber doch leichte Anfälle von Gallenblasenschmerz noch ein paarmal, auch die Schlaflosigkeit, die mich während der Wintermonate sehr vielfach heimgesucht hatte, kehrte durch die Reisen sporadisch wieder. Ich trank dann vom November 1911 an fast ununterbrochen bis August 1915 jeden Morgen 200 ccm Karlsbader Mühlbrunn und blieb während dieser Zeit von Anfällen fast frei, nur ein paarmal kamen leise Andeutungen. Dagegen plagte mich immer von Zeit zu Zeit Schlaflosigkeit, sowie zeitweilig auftretende kardialgische Anfälle, die im Jahre 1916 gehäuft und im Jahre 1920 wiederum auftraten, beide Male in den Frühjahrs- und Sommermonaten.

Im März 1910 starb mein alter Freund Camerer in Urach. Er hatte ja schon jahrelang infolge von Gelenkrheumatismus und Herzschwäche gekränkelt, wurde aber unerwartet und plötzlich durch eine Koronararterienembolie hinweggenommen, mitten in allerlei Plänen, von denen sein reicher Geist noch immer voll war. Noch wenige Tage vor seinem Tode hatte er mir eine letzte Karte geschrieben. Der persönliche und schrift-

liche Verkehr mit diesem seltenen Manne gehört zu den reichsten Erlebnissen meines Lebens. Ich habe seiner Persönlichkeit einen Nekrolog im Jahrbuche für Kinderheilkunde gewidmet (Band 71, Frühjahr 1910).

Dieser lange von mir redigierten Zeitschrift erwuchs um diese Zeit eine ernste Konkurrenz durch eine neue Gründung einer Reihe meiner Schüler Langstein, Finkelstein und Salge in Verbindung mit den Österreichern v. Pirquet und v. Pfaundler. Es geschah dieses in Voraussicht des nach meinem Verschwinden von der Schaubühne zu erwartenden überwiegenden Einflusses Czernys und seiner Schule, gegen den diese Zeitschrift für Kinderheilkunde als Bollwerk zu dienen bestimmt war. Sie hat sich übrigens namentlich durch die Arbeiten der Österreicher und ihrer Schüler zu einem sehr beachtenswerten Organ entwickelt.

Viel Ärger hatte ich im selben Jahre mit einem Schüler, der nicht unbegabt und fleißig war, jedoch meine guten Absichten, ihn zu fördern, durch eine mir unbegreifliche Abneigung, die ihm geöffneten Wege zu betreten, zu nichte machte. Die Beweggründe seines Verhaltens steckten bei seiner Frau, die nicht von Berlin weg wollte. Es ist übrigens die einzige niederdrückende Erfahrung, die ich mit meinen Schülern machte.

Freilich fühlte ich meinen Einfluß auf die Besetzung der pädiatrischen Lehrstühle Deutschlands schon etwas im Sinken begriffen. Im Jahre 1909 war Czerny nach Straßburg berufen worden, wo ich Hofmeisters Bemühung lebhaft unterstützte, die Kandidatur eines Favoriten von Krehl abzuwehren, den er übrigens später wieder in Heidelberg anzubringen suchte. An Czernys Stelle in Breslau wurde der ausgezeichnete v. Pirquet aus Baltimore berufen. Dieser aber blieb nur kurze Zeit, nach Escherichs allzufrühem Tode (Februar 1911) kam er an dessen Stelle nach Wien. In Breslau war v. Pfaundler an erster Stelle, Salge an zweiter vorgeschlagen. Diesem aber wurde, nachdem Pfaundler abgelehnt,

der an dritter Stelle vorgeschlagene Tobler vorgezogen. Solche Erfahrungen bestärkten mich in meinem Entschlusse, mit der Vollendung des siebzigsten Jahres zu gehen. Ubrigens hatte ich nach meinem Abgang noch die Freude, zwei meiner Schüler berufen zu sehen, Noeggerath nach Freiburg und Riettschel nach Würzburg. Mit ihm war ich noch eine Zeitlang in Dresden zusammen.

Ende der Pfingstwoche 1910 fuhr ich zu einer Ausschußsitzung der deutschen Vereinigung für Säuglingschutz nach München, wo wir auch über die große Hygiene-Ausstellung berichteten; auch lernte ich die Klinik Pfaunders und die schönen Säuglingsheime von Mein (Krippe) und Rommel kennen.

Im Mai 1910 fand in der Universitäts-Aula die Rooseveltfeier traurigen Ungedenkens — unter Anwesenheit des Kaisers und der Kaiserin! — statt. In der üblichen theatralischen Weise, wie sie der Kaiser liebte, wurde der kiefernochige Amerikaner vom Rektor der Universität begrüßt und vom Dekan der philosophischen Fakultät Koethe zum Ehrendoktor ernannt. Die Rede, mit der er aufwartete, war von keiner Bedeutung. Seine persönliche Erscheinung hatte allerdings etwas Impo- nierendes; ein rotblonder tête carrée mit einem enormen Gebiß.

Weitere Abwechslungen brachten in das Alltagsleben das Fest zum zweihundertjährigen Bestehen des Charitékrankenhauses, das zusammen mit der Einweihung der Krausschen neuen Klinik gefeiert wurde.

Im Sommer 1910 ging Martha auf einige Wochen nach Dresden, wo Robert Sterl ihr Bild malte. Es gelang bis auf einen kleinen, ihr gewöhnlich nicht einwohnenden Zug an dem linken Mundwinkel gut, namentlich im Kolorit, und ziert seitdem mein Zimmer. Während dieser Zeit trafen wir uns (ich in Begleitung von Lisbeth) in Halle, wo der frühere „Hahn- sche Tisch“ sein vierzigjähriges Stiftungsfest feierte (2. Juli)

und wir mit vielen alten, lieben Freunden, Credners, Hases, Blassens, Dumas', Bahrds, Frau Baedeker und vielen ihrer Kinder uns zusammenfanden und tausend freundliche Erinnerungen über uns in den Lüften schwebten. Auch neue Gesichter, Mitglieder der noch erhaltenen Kegelei waren zu sehen: die Professoren Le Blanc, Chun und Volkelt mit Gattinnen.

Die letzten Berliner Jahre

Am 11. und 12. Oktober war das Berliner hundertjährige Universitätsjubiläum. Erich Schmidt als ausgehender Rektor leitete das Fest, zwei Festversammlungen; in der ersten verkündete der Kaiser die Gründung einer wissenschaftlichen Gesellschaft in seiner pomphaften Weise (neun Millionen waren von den Hoffstrebem gesammelt) und wurden die Begrüßungen und Glückwünsche entgegengenommen; danach Festmahl, wo Wilamowik besonders gut sprach. Am zweiten Tag Festrede von Lenz, der seine vierbändige Geschichte vorlegte. Dann Gartenfest in der großen Ausstellung und abends Kommers. Am ersten Tage vor dem Theater mit Figaros Hochzeit forderte mich Rubner auf, die Kaisergeburtstagsrede zu übernehmen. Eine hübsche Winterarbeit. Es paßte gut, daß ich durch mein Gallensteinleiden gezwungen war, den Winter möglichst gesellschaftslos zu verleben.

Als Thema für die Rede hatte ich die Schilderung pathologischen Verhaltens in Veranlagung und Entwicklung des Kindes gewählt. Das konnte die Vertreter aller Fakultäten interessieren, wenigstens die Verheirateten. Allerlei praktische Winke ließen sich einflechten, die schwierigen Kinder in Haus und Schule, das Verhalten dieser gegenüber den Kindern ließ sich beschreiben, und so fügte es sich, daß die Rede mit großem Interesse angehört wurde und recht vielseitigen Beifall fand, namentlich auch bei den Geisteswissenschaftlern und bei der

Damenwelt. Ich hatte mich jedenfalls anständig aus der Affäre gezogen.

Eine große Attraktion des Jahres 1911 bildete die große internationale Hygiene-Ausstellung in Dresden. Dieses großartig angelegte und gelungene Unternehmen, das die Augen der ganzen zivilisierten Welt auf sich zog, war dem organisatorischen Genie eines einzigen Mannes zu danken, des Großindustriellen Lingner. Er hatte durch seine geschäftliche Tätigkeit, u. a. den Vertrieb seines Mundwassers „Odol“ ein großes Vermögen erworben und verwendete seine vielen Millionen zu nützlichen und allgemein wertvollen Zwecken. Auch für die Inszenierung der internationalen Hygiene-Ausstellung opferte er anfangs erhebliche Summen, um alle die Kräfte von Gelehrten, Technikern, Kaufleuten, Vertretern der Länder und Staaten der ganzen Erde, städtischen Behörden, vor allem Dresdens unter Oberbürgermeister Beutler, zu gemeinsamer Arbeit zusammenzuführen, was ihm in mehrjähriger Vorarbeit ausgezeichnet gelang. Schon während des Jahres 1910 war dies Ziel erreicht, und es trug jeder einzelne gern sein Teil dazu bei, dem großen Werk zum Gelingen zu verhelfen. Ich selbst war als Vorsitzender der Abteilung für Kinder- und Säuglingshygiene beteiligt und gewann einen guten Einblick in die großzügige Feldherrnnatur dieser interessanten Persönlichkeit, die jeden einzelnen des ungeheuren Heeres von Mitarbeitern an den richtigen Platz zu stellen und größtmögliche Leistung zu fördern verstand. So entstand eine noch nie erlebte Übersicht über den Stand der Hygiene der ganzen Welt in trefflicher Darstellung der Leistungen aller einzelnen Staaten, von England, Frankreich, Deutschland bis Japan, Amerika bis Rußland, die meisten Länder in eigenem Pavillon. Statistik, Meteorologie, Bäderkunde waren nicht minder vertreten wie Bakterienkunde, Pathologie, Geschichte der Hygiene, Kriegshygiene usw. Die ureigenste Glanzleistung Lingners selbst war der Pavillon betitelt „Der Mensch“, wo die gesamte

Anatomie, Physiologie, Pathologie in geradezu klassischer Darstellung, ausgearbeitet von ausgezeichneten Anatomen und Physiologen, vorgeführt war.

Die zweite „Affäre“ dieses Jahres (1911) war der internationale Kongreß für Säuglingskunde, der vom 11. bis 15. September in Berlin stattfand. Hier hatte ich natürlich reichlich zu repräsentieren, neben dem Präsidenten des Reichsgesundheitsamtes Bumm und Geheimrat Dietrich. Ehrenpräsident war der Prinz von Hohenlohe-Langenburg, der frühere Staatssekretär des Kolonialamtes, seinerzeit vom Zentrum gestürzt: eine frische, aristokratische Erscheinung, der den Vorsitz bei den verschiedenen Sitzungen und Festen höchst geschickt führte. Auch bei unserem Festdiner sprach er ganz wunderhübsch. In der ersten (Haupt-) Sitzung hatte ich den Vortrag übernommen und behandelte den Stand des Unterrichts in der Säuglingsheilkunde an den Universitäten des gesamten Erdkreises. Ich hatte auf Anfragen in der ganzen Welt ziemlich reichlich Auskunft erhalten und konnte so ein gutes Bild der Sachlage entwerfen und darstellen, wieviel noch in dieser Beziehung zu ergänzen sei; mit einem Hinweis auf die Königstochter, die einst den Säugling Moses betreut hatte, und die Kaiserin, die jetzt zum Kampfe gegen die Säuglingssterblichkeit aufgerufen hat, schloß ich. — Das Ausland war reichlich vertreten: Medien=Schweden, Johannessen=Norwegen, Rauchfuß=Rußland, Marfan= und Aupel=Frankreich, Leesst=Belgien, Koplik=Nordamerika, Bokan= und Genersich=Ungarn, Feer= und d'Espine=Schweiz. Nur England und Italien waren nicht vertreten, dagegen Spanien durch einen jungen Pädiater Suñer. Die Einzelpredräge verliefen recht anregend, und das Ganze erwies sich schließlich als wohl gelungen.

Zur Erholung von den strapaziösen Tagen gingen wir vor Semesterbeginn auf vierzehn Tage nach Wiesbaden. Unterwegs nahmen wir in Eisenach noch ein kleines Bachfest von

zwei Tagen (unter Kreßschmar) mit, wo eine Solofantate von Johann Christoph Bach uns in diesem Vorfahren eine tiefgründige, seelenvolle und leidenschaftlich verhaltene Natur, einen ebenbürtigen Vorfahren des großen Sebastian, kennen lehrte. Außerdem war von besonderem Interesse ein Vergleich zwischen dem Cembalo, dem Klavier zu Bachs Zeit, und dem modernen Flügel; dabei schien mir der feine silbrige Klang jenes Instrumentes die Musik jenes Zeitalters sehr gut zu vergegenwärtigen. Die Polin Ladowska spielte es recht gut.

Unsere große Ferienreise hatten wir nach Pontresina unternommen, wo wir einige schöne Gletschertouren bei schönem Wetter ausführen konnten. Hier kam auch das neu-erworbene Reisefernrohr zur Geltung: vom Rosegg-Hotel aus konnten wir eine ganze Gemsenfamilie ein idyllisches Dasein führen sehen. Während der ersten Tage unseres Aufenthaltes trafen wir mit Strubes zusammen, und ich konnte Frau Bili den Vollmond mit meinem Fernrohr zeigen. — Vor dem Abschluß unseres Aufenthaltes bekam ich eine Aufforderung der Fürstin Engalitscheff, sie zur Konsultation bei ihrem Töchterchen auf dem Semmering zu besuchen. So machten wir denn einen Abstecher quer durch die Alpen von Westen nach Osten und lernten so auch noch das österreichische Eldorado kennen. Die kleine Prinzessin hatte ich von ihrem ersten Atemzuge an zu betreuen gehabt. Ihre Mutter hatte schon in vorgerückten Jahren dieses einzige Kind bekommen; sie war zur Entbindung aus Petersburg nach Berlin gekommen und hatte, während ich die Säuglingszeit des zarten Kindes zu überwachen hatte, großes Vertrauen zu mir gefaßt, so daß sie mich alle paar Jahre über die weitere physische Erziehung des gefunden, aber etwas schwächlichen Pflänzchens zu Rate zog.

Während der beiden Jahre 1910 und 1911 waren auch noch manche Erlebnisse auf künstlerischem Gebiete zu verzeichnen. Von dem Eisenacher Bachfest war schon die Rede; aber auch in Berlin fehlte es nicht an sporadischen Kunstgenüssen. So

hörte ich einige Male — allerdings nur in den Hauptproben am Sonntagvormittag — von dem unter der trefflichen Leitung von Dhs stehenden philharmonischen Chor gute Ausführungen von Kantaten, der H-Moll-Messe, des Brahms'schen Requiems, neben dem der Reger'sche 100. Psalm ziemlich stark abfiel; ferner ein sehr schönes Konzert des Mozartvereins mit dem köstlichen Bläserquintett; ich lernte Fleisch, den ausgezeichneten Geiger, im Vortrag der Bach'schen Chaconne, des Brahms'schen und Mozart'schen Violinentkonzertes kennen: alles sehr erlesene Darbietungen. Eine ganz besondere Erweiterung des musikalischen Gesichtskreises bot das Auftreten des italienischen Tenoristen Caruso, den ich zweimal, im Filtro d'amore von Donizetti und in Verdi's Rigoletto hörte. Namentlich in jener Oper, einem an sich ganz reizenden Werk mit einem allerliebsten Frauenchor, entfaltete dieser Sänger ganz glänzende Eigenschaften eines Bel canto, wie man ihn in Deutschland nicht zu Gehör bekommt — der einzige Vergleich war der mit dem im Jahre 1866 gehörten Calzolari. Diese Ausgeglichenheit der Register, dieser Geschmack in der Ausführung jedes Stückes, ohne jede Ubertreibung, ohne jede Spur von Tremolo auch in den höchsten Tönen der schönen sammetweichen Stimme: ein wahrhaft großer Künstler.

Endlich machte ich auch ein paar interessante persönliche Bekanntschaften. Der junge Kinderarzt Niemann war bei mir als Volontär eingetreten und wurde danach Assistent. Er war der Sohn des einst berühmten Sängers, den wir noch gelegentlich der Naturforscherversammlung 1886 in Berlin als Sigmund in der Walfürre in vollem Glanze gehört und gesehen hatten. 1889 hatte er der Bühne Valet gesagt. Er hatte theils durch seine Bühnenlaufbahn, theils auch wohl durch glückliche Spekulationen ein großes Vermögen erworben, privatisierte in Berlin und verfolgte das Vorwärtstommen seines Sohnes, den ihm seine Gattin, die einstige Ingenue, Hedwig Rabe — unvergeßlichen Angedenkens — geschenkt hatte. Dieser lud

uns nun einige Male zu sich ein, und vor allem war natürlich sein Vater unter den Gästen, der nun bald achtzigjährige, aber noch immer höchst stattliche, blonde, germanische Rede, in seiner ganzen Natürlichkeit und Heldenmähigkeit, wie wir ihn so manchmal auf der Bühne gesehen. Und ich hatte denn Gelegenheit, so manches aus seinem früheren Leben zu erfahren. Sein Sohn sagte mir, er sei sehr selten so mittheilhaft über sein früheres Leben gewesen: er berichtete mir über kleine Züge seines Freundes Mitterwurzer, von Brahms und anderen seiner Lebensgefährten. Auf meine Frage nach Richard Wagners Persönlichkeit bezeichnete er ihn als „ekfligen Kerl.“ — Höchst eindrucksvoll war seine Erzählung über die mißglückte Tannhäuseraufführung in Paris 1861. Der Pariser Jockeyklub habe ein schönes Ballett in der Venusbergsgene haben wollen, worauf Wagner nicht eingegangen sei. Darauf habe man denn während dieser Szene ein allgemeines Gepfeife und Getobe erhoben, daß man kaum zu Ende habe spielen können. Als auch im Zwischenakt der Lärm kein Ende nahm, da sei er (Niemann) in seinem Kostüm vor den Vorhang getreten und in seiner ganzen Größe aufgerichtet, habe er ins Publikum gedonnert: „Wollen Sie, daß das Stück zu Ende gespielt wird oder nicht?“, da sei endlich Ruhe geworden und man konnte wenigstens zu Ende spielen.

Neben Niemann war an einem Abend auch der einstige Charakterdarsteller Friedrich Hase mit seiner sehr sympathischen Frau mit anwesend. Er war hoch in den Achtzigern, aber noch immer der feine Cavalier, wie er sie auf der Bühne zur Darstellung brachte, wenn er sich — ich glaube in „einer Partie Pifet“ — mit der äußersten Spitze eines Fingernagels seiner feinen Hand ein wenig seine Glage kratzte. Er war geradezu wunderbar gut erhalten und erwiderte auf eine kleine Apostrophe meinerseits an die beiden Künstler mit einer netten Rede auf Niemann. — Übrigens ist er nicht viel später nach kurzer Krankheit verstorben.

Eine interessante militärische Persönlichkeit lernte ich bei Senzens (Verwandten meines Schwiegerjohns Oster) kennen: den General v. d. Golz, den berühmten Reorganisator der türkischen Armee (und späteren siegreichen Feldherrn in Mesopotamien). Er machte durchaus den Eindruck eines Gelehrten: eine ruhige, geschlossene Persönlichkeit mit durchgeistigtem Antlitz, über seinen Gegenstand mit klarer und schlichter Rede sich verbreitend. Er beschäftigte sich damals mit der Ausbildung der Jugendwehr, für die er großes Interesse zeigte. Seine Gattin war eine feine, ebenfalls offenbar das Durchschnittsmaß der Intelligenz überragende Dame.

Mein Plan, im Laufe des Jahres 1912 um meine Entlassung aus dem Lehramte einzukommen, wurde durch vielfaches Kränkeln während des Winters 1911/12 bestärkt. Während des ganzen Monats Januar und in den Februar hinein plagte mich eine recht hartnäckige Tracheobronchitis; dabei war der Magen sehr oft verstimmt, Übelkeit und Magendruck verfolgte mich gelegentlich der Abendgesellschaften, die ich in diesem Winter nicht ganz vermied.

Auch im Befinden meiner Frau brachte der Winter neue Verschlimmerungen ihres rheumatischen Zustandes, der sich auch durch einen Frühjahrsaufenthalt in Tremezzo am Comersee nicht wesentlich besserte, so daß sie im Herbst das Schlamm-Schwefelbad Nenndorf aufsuchte, wo der dortige Badearzt Professor Windler ihren Gesamtzustand als anomale Gicht erklärte; da sie die Tochter eines schweren Gichtikers war, leuchtete mir die Sache ein, und ihr bekam die Kur jedenfalls gut.

Im Berufsleben also vollzog sich im Laufe des Jahres die entscheidende Wendung: Ende des Sommers wurde mir vom Minister auf mein Gesuch die Entbindung von der Lehrtätigkeit bewilligt. Die Wahl meines Nachfolgers fiel auf meine Empfehlung auf Czerny, der von Straßburg berufen wurde. Seine Lehrkanzel wurde meinem Schüler Salge zuteil, und diesem folgte in Freiburg Roeggerath. So konnte ich mit

meinem Scheiden aus der Berliner Einflußsphäre noch einen letzten Erfolg für meine Schule buchen. Im selben Herbst starb auch Soltmann in Leipzig, so wurde die dortige Kinderklinik frei. Auch hier kam Salge lebhaft in Frage, neben meinem so talentvollen Schüler Finkelstein, aber obgleich dieser von der Fakultät an erster Stelle vorgeschlagen war, lehnte ihn das Ministerium schlanke ab, übergang Salge und berief den an dritter Stelle genannten Thiemich (Schüler Czernys; damals in Magdeburg). Es war sehr bitter für mich, diese Übergehng meiner Schüler gerade in Leipzig erleben zu müssen. Aber diese Universität ist nun einmal kein Glücksort für mich.

In der Berliner Fakultät traten auch weitere Veränderungen ein. Der Psychiater Ziehen nahm den Abschied, um sich in Wiesbaden gänzlich wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. An seine Stelle kam der Breslauer Professor Bonhoeffer, ein Württemberger. Er selbst, wie seine Gattin, eine Tochter des Generalsuperintendenten v. Hase (Bruder unseres Freundes), höchst sympathische Persönlichkeiten. Sodann wurde — nach einigem Kampfe mit dem Ohrenkliniker Passow — der Freiburger Laryngologe Killian, der sich durch seine glänzende Technik der Bronchienspiegelung und Entfernung von Fremdkörpern aus dem Bronchialbaum einen Namen gemacht hatte, als Ordinarius berufen. Auch dessen Frau, eine hochgewachsene, stattliche Erscheinung, wurde eine willkommene Bereicherung unseres Kreises. Endlich war Ersatz für Kollegen Michel zu beschaffen, der im Sommer — ebenfalls ein Dreiundvierziger wie Engelmann und ich — an Diabetes und Kehlkopftuberkulose verstorben war. Nachdem wir verschiedene Ablehnungen erfahren hatten, wandten wir uns an den (mir von Leipzig her bekannten) Krückmann in Königsberg, der dem Rufe folgte. Seine Frau war die Tochter unserer lieben alten Leipziger Freundin Bertha Koehler-Schall.

In diesem Jahre wurde auch vom medizinischen Berlin, wie das schon von theologischen und nationalökonomischen

Kreisen geschehen war, eine Anbiederung mit den Engländern in Szene gesetzt, offenbar zu dem von der Regierung gewünschten Zwecke, sich jenseits des Kanales „gut Kind zu machen“. Seit verschiedentlichem ungeschicktem Auftreten unseres Allerhöchsten war die Spannung zwischen unsern „Vettern“ und uns sehr gestiegen und hatte nach der Rede Lloyd Georges bei einem Bankett über Deutschlands Unterjochung den Siedepunkt erreicht. Jetzt verlangte der Zickzack-Kurs ein Abwinken und freundliche Mienen; da mußte denn auch die Medizin mit heran. Im Juli tagte — ich weiß nicht, ob nicht auf direkte Einladung — die Britische Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege in Berlin (!), wobei denn natürlich eine schönste Verbrüderung beider Nationen unter dem Schilde der Hygiene sich vollzog. Ich lernte bei dieser Gelegenheit den Kliniker Clifford Albutt kennen, dem ich nahezu vierzig Jahre früher gelegentlich meines Buches über die Hirnarterien-syphilis wissenschaftlich begegnet war.

Eine zweite Anflutung Englands erfolgte im Oktober. Nach dem Tode Leydens hatte, wenn ich nicht irre, Frau v. Leyden ein Kapital ausgesetzt, von dessen Zinsen alljährlich im Oktober in der Charité eine Gedächtnisfeier für diesen Kliniker abgehalten werden sollte, wozu ein hervorragender Festredner einzuladen war. Diesmal galt diese Einladung dem englischen Pathologen Bashford, der übrigens seine Forschungen über die Krebskrankheit, durch die er sich berühmt gemacht hatte, sehr interessant und eingehend in anderthalbstündiger freier Rede auseinandersetzte. Wie lieb die englischen Gelehrten sich zwei Jahre später den deutschen gegenüber benehmen würden, ahnte wohl bei dem Frühstück, das unser Kollege, der Kliniker Kraus, dem Gastredner zu Ehren gab, niemand von uns.

In der Familie erlebte ich manche erfreuliche Stunde. Gleich Anfang des Jahres wurde meines Vaters Gedächtnis, sowohl in Dresden, wie im Vogtland mannigfach geehrt. Am 17. Januar war sein hundertster Geburtstag, und von

allen Phasen seines bewegten Lebens zeigte sich sein Verdienst um die Einführung des Turnens im Vogtland, wie überhaupt im Königreich Sachsen am nachhaltigsten in der Erinnerung der Nachwelt. In Dresden wurde auf Anlaß von Geheimrat Stürenburg, Vorsitzendem des Allgemeinen Turnvereins, am 27. Januar eine Feier mit Festrede, Deklamation und Gesang abgehalten, der ich mit Frau und Töchtern beiwohnte. Im Vogtland aber waren in einer ganzen Reihe von Orten, vor allem in Plauen, aber auch in Mühlthron, Treuen, Elsterberg, Falkenstein und Klingental die Turner zu fechtlichem Gedenken an den sächsischen Turnvater vereint.

Es war mir Bedürfnis, vor meinem Scheiden aus Berlin noch einmal meine ganze Sippschaft vereinigt bei mir zu haben. So lud ich denn alle Kinder und Enkel (mit Ausnahme Gerdas) für zwei Ferienwochen im August nach Carlshafen im Wesergebirge ein. Die Wahl des Ortes geschah hauptsächlich mit Rücksicht auf ein Jüngstgeborenes aus Göttingen, das eine möglichst kurze Reise zu bestehen haben sollte. Der Gesamteindruck dieses Familientongresses mit vielen Ausflügen zu Fuß und Schiff war recht erquicklich. Später geleitete ich Martha nach Remdorf, wo sie im schwefelhaltigen Schlamm eine gute Kur ihres gichtischen Leidens durchmachte; ich selbst fuhr nach Yanö, wo ich mit Tochter und Schwiegerjohn Oster einige sehr angeregte Tage verlebte. An der dänisch-deutschen Grenze blieb ich um Mitternacht beinahe sitzen, weil die Zollmensen mein Reisefernrohr für irgendein zu verzollendes Mordinstrument hielten, konnte aber noch in den bereits in Gang befindlichen Zug nach Flensburg hineinspringen.

Noch war meines Bleibens in Berlin nicht dauernd; vom 14. bis 18. September fuhr ich nach Münster zur Naturforscherversammlung, bei der die Pädiater in ziemlich großer Zahl sich einfanden. Ich logierte bei einem früheren Schüler, zusammen mit Salge, der mir mancherlei Interessantes von der Straßburger Klinik erzählte. Ich trug über die chronischen Nierenerkrankungen der Kinder vor, von Friedr. Müller in der Diskussion begleitet. Mein bevorstehender Abgang kam auf dem Pädiater-Essen zur Sprache. Besonders bereichernd war aber die Bekanntschaft mit der charaktervollen, an originellsten Gebäuden reichen, westfälischen Stadt, einem der Zentren des deutschen Katholizismus. An der Hauptkirche hing noch der

Räfig oben am Turm, in dem Thomas Münzer gefangen saß. Man lernte in Münster doch eine neue Schattierung alter deutscher Kultur, einen zuvor nicht so gesehenen Zuschnitt privaten und öffentlichen Lebens kennen.

Mannigfaltige Genüsse erlebten wir noch auf musikalischem Gebiete. Im März kam der vom Organisten der Thomaskirche Straube sehr in die Höhe gebrachte Leipziger Bachverein nach Berlin, um bei der Aufführung der neunten Symphonie unter Haussegers Direktion mitzuwirken. Ein bedeutendes Erlebnis, diesen trefflichen Musiker kennengelernt zu haben.

Zu Pfingsten fand in Wiesbaden das zweite Brahmsfest statt. Die schönsten Sachen wurden mit Begeisterung gespielt und gehört. Steinbach dirigierte die Orchester Sachen, mehrere Symphonien, die Haydn-Variationen u. a. Tiefen Eindruck machte das Konzert für Violine und Cello, von Kreißler und Becker gespielt: wild und wonnig. Kreißler ist ein großartiger Kerl. Meschaert sang die vier ersten Gesänge, die mir zunächst nicht recht eingingen, obwohl ich sie schon von van Ewenk gehört hatte. Mir schien, das 13. Korintherkapitel könne nicht in Musik gesetzt werden. (Später, als ich sie mit Ida Bahrdt studierte, wurde ich freilich der Bewunderung voll, besonders für die drei ersten Gesänge.) Ich lernte Kahlbeck, den Brahmsbiographen, dessen Frau und Tochter, Leopold Schmidt, den Berliner Kritiker, kennen; traf wieder mit Max Friedländer zusammen (der vom Doppelkonzert nichts wissen wollte), auch Frau Grombacher-de Jong, die niederländische Berliner lebenswürdige Sängerin, fehlte natürlich nicht. Reger hätte ich nur „beinahe“ kennengelernt; ich saß in einer Probe neben ihm.

Im November war ich als „musikalischer Professor“ zur Einweihung des großen Volksoperntheaters in Charlottenburg eingeladen und hörte eine teilweise gute Vorstellung des Fidelio. Im Dezember gab der frühere Leipziger Violinlehrer von Dameck, mit dem wir wieder in Verkehr getreten

waren (er hatte eine Schwester meines theologischen Kollegen v. Soden zur Frau), einen Quartettabend, wo wir unter Mitwirkung des genialen Schubert das Brahms'sche Klarinettenquintett sehr schön ausgeführt hörten. Das Spiel des Letztgenannten genossen wir noch einmal in Privatgesellschaft bei dem Kollegen Fedor Krause, der nicht nur ein ausgezeichnete Chirurg, sondern auch ein virtuoser Klavierspieler ist.

Ein interessantes Erlebnis hatte ich noch im Dezember, wo ich zur Konsultation beim Kinde des jungen Ehepaares Krupp = v. Bohlen = Halbach gebeten war und die palastähnliche Villa „auf dem Hügel“, sowie unter Führung der Frau Bertha Krupp die gesamten Arbeiterkolonien des großartigen Wertes kennenlernte. Beim Frühstück machte ich auch die Bekanntschaft der Witwe Krupp (der Mutter), einer klugen, energischen Dame, die von den Seelenleiden ihres schwer verdächtigten Mannes erzählte. Im Oktober schnürten wir zum fünften Male in diesem Jahre das Bündel, um in Loschwitz, unserem zukünftigen Ruhesitz, eine passende Unterkunft, sei es miet-, sei es kaufweise, zu suchen. —

Wir hatten nach dem regnerischen August und September noch eine Reihe von heiteren Tagen, die wir denn nun auch zum fleißigen Herumforschen benutzten. Wir sahen uns eine große Zahl von Villen und Mietwohnungen an, aber es wollte sich uns nichts recht Passendes bieten. Die Zimmer überall klein und winklig, die Lage vielfach nicht unseren Wünschen entsprechend. Endlich wurden wir vom Häusermakler Rudolf auf eine Villa in der Viktoriastraße aufmerksam gemacht, dessen Besitzer, ein sächsischer hoher Beamter, Ministerialdirektor im Ruhestand Merz, verkaufen wollte. Als wir eintraten, kam mir der Besitzer mit dem Ausruf entgegen: „Ach, das bist du!“ Er war ein entfernter Verwandter meiner mütterlichen Familie, mit dem ich zusammen auf der Schule gewesen und auch sonst mehrfache Berührungen gehabt hatte. Als er mich auf die Galerie des schon von außen durch sehr



Blick auf das Häuschen am Bergeshang
in Loschwitz.

gefällige Form sich vor der Nachbarschaft auszeichnenden Hauses geführt hatte und ich die herrliche Aussicht, die sich hier bot, mit Entzücken umfaßt hatte, stand mein Entschluß fest, dieses Besitztum, in dessen stark abhängigem Garten der Besitzer uns nun herumführte, zu erwerben. Die Disposition der Zimmer war von dem Erbauer auch in sehr glücklicher Weise so getroffen, daß im Erdgeschoß (vom Garten aus 1. Stock, entsprechend der Lage auf abhängigem Boden) drei große Wohnräume zur Verfügung standen, die sogar für eine bescheidene Geselligkeit sehr gut benutzbar waren. Nach einigem Zögern seitens Merz', der die Villa nur ungern und mit Rücksicht auf seine schwer chronisch kranke Frau aufgab, wurde das Geschäft abgemacht und der Kauf notariell festgelegt.

Nachdem wir noch einige hübsche Ausflüge gemacht und mit den Geschwistern uns auf die zukünftige Zeit gefreut hatten, kehrten wir, mit Befriedigung der Zukunft entgegensehend, nach Berlin zurück.

Der Winter bis zu meinem siebenzigsten Geburtstag verlief ruhig im üblichen Geleise. Den Gratulationen und nichtsagenden Anhimmelungen, denen man an solchem Lebensabschnitt in Berlin ausgesetzt zu sein pflegt, entzog ich mich durch eine Reise nach Weimar in den Elefanten, wohin ich meine Kinder und Enkel einlud. Dort verlebten wir eine reizende intime Feier. Nachmittags spazierten wir in den Park und Goethes Gartenhaus.

Zurückgekehrt, fand ich dann eine Anzahl von Briefen, Telegrammen, Ehrendiplomen, Blumenpenden und sonstigen Liebenswürdigkeiten vor. Knapp schrieb mir, er wünschte mir, daß ich mich erst durch den Berg von Korrespondenzen möchte durchgearbeitet haben. Manche Briefe, namentlich von früheren Patienten, auch noch aus der Leipziger Zeit, machten mir doch viel Freude.

In der Klinik am 22. Januar wurde ich vom Getrampel der Zuhörer begrüßt, hielt einen kleinen Dankesspeech, und damit kehrte das Leben zunächst wieder in gewohnte Geleise zurück. Noch waren verschiedene Abende der Geselligkeit zu opfern: einer hübschen musikalischen Gesellschaft bei Kempners,

wo Georg Schumann, Klingler, Frau Grombacher-de Jong mitwirkten, einer zweiten netten dilettantischen musikalischen Abendunterhaltung in der Kaiser-Wilhelms-Akademie, u. a. mehr. In einer dieser letzten Gesellschaften trafen wir (zum letzten Male vor deren Tode) Frau Cohnheim mit ihrem Sohn, dem Juristen „Restner“, und tauschten mancherlei Erinnerungen aus. In dem letzten Hochschulfkonzert hörten wir noch zwei Brahmswerke: H-Dur-Trio, B-Dur-Sextett: so war überall der Abschied wehmütig-wonnig.

Anfang Februar mußte ich noch mal nach Kiew zu Verwandten des jungen Saitzoff; wegen Paßschwierigkeiten kam ich beinahe nicht rechtzeitig zurück. Hinwärts Schneegestöber, rückwärts Tauwetter.

Am 24. Februar hielt ich meine letzte theoretische Vorlesung, und nun kam der Tag, Sonnabend, der 1. März, wo ich mich von meinen Zuhörern verabschieden wollte. Ich wollte auch diese Feier zu einem nicht prahlerischen, offiziellen Aktus stempeln und ließ demgemäß keine allgemeinen Einladungen an die Fakultät und Universitätskollegen ergehen. Dem Dekan Orth machte ich Mitteilung; sonst kamen nur die Freunde: Rubners, Hertwigs, Dietrich und Behr-Pinnow vom Kaiserin-Auguste-Viktoria-Haus, ferner alle Kinder und Schwiegerkinder, endlich die Assistenten, aus der Leipziger Zeit: Jérôme Lange, Fritzsche und Carstens, und die Berliner, einschließlich der auswärtigen Rietichel und Stoelkner (Salge war durch Unfall verhindert). Die Charitédirektoren waren natürlich auch anwesend. Dazu nun das ganze Auditorium voll von Assistenten, Schwestern und Studenten. Das Katheder war schön geschmückt, auch sonst Blumenschmuck. Zuerst sprach Lange, der mir die nunmehr enthüllte Büste aus Bronze von Lederers Meisterhand widmete, die in einer Nische oberhalb der Eingangstür angebracht war; dann Finkelnstein, der mir eine (lediglich von Schülern verfaßte) Festschrift und ein Kapital von sieben-

tausend Mark für eine „Heubner-Stiftung“ überreichte. Als dritter sprach im Namen der Zuhörer cand. med. Lehmann recht hübsch und warm. Dann hielt ich meine Abschiedsrede, in der ich einen kurzorischen Überblick über unsere Arbeiten und Bestrebungen in den verflossenen neunzehn Jahren gab und eine Apostrophe an die Zukunft anknüpfte. Es war eine würdige, eindrucksvolle Abschiedsfeier.

Am Abend war das von den Assistenten für mich und meine Familie veranstaltete Fest. Ich saß mit Familie und einigen Freunden (Kubners, Bahrds und dem jetzigen ältesten Assistenten Lühr) an einem runden, sehr schön verzierten Tisch und hatte an Längstischen die gegen sechzig früheren Assistenten und Schüler vor mir. Finkelstein hielt die Rede auf mich, einen ganz vorzüglichen Toast, getränkt von Geist, Witz und Humor. Langstein sprach zuerst namens der Schüler; Eckert im Namen des Sanitätskorps; Rietchel auf den Künstler der Büste, Lederer. Dann hielt ich eine „Symphonie“-rede und wanderte mit Beginn der Fidulität an den sämtlichen Tischen entlang, jeden einzelnen in Dankbarkeit begrüßend. Auch diese Feier war warm und zu Herzen gehend.

Am Sonntag, dem 2. März, fand dann das Frühstück statt, das ich meinen Gästen, die mich zum Abschied so schön gefeiert, bei Huster im Prinz-Albrecht-Hotel gab. Ich toastete auf meine Schüler (einschließlich Frauen) und exemplifizierte an den Beispielen der Entwicklung von Langstein und Finkelstein. Dann sprach Kubner ungewöhnlich warm und herzlich auf die Kennzeichen des echten Gelehrten, Lühr sehr reizend auf den Restaurationsapparat, dann Carstens herzlich und hübsch, Bahrdt auf den „preußischen Spion“, usw. mehr. Alle Teilnehmer waren einig darüber, daß die beiden Tage ganz ungewöhnlich erquicklich, gar nicht „berlinisch“ verlaufen seien.

Nun ging's mit Beginn der Ferien an die allmähliche Auskehr. Schon am 4. März wanderte der größte Teil der Bibliothek zum Buchhändler Rothacker. Am 5. bis 7. März fuhren

wir nach Dresden, um die notwendigen Arbeiten in der Villa in Gang zu bringen. Architekt Kolbe übernahm die Leitung der immerhin zahlreichen Veränderungen und Ausbesserungen, die unsere neue Wohnstätte behaglich und wohnlich herstellen sollten. Auch die Auflassung des Hauses an mich wurde jetzt vollzogen. Daneben Verkehr mit Gustavs, auch Wolfgang kam von Berlin aus einer Sitzung einen Sprung her und billigte unsere Wahl. Im Theater sahen wir d'Alberts „Tief-land“ mit Helena Forti.

Nach Berlin zurückgekehrt, wurden wir noch mehrere Male von befreundeten Kreisen verabschiedet. So am 13. März bei Jollys, wo Rudolf uns das Valet mit einer Rede auf „die Treue“ gab; sodann in geradezu entzückend lebenswürdiger Weise bei Kubners am 15. März. Der Hausherr hielt eine sehr freundliche Rede, in der er darauf hinwies, daß ich ihn zur Fortsetzung der Arbeiten über Ernährungsphysiologie und das Wachstumsproblem angeregt hätte, und schenkte mir ein Sternfartenbuch. Dann kam Elisabeth, sprach ein reizendes Gedicht (von ihrer Mutter) und dedizierte mir ein Eichenstämmchen an seiner Wurzel in einer Trüffelchale. Dieses Stämmchen nahmen wir mit nach Loschwitz in unsern Garten, es wuchs zu einem schönen kräftigen Eichenbaum empor. Ich erzählte von meiner Begeisterung für die Kubnerschen Arbeiten schon in früher ärztlicher Jugend und von meinen astronomischen Studien im Knabenalter. Auch die Militärakademie nebst Fakultät verabschiedete mich an einem Festabend recht herzlich. Orth hielt die Rede auf mich. Ich erzählte die Anekdote meiner Unterhaltung mit dem Sänger Niemann über Wagner. „Wie war er denn persönlich?“ Ach, 's war ein efliger Kerl. „Wieso denn?“ Na, 's war 'n Sachse! Ich sagte, aus der Art der Verabschiedung ersähe ich, daß doch nicht alle Sachsen „efflig“ befunden würden.

Am 25. März übergab ich Ebert die Schlüssel zur Charité und an Marthas Geburtstag (31. März) früh ging's fort von Berlin.

Nachschrift des Herausgebers

Über seine Ruhejahre hat mein Vater ebenfalls einen eingehenden Bericht hinterlassen. Er ist jedoch so ausführlich gehalten, mit so viel Einzelnotizen aus seinen, während der Jahre der Muße sorgfältig geführten Tagebüchern belastet und durch Erörterung der allgemein bekannten Zeitereignisse gedehnt, daß es zweckmäßiger erscheint, der Öffentlichkeit nur einen Auszug zur Abrundung dieser Selbstbiographie zu übermitteln. Wo im folgenden die eigenen Worte meines Vaters eingestreut sind, ist dies durch Anführungszeichen kenntlich gemacht.

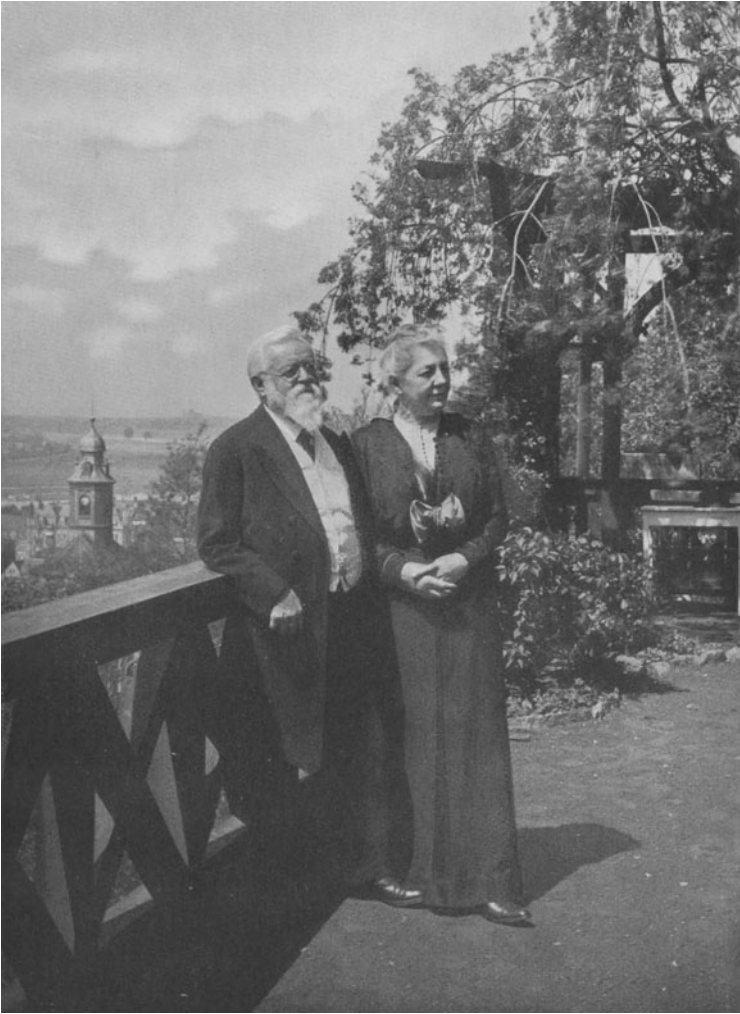
W. S.

R u h e

In Loschwitz bis zum Versailler Frieden

Mit vielen Hoffnungen und Plänen wurde das hübsch gelegene Haus am Abhang des Loschwitzer Elbufers bezogen (s. Tafel). Es sollte nicht nur eine Stätte des Kultes erfreuender und nutzbringender Gartengewächse, der Vertiefung in die geliebte Brahms'sche Musik werden, sondern auch Ausgangspunkt weiter Reisen während der schönen Jahreszeit. Der dritte dieser Programmpunkte stieß infolge der Weltereignisse bald auf Schwierigkeiten, fand aber noch einmal Erfüllung im Hochsommer 1913 in Gestalt eines dreiwöchigen Aufenthaltes in Biarritz: die reiche russische Fürstin Engalitscheff bedurfte wieder einmal des Rates meines Vaters für ihre schon früher von ihm behandelte Tochter und lud beide Eltern für längere Zeit auf ihr schönes Besitztum zu Gäste. Ende September folgte der Besuch der Naturforscherversammlung in Wien, deren wissenschaftlich und gesellschaftlich reiche Tage sich meinem Vater noch verschönerten durch die Begegnung mit einer reizvollen Frau, „der entzückenden Lili Zehle. Ein musikalisches Wesen durch und durch und dieselbe liebliche Grazie wie Lili Strube“. Das Bach-Fest in Eisenach unmittelbar nach der Wiener Tagung, die Einweihung des Leipziger Völkerschlachtdenkmals Mitte Oktober brachten neue Abwechslung; natürlich wurde der mehrtägige Besuch in Leipzig auch zur Erneuerung alter Freundschaften benützt.

Im Januar 1914 fuhr mein Vater am Nachmittag seines einundsiebzigsten Geburtstages mit meiner Mutter bei strenger Kälte ins Erzgebirge, um ganz erfolgreich an einem Skikursus teilzunehmen, obwohl beide bis dahin noch niemals diesen Sport getrieben hatten! In Dresden begann eine häuslich-



Auf der Terrasse vor dem Häuschen in Lojchwiß.

behagliche Geselligkeit mit Verwandten, alten Freunden und Kollegen sich anzuknüpfen, Theater und Konzerte wurden reichlich genossen, der Garten mit eigener Hand sorgsam gepflegt, daneben die Wissenschaft nicht ganz vergessen: die aus Berlin mitgenommenen Präparate eines Falles von aplastischer Anämie in frühester Kindheit wurden verarbeitet und über die Ergebnisse in der Dresdener Gesellschaft für Natur- und Heilkunde berichtet.

Mitte Juni bis Juli 1914 brauchten die Eltern die Kur in Gastein, die freilich von den langen Trauerfahnen um den Tod des am 28. Juni ermordeten österreichischen Erzherzogs Franz Ferdinand beschattet wurde. Am 30. Juli erfuhr mein Vater während einer Sitzung des Kuratoriums des Kaiserin-Augusta-Viktoria-Hauses von der bevorstehenden Mobilmachung: „eisiges Schweigen, man wagte kaum zu atmen“. Bereits am 2. August trat er in Loschwitz mit dem Gemeindevorstand und einigen weiteren Damen und Herren zu einem Komitee für Kriegshilfe zusammen, dessen Vorsitz er übernahm und mit dem er ein kleines Hilfslazarett gründete. Auch in der Stiftung „Heimatländ“ betätigte er sich bald.

Die Vorgänge in der großen Politik und auf den Kriegsschauplätzen verfolgte mein Vater mit glühendem Herzen, stets bereit, mit starkem Affekt gegen die Feinde, wie gegen die für Mißerfolge in seinen Augen verantwortlichen Politiker und Heerführer Stellung zu nehmen. Die ungewisse Spannung während der ersten Marneschlacht traf ihn geradezu körperlich: „Es war klar, daß sich wichtige Dinge im Westen vollzogen, aber eine dumpfe Schwüle herrschte in der kriegerischen Luft, die mir an Herz und Nieren ging. Unablässig klang mir's in den Ohren: ‚Wir sind verloren, wir gewinnen den Krieg nicht‘, und dieses nagende Bohren influenzierte auf mein Befinden, ich litt an Übelkeit und Erbrechen, und in der Nacht vom 5. auf 6. September erbrach ich etwa siebenmal eine im ganzen einen Liter betragende Flüssigkeit, die mit Kongo auf Salzsäure reagierte, also Magensaft war.“

Im Dezember 1914 hatte er die Hoffnung, entweder als konsultierender Internist oder als Führer eines Lazarettzuges aktiv am Kriegsdienst teilnehmen zu können, was sein dringender Wunsch war; zu seiner bitteren Enttäuschung zerschlug sich beides. „So blieb ich denn mit meinen finsternen und schweren Gedanken hinter dem Herde hocken.“

Zur Ablenkung blieb ihm nur medizinisch-soziale Hilfsarbeit in der Heimat übrig: „Vom Heimatdank ausgehend nahmen wir uns persönlich einzelner in Dresden untergebrachter Kriegsbeschädigter an; so hatte ich im Johannstädter Großen Krankenhaus monatelang eine Reihe solcher Invaliden zu betreuen, eine minimale Beteiligung an der allgemeinen Not, die aber doch angesichts der sonstigen Passivität, zu der ich gezwungen war, eine Art Gewissensberuhigung bildete. Sonst hatte man ja kein anderes Los, als sich unter der Wucht der Ereignisse zu beugen.“

Daneben begann er 1915 sich mit gründlicheren Studien über die Geschichte unseres Geschlechts und insonderheit über die Erlebnisse seines Vaters zu beschäftigen, die später zur Niederschrift des Anfang 1917 gedruckten „Lebensbildes von D. L. Heubner“ führten. Auch die Abhandlung über die „Balneologie des Kindesalters“ für das Handbuch von Dietrich-Kaminer entstand in den ersten Kriegsjahren.

Im April 1916 reiste mein Vater nach Warschau zu dem medizinischen Kriegskongreß der deutschen, österreichischen, bulgarischen und türkischen Sanitätsoffiziere. Der Entschluß war ihm dadurch erleichtert, daß sein Schwiegerjohn, Oberstleutnant Hecker, als Chef des Stabes beim Gouvernement Warschau stand, ihm also alle Schwierigkeiten betreffs Einreise, Quartier usw. bequem aus dem Wege räumen konnte. Auch ich traf, von der Westfront beurlaubt, mit meinem Vater und Schwager in Warschau zusammen und wir konnten außer dem Kongreß auch das interessante Schauspiel des polnischen Festzugs zur Erinnerung an die Konstitution von 1791 von bevorzugtem Platze aus genießen.

Im Juli des gleichen Jahres reisten die Eltern ins Vogtland, nahmen aber nur armselige Eindrücke mit: „Am 6. Juli besuchten wir Mühltröf, das, ganz von Männern entblößt, tot und öde war und recht wehmütig wirkte. Das großväterliche Haus ganz verändert, ein Café ohne Gäste im unschönen Neubau. Auch die Linden standen nicht mehr. Im Gasthaus zum Löwen fand ich ein mir noch nicht bekanntes Bild vom Vater, auf dem Friedhof den noch gut kenntlichen Grabstein des Großvaters Heubner. Überall Verfall des alten Mühltröf und Kriegsdürftigkeit.

Nach einer sehr schlechten Übernachtung in Jocketa — das Hotel war von Militär überfüllt — wanderten wir am Kuhberg vorbei nach Mynlau. Dieser Heimatsort war durch die hübsche, neue Kirche und das renovierte Schloß geziert, sonst viele schöne Erinnerungen versunken. Das liebe Pfarrhaus einem klobigen Ziegelbau gewichen, an Stelle der trauten Mühle ein Fabrikgebäude, die Pfarrgärten auf einen schmalen Grasgarten reduziert. Auf dem Friedhof fanden wir nur Onkels Grab, diejenigen der Großmütter nicht. Auf dem ganz nüchternen, von Arbeiterhäusern umgebenen Bahnhofssträßchen nach dem Bahnhof hinauf und zurück nach Dresden am 7. Juli.“

Im Laufe des Sommers 1916 begann nun, wie überall, sich auch für meine Eltern die Nahrungsnot bemerkbar zu machen, um sich weiterhin mehr und mehr zu verschärfen; bis Ende 1917 sank das Gewicht des Vaters auf 51 kg gegen etwa 80 kg in den letzten Jahren vor dem Kriege. Im Sommer 1917 brach er einmal auf einer an sich wenig anstrengenden Wanderung mit Kopfschmerzen und größter Mattigkeit zusammen, weil es ihm unmöglich war, unterwegs eine ordentliche Mahlzeit zu erhalten. Mit großer Dankbarkeit empfand er es, daß ihn Kollegen aus glücklicheren Gegenden des Kriegsschauplatzes gelegentlich mit Sendungen von Butter, Speck usw. versorgten, wie die Pädiater Aloß und Ludwig F. Meyer. Auch der harte Winter 1916/17 mit seinem Kohlenmangel machte den

alten Leuten in ihrem exponierten Häuschen viel zu schaffen, obwohl sie sich auf ihre kleinsten Räume zurückzogen.

Am meisten aber litt — wie alle guten Deutschen — doch auch mein Vater psychisch. Daß er jede Verzögerung oder Abschwächung des Unterseebootkrieges, jede Rücksicht bei den Luftschiffbombardements von London verurteilte, daß er die Haltung des Kaisers, die Politik von Bethmann-Hollweg, Michaels, Erzberger u. a. mit Entrüstung ablehnte, versteht sich bei seinem Temperament und seiner Sinnesart von selbst.

Wir Kinder hatten Gelegenheit, uns zur Feier seines 75. Geburtstages im Januar 1918 um den Vater zu versammeln, um so mehr als damals mein Bruder und mein Schwager Oster, der eine nach schwerer und dauernder gichtisch-rheumatischer Erkrankung, der andere nach Verlust eines Auges durch Verwundung, zu Dienstleistungen in der heimischen Industrie reklamiert waren, ich selbst an der Heeresgasschule Dienst tat. Die Eltern kamen nach Berlin und für Stunden suchten wir Not und Jammer zu vergessen — wobei die Schar der Enkel das Beste zu leisten hatte. Diese vermehrte sich übrigens kurz darauf — Ende März 1918 — um den ersten und einzigen Stammhalter des Namens Heubner, den Sohn Wolfgang meines Bruders; er wurde im November getauft, was meine Eltern wiederum nach Berlin führte, doch war es bei diesem Familienfest nicht mehr möglich, die Gedanken abzulenken: die Bitte um Waffenstillstand war seit Wochen getan und die Revolution stand vor der Tür! „Bei aller Anregung stand doch das Druckgefühl der deutschen Schande im Hintergrunde alles Denkens und Redens. Die Niedergeschlagenheit läßt sich nicht ausdenken.“

Aber als die tatenlose Erstarrung des Bürgertums während der gewaltigen Ereignisse des Umsturzes zu weichen begann, gehörte mein Vater zu den ersten, die in ihrem Kreise Aktivität zeigten. „Ich beteiligte mich lebhaft an den Vorbereitungen der Wahl zur Nationalversammlung. Der Loschwitzer Bürgerausschuß, unter der Führung des energischen und tatkräftigen

Kollegen Dr. Steinkühler auf dem Weißen Hirsch, trat in vielen Sitzungen zusammen. Ich hatte die Aufgabe übernommen, für die Wahlversammlungen Lokale und Redner zu gewinnen und gab mir viel Mühe für diesen Zweck; es gelang auch, eine Reihe von Rednern zu uns heraus zu bewegen, Herren aus allen bürgerlichen Parteien, nur die ‚Nationalen‘ (der Dresdner Bürgerausschuß) lehnten ab. Der Erfolg war in Loschwitz zufriedenstellend, die Wahlen fielen überwiegend auf die bürgerlichen Parteien.

Später, im folgenden Jahre, war ich nochmals politisch für die Errichtung einer Einwohnerwehr tätig. Es waren doch an vielen Orten im Anschluß an die Revolution Gewalttätigkeiten verübt worden, Plünderungen usw., und wir hielten die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, daß auch bei uns Überfälle vorkämen. Es kam auch unter dem Kommando des Reserveoffiziers von Haas (bei Leonhardi) und des Kapitäns v. Müller-Berneß eine ganz stattliche Anzahl von Wehrleuten zusammen, die Exerzierübungen machten und in Rotten eingeteilt wurden, um abwechselnd nachts Patrouillen zu gehen. Es gelang einige Male, Einbruchsdiebstähle zu verhindern. Die nützliche Einrichtung wurde aber bald auf Befehl der Entente wieder aufgehoben.

Auch der aus dem Wahlausschuß hervorgegangene Bürger- und Einwohnerauschuß der Orte Weißer Hirsch, Loschwitz und Rochwitz, um dessen Zustandekommen ich mich mit den Damen Reinhold und Böhmig bemühte, verlief sich nach einigen Wochen im Sande. Ich war kurze Zeit Vorsitzender, ohne rechtes Leben hineinbringen zu können, übergab dann den Vorsitz an v. Haas, einen früheren Reserveoffizier, der ihn aber sehr bald wieder weiter abtrat. Allmählich schlief die Sache völlig ein. So blieb das Bürgertum in der Hauptsache doch in seiner Schlappheit und Passivität stecken.“

Trotz seiner stark nach rechts gerichteten politischen Ansicht war übrigens mein Vater keineswegs blind gegen die Verdienste der Sozialdemokratie in jener für unser Vaterland so kritischen

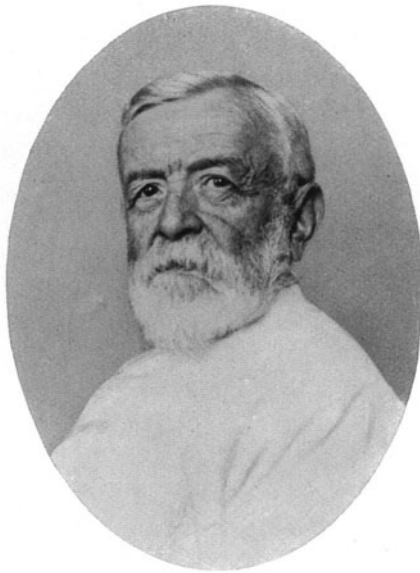
Zeit: „Die Sozialdemokratie bewahrte uns vor dem Eintritt des blutigen Chaos, wie es in Rußland sich entwickelt hatte. — Man muß im allgemeinen sagen, daß nicht das Bürgertum, sondern die sozialistische Reichsregierung unter dem Reichskanzler Ebert und dem Kriegsminister Noske es zustande brachte, die überall auftauchenden spartakistischen und kommunistischen Wirren und Gewalttätigkeiten zu unterdrücken.“

Auch später hatte er für die taktvolle und geschickte Führung der Reichspräsidentengewalt durch Ebert nur Worte vollster Anerkennung.

„Die Wochen unseres Kuraufenthaltes in Bad Nenndorf fielen in die ominöse Periode des deutschen Geschickes, wo wir die fürchterlichen Friedensbedingungen in Empfang zu nehmen und zu unterzeichnen hatten, die die Entente, hauptsächlich Clemenceau, im Laufe des Halbjahres seit dem Waffenstillstand geschmiedet hatte, unter völliger Außerachtlassung der vierzehn Punkte Wilsons, auf Grund deren wir den Waffenstillstand eingegangen waren und uns hilflos entwaffnet hatten. Selbst Scheidemann trat vom Ministerposten zurück, um dieses Schandmachwerk nicht zu unterzeichnen. Aber Herr Erzberger tat dieses gutes Mutes. Am 23. Juni geschah das Furchtbare, daß wir uns dem Gewaltdiktat, das ‚Friedensvertrag‘ genannt wurde, beugen mußten und damit zu einem Sklavenvolke degradiert wurden, das Elsaß-Lothringen, Posen, Oberschlesien, Nordschleswig, Danzig, Memel verlor. Daß der Repräsentant unserer Schmach, Erzberger, ein paar Jahre später (von früheren preußischen Offizieren) ermordet wurde, ist nicht zu entschuldigen, aber zu begreifen. Doch alle blutigen Tränen, die wir weinen, helfen uns nichts, nichts!“

Lebensende

Erst später kam es meinem Vater zum Bewußtsein, daß er in seiner Familie während all dieser Schicksalsjahre geringeren Schaden davongetragen hatte als die meisten seinesgleichen:



Otto Heubner als Emeritus.

zwei Söhne und zwei Schwiegersöhne waren ihm vollzählig und sogar mit ungebrochener Leistungsfähigkeit erhalten geblieben. Was ihn in dieser Zeit an Verlusten traf, waren Männer verschiedenen Lebensalters aus der weiteren Verwandtschaft oder nahen Freundeskreisen, die auf dem Felde der Ehre fielen, außerdem aber auch Todesfälle, die nicht mit dem Kampf der Waffen zusammenhingen; unter diesen war ihm am tiefsten fühlbar der Tod des Chemikers Ernst von Meyer, seines alten Freundes. „Der Verkehr mit diesem prächtigen Menschen und seiner feinen und guten Frau war eigentlich der Glanzpunkt unseres Buen Retiro in Dresden-Loschwitz, gesellschaftlich wie musikalisch. Meyer führte mich an der Technischen Hochschule und im Mozart-Verein ein, wodurch ich Gelegenheit bekam, an deren Veranstaltungen teilzunehmen und Professoren und Musiker kennenzulernen. Vor allem aber erquickte uns das Musizieren zu vieren oder vielmehr zu dreien: Martha hörte zu. Meyer mit Gattin hatten sich seit ihrer Brautzeit herrlich zusammengespielt und trugen meist Beethoven-Sonaten (Kreuzersonate, Frühlingssonate) vor, ich wagte mich mit dem trefflichen Geiger an Mozart, sogar an die G-Dur-Sonate von Brahms. Er war nachsichtig mit dem Neuanfänger.“

Bereits Ende 1915 hatte dieser Verkehr infolge der tödlichen Erkrankung v. Meyers ein Ende genommen und die eigenen musikalischen Leistungen des Vaters hatten nur zum Vierhändigspielen in einer Loschwitzer Nachbarin, der Frau des früheren Gymnasialrektors Stürenburg, eine willkommene Partnerin gefunden. Doch fiel auch dies in den Wintermonaten der kommenden Jahre meist aus, weil die Kohlennot die Heizung des Musikzimmers verbot. Als eine Neubelebung seiner musikalischen Interessen empfand es mein Vater, als im letzten Kriegsjahre zwei Familien nach Dresden kamen, zu deren männlichen Häuptionern er von altersher Beziehungen hatte: sein Vettersohn Rudolf Heubner, Jurist und bekannter Romanschriftsteller, wurde als Richter nach der Landeshaupt-

stadt versetzt, und sein Vate und früherer Assistent Hans Bahr dt wurde an das Dresdner Säuglingsheim berufen. Die Frau des ersten besaß einen herrlichen Sopran, die des zweiten einen ebensolchen Alt, auch waren beide als Sängerinnen ausgebildet. So entspann sich bald ein reger freundschaftlich-musikalischer Verkehr mit diesen Familien, der Lichtpunkte in der „Nacht des Erlebens“ schuf. Auch der Kongreß für Innere Medizin, der im April 1920 in Dresden tagte, brachte eine Auffrischung; als einer der eifrigsten folgte mein 77-jähriger Vater von früh bis abend den Verhandlungen. Und auch weiterhin waren es Musik und Wissenschaft, die noch am ehesten den alternden Mann bewegen konnten, die Unbequemlichkeiten einer Reise auf sich zu nehmen. Im Juni 1921 nahmen die Eltern am Bach-Fest in Hamburg, im Juli an den Händel-Festspielen in Göttingen teil, hier gleichzeitig an der Feier aus Anlaß der Ernennung Hindenburgs zum Ehrenbürger der Universität. 1922 waren sie zweimal mehrere Tage in Leipzig, und zwar im Sommer zum hundertjährigen Stiftungsfest der Pauliner, im Herbst zur Hundertjahrfeier der Naturforscherversammlung. Auch bei dieser versäumte mein Vater die festlichen Abendveranstaltungen nicht, besonders nicht die Konzerte (Thomanerchor und Furtwängler). Eines behaglichen und anregenden Abends im Hause des Sanitätsrats Dr. Carstens, seines einstigen Assistenten, entsann er sich lange mit Freuden; dieser hatte die Gelegenheit benützt, außer dem Spezialkollegen Bessau und anderen Leipziger Bekannten auch uns zufällig alle in Leipzig anwesenden Kinder und zwei Schwiegerkinder mit den Eltern zusammen einzuladen: „So gab das denn ein herrliches Zusammensein.“ — „Endlich erhöhte die Festeslust noch der Umstand, daß ich an zwei Abenden die Gesellschaft der lieben Lili Strube genießen konnte. Alte Liebe rostet nicht.

Auf der vorausgehenden Tagung der Deutschen Gesellschaft für Kinderheilkunde hatte ich Gelegenheit, neben den bekannten

Gestalten die neu herangewachsene Generation junger Forscher kennenzulernen, die mit ganz anderer naturwissenschaftlicher Vorbildung als wir seinerzeit an die pädiatrische Forschungsarbeit herangetreten sind und dementsprechend unserem Fache ein neues Gesicht geben. Freudenberg, György, Degkwitz, Demuth, Blühdorn, Langer und wie sie alle heißen — ein ganz neues Personal auf dem wissenschaftlichen Theater —, Bessau und v. Gröber nicht zu vergessen.“

Der Anfang des Jahres 1923 brachte als stimmungsvolles Familienfest die Feier des achtzigsten Geburtstages im Loschwitzer Häuschen. Von den Angehörigen des Jubilars fehlten zwei Frauen, eine Tochter und eine Schwiegertochter, aber zu seiner Freude, denn der Hinderungsgrund war bei beiden neue Nachkommenschaft. „Sonst hatten sich alle geliebten Häupter der vier Familien der Kinder vollzählig eingefunden, und es entfaltete sich um das weiße Haupt des Ahnen ein blühendes Feld von Köpfen und Gestalten der mannigfaltigsten Art, Färbung und Begabung: alle gesund und frisch und wohlgebildet an Geist und Körper. Wie mußte ich tief ergriffen Gott danken, daß mir von allen aus unserer Ehe hervorgegangenen Nachkommen nicht eine Lücke gerissen war!“

Der anstrengende Tag mit Aufführungen, Besuchen, Toasten und reichlichem Kinderlärm ermüdete meinen Vater nicht im geringsten; auch am folgenden Abend bewahrte er bei einer Festsetzung und folgenden gesellschaftlichen Veranstaltung der Dresdner Gesellschaft für Natur- und Heilkunde unverminderte Frische.

Mein das neunte Jahrzehnt seines Lebens begann mit einem bösen Geschenk: es kam das Jahr des unrettbaren Zusammenbruchs der deutschen Währung, des endgültigen Verlustes eines beträchtlichen Vermögens, das vom ersten Pfennig an in harter Lebensarbeit erworben war. Schon im Frühjahr 1921 hatte die zunehmende Teuerung, freilich auch die Rücksicht auf die drohende Zwangseinquartierung meinen Vater dazu bestimmt, sich wieder zur allgemeinen ärztlichen Praxis

anzumelden. Bezüglich seiner Einkünfte war dies jedoch absolut erfolglos gewesen. Die nunmehr entstehende Situation hatte natürlich zunehmend zur Folge, daß die tägliche Lebensführung meiner Eltern aus dem Professorengelohnte bestritten werden mußte, das dem Emeritus von Berlin aus zustand. Nun führte ja damals die überstürzte Entwertung des Geldes mehr und mehr zu der Notwendigkeit, zuständige Gehälter rasch in Empfang zu nehmen, um sie möglichst ohne Verzug in Realwerte umzusetzen. Doch war offenbar — wie überall — die Berliner Universitätskasse nicht imstande, es dem Tempo der auf dem Papier erfolgenden Anweisungen gleichzutun, ihr besonders umfangreicher Betrieb, die Stellung meines Vaters als Emeritus und natürlich auch die Entfernung von Berlin mögen besonders erschwerende Umstände gewesen sein: jedenfalls erhielt er im Herbst dieses kritischen Jahres 1923 alle Zahlungen so stark verspätet, daß ihr Wert sehr vermindert war und er in unmittelbare Not geriet. „Es war ein Leben in Druck und Not, eine Angst- und halbe Hungerzeit. Es war überhaupt schwierig, Nahrungsmittel, besonders Fleisch, zu bekommen, und zu solchen Preisen, daß wir, von der behördlichen Kasse im Stich gelassen, Mühe hatten, zu solchem Erwerb zu gelangen. Wir mußten Papiere und Silber verkaufen, um uns vor direkter Hungersnot zu schützen. Erleichtert wurde uns diese schlimme Zeit durch Liebesgaben, die wir aus dem benachbarten Österreich von Freunden und früheren Schülern erhielten. Die guten Jöhles in Wien, ebenso Friedjung mit Gattin sandeten mehrmals große Kisten mit allerhand Nahrungsmitteln, Mehl, Zucker, Reis, Graupen, Kaffee, Schokolade usw., v. Bokay in Budapest ebenfalls. Die Gesellschaft der Ärzte in Wien schickte ihren Ehrenmitgliedern inhaltsreiche Kisten. Wir bettelarmen Leute konnten uns nicht schämen, diese lebenswürdig gebotenen Almosen anzunehmen.

Überdies war große Dienstbotennot; ziemlich einen Monat lang mußte ich Kleider und Stiefel reinigen, die Schlaffstube

und mein Zimmer besorgen. — Unter ‚Heulen und Zähneklappen‘ neigte sich das Jahr dem Ende zu.“

Raum besserten sich mit der Stabilisierung der Währung um die Jahreswende 1923/24 diese Nöte, da stellten sich neue Sorgen ein, die zunächst von rheumatisch-gichtischen Schmerzen meiner Mutter ihren Ausgang nahmen. Auch mein Vater selbst war ja nicht frei von solchen Beschwerden, und das war Anlaß, daß die Eltern in all jenen Jahren immer wieder versucht hatten, sich durch Badekuren Linderung zu schaffen — je nach den augenblicklichen äußeren Umständen in Rennndorf oder den kleinen sächsischen Bädern Oppelsdorf oder Brambach. Es mag medizinisch nicht ohne Interesse sein, daß die Kur in dem Radiumbad Brambach beiden Eltern keineswegs die gleichen guten Dienste getan hat wie Rennndorf und selbst Oppelsdorf. Im August 1924 gingen die Eltern nach Gastein, brachten aber von dort statt der erwünschten Erholung eine Infektion an Paratyphus mit heim, die der Vater im Laufe einiger Tage überstand, während sie für die Mutter den Beginn einer monatelangen Leidenszeit bedeutete. Mein Vater litt mit ihr unter schwerer gemüthlicher Depression, besonders weil er Grund zur Annahme eines krebigen Leidens zu haben glaubte. Wiederholte sorgfältige Untersuchungen durch Dresdener Fachärzte führten jedoch nicht zur Bestätigung dieses Verdachtes und gegen Weihnachten begann sich durch einen Anfall fieberhafter Gelbsucht die Art der hartnäckigen Erkrankung zu klären. Mitte Januar wurde meine Mutter durch den Dresdener Chirurgen Fromme von einer chronisch entzündeten, steinhaltigen Gallenblase befreit und genas in kurzer Zeit vollständig. Mit ihr lebte mein Vater seelisch wieder auf; die letzten Worte seiner eigenhändigen Niederschrift lauten: „Am 11. Februar konnte ich mein geliebtes Weib wieder nach Hause bringen. Sie erholte sich so, daß wir Ende März ihren siebenzigsten Geburtstag in ausgiebiger Weise feiern konnten. Sämtliche Kinder und alle Enkel waren um das geliebte und uns wieder=

geschenkte Familienoberhaupt versammelt. Es war ein erhebender, glückumstrahlter Feiertag.“

Von diesem Tage an waren meinem Vater noch anderthalb Jahre zu leben beschieden. Davon verbrachte er noch fast ein volles Jahr in gleicher äußerer Lebensführung wie die vorhergegangenen, doch im ganzen in wesentlich besserer Stimmung nach Befreiung vom Druck der finanziellen und der Krankheitsorgen. Die Musik spielte dauernd eine große Rolle: mehrmals beteiligte er sich an vierhändigem und achthändigem Klavierpiel mit Loschwitzer Freunden, besuchte Loschwitzer Haus- und Dresdner öffentliche Konzerte, auch Opernaufführungen — nach seinen Aufzeichnungen an einunddreißig Abenden während der Zeit von Ende April 1925 bis ebenda 1926. Im Juni 1925 feierte er das Dresdner Sängerefest als Alt-Pauliner drei Tage lang mit.

Ferner besuchte er nicht selten die Vereinsabende des Alt-Paulus, die Sitzungen der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, in der er auch noch gelegentlich das Wort zur Diskussion ergriff. Die schönen Tage wurden oft zu Ausflügen benutzt, im Frühsommer die Kinder in Dranienburg und Grünau aufgesucht, dabei die alten Beziehungen zu Frau Jolly, Finkelstein und Langstein wieder aufgefrischt.

Im August-September verlebten die Eltern einige Wochen in Tepliz, wo sie ihren fünfzigjährigen Verlobungstag begingen. Im Anschluß daran nahmen sie an einem Familienfest, dem hundertjährigen Geburtstag des Onkels Liebster in Thekla bei Leipzig teil, wo dessen Sohn, Georg Liebster, die Pfarre innehatte. In seinem brieflichen Bericht schrieb mir der 82 $\frac{1}{2}$ -jährige Vater freudig bewegt über die „Menge hochgewachsener junger Männer und hübscher junger Frauen“ in der Verwandtschaft; „ich setzte mich beim Abendbrot zwischen die zwei nettesten, natürlich!“

Auch ein weiteres familiäres Ereignis ließ er sich nicht entgehen, die Aufführung eines Lustspiels meines Bruders Hermann, „Till Eulenspiegel in Jena“, die am 2. Dezember 1925 in Oranienburg stattfand. Trotz strenger Kälte in diesen Tagen (10 bis 14° Frost) scheute er weder die Reise noch einen längeren Spaziergang im winterlichen Walde bei Oranienburg.

Freilich hatte er in diesem Winter auch Kummer, Aufregungen und Scherereien durch eine weniger erfreuliche Angelegenheit, die aus dem Kreise der näheren Verwandtschaft, wenn auch nicht der engsten Familie, an ihn herantrat. Doch bewährte er dabei das alte Temperament und die gewohnte gedankliche Klarheit und Energie in herzerfrischender Weise — sehr wider die Erwartung eines Beteiligten.

In den Weihnachtstagen arbeitete mein Vater im Hygienischen Institut in Dresden, um einige Arbeiten Robert Kochs wieder nachzulesen.

Aber es dauerte doch nun nicht mehr lange, daß die bisher unverwüstkliche Frische nachzulassen begann. Während im Sommer 1925 die Arbeit im Garten, Zerkleinerung des Holzes, Abziehen eines Fasses Wein auf Flaschen u. dgl. noch ohne Beschwerde vor sich ging, nur bei besonders anstrengenden Marschleistungen oder Bergbesteigungen in großer Hitze gelegentlich Anzeichen des Versagens aufgetreten waren, kamen im Laufe und besonders gegen Ende des Winters ernstere Mahnungen und entsprechende Gedanken häufiger. Schon Anfang November trat zwei Tage nach einer größeren und anstrengenden Bergwanderung in der Gegend von Bodenbach ein Zustand von Herzschwäche mit Unwohlsein auf, den mein Vater selbst als den „Anfang vom Ende“ charakterisierte. An seinem Geburtstag im Januar 1926 schrieb er: „Nun ist man dreiundachtzig Jahre alt. Wie lange wird der Lebensfaden noch halten? Wie lange wird das Herz den alten Körper noch begießen? Und wird es möglich sein, noch irgend etwas Nützliches zu leisten? Dieses im Grunde nutzlose Ruhestandsleben

liegt mir, je länger es dauert, um so schwerer auf der Seele. Ich möchte jetzt manchmal wieder ‚vor Arbeit nicht wissen, wohin‘, aber es kommt nichts mehr, und so beschäftige ich mich leider nur rezeptiv, möchte aber eigentlich sehr gern das ‚Sohn, hier hast du meinen Speer‘ widerrufen. Vergebens! Es hilft nichts.“ Bald darauf erhielt er die Nachricht vom Tode zweier guter Freunde, am 20. Februar dem von Knapp (Darmstadt), am 4. März dem von Johannessen (Oslo), der ihn noch im Sommer vorher durch einen Besuch erfreut hatte. Knapps Tod begleitete er mit den Worten: „Nun bin ich der letzte vom Hahnschen Tisch! Wann werde ich folgen?“

Am Tage der Nachricht über Johannessen legte er sich zu Bett wegen einer fieberhaften (grippeartigen) Erkrankung mit starker Heiserkeit, die ihn sehr mitnahm. Als er nach einer Woche das Bett verlassen hatte, litt er noch lange an großer Mattigkeit und klagte über seine „Zammerlappigkeit“. „Es ist merkwürdig, daß meine Konstitution immer widersteht. Alle Weggenossen sinken dahin: Knapp ist tot, Johannessen ist tot, nur ich bleibe wie der ewige Jude am Leben. Es scheint, ich soll die goldene Hochzeit doch noch erleben.“ Bald darauf folgte nochmals eine Zeit, wo infolge plötzlicher, schwerer Erkrankung des Hausfräuleins mein Vater genötigt war, die Ofen zu heizen, die Stiefel zu putzen usw., während die Mutter die Funktionen von Laufmädchen, Köchin usw. übernahm.

Psychischer Ärger durch unablässige, kleinliche Plagerei von seiten der Steuerbehörde gesellte sich dazu. In dieser Zeit, am 24. März, traten zum erstenmal zwei typische stenokardische Anfälle auf, die von da an meinem Vater den Rest seines Lebens verbitterten. Trotzdem hielt er längere Zeit den Glauben aufrecht, daß die quälenden Anfälle im wesentlichen eine Folge der Infektion seien und vorübergehen würden, war auch nur nach manchen schweren Erfahrungen dazu zu bewegen, sich körperlich zu schonen und andere Ärzte zu Rate zu ziehen. So hielt er vier Tage nach einem sehr schweren,

auf der Straße über ihn gekommenen Anfall mit Erbrechen und langanhaltender Dyspnoë aus Anlaß der Reichsgesundheitswoche am 21. April 1926 einen dreiviertelstündigen Vortrag im Frauenverein vom Roten Kreuz, zu dem er nachträglich bemerkt: „Es ging ausgezeichnet, trotz dauernder Angst wegen eines Herzstillstandes.“ Auch sonst war ihm das Glück so weit hold, daß er bei solchen Gelegenheiten verschont blieb, wo er sich noch an besonderen Erlebnissen freuen konnte, so vor allem an seiner Goldenen Hochzeit am 1. Juni 1926. Ohne Beschwer nahm er vormittags an einer ernstesten Feier im Hause, mit einer Predigt seines Veters Georg Liebster, mittags am Festmahle auf dem Belvedere, der Stätte seiner Verlobung und seiner silbernen Hochzeit, und endlich nachmittags und abends an einer Tafel mit zahlreichen Dresdner Verwandten und Bekannten in seinem Loschwitzer Hause teil. Alles hatte er selbst vorbereitet, z. B. eigenhändig mehrere Flaschen seines besten Weins ins Belvedere transportiert, vor allem dem Festmahl selbst die äußere Form gegeben, auf dem er seine acht Kinder und Schwiegerkinder mit elf Enkeln um sich vereinte; besonders an diesen hatte er lebhafteste Freude, und als sie nach Tisch zum Tanz antraten — denn auch für Musik hatte er gesorgt —, da wagte er selbst mit seiner Goldbraut noch einmal ein paar Walzerdrehungen.

Am 9. September folgte ein zweites Familienfest, eine erstmalige Zusammenkunft zahlreicher Abkömmlinge des gemeinsamen Ahnherrn Johann Leonhard Heubner (gestorben 1731 in Schwarzenberg im Erzgebirge). Mein Vater als Senior präsiidierte und hielt an der Tafel eine längere Rede, der man nicht im geringsten eine Abnahme geistiger oder gemüthlicher Kräfte anmerken konnte.

Im Juni waren die Eltern mehrere Wochen in Oberbärenburg. Anfang Juli wurden sie durch den unverhofften Tod des Pastors Georg Liebster erschüttert. Von Kollegen besuchten sie im Laufe des Sommers Czernys (Berlin) und

Friedjung (Wien). Sonst vergingen diese Monate mit wenigen kürzeren Wegen im Freien und sehr spärlicher Gartenarbeit — vielen Liegetagen und leider vielen quälenden Anfällen. Von musikalischen Genüssen oder gar eigener musikalischer Betätigung war nun keine Rede mehr. Etwa Anfang September war sich mein Vater wohl darüber klar, daß er auf eine endgültige Erlösung von Krankheitsnöten kaum mehr rechnen könnte. Er malte sich als Zukunft aus, wie er wassersüchtig hinsiechen würde, und äußerte: da es ihm in seinen alten Jahren lange so gut gegangen sei, wäre es wohl „unbescheiden“, wenn er sich noch einen rasch tödlichen Schlaganfall wünschen wollte. Das Leben war ihm keine rechte Freude mehr — trotz zeitweiliger Erleichterung seiner Beschwerden bei absoluter körperlicher Ruhe, die ihm jedoch psychisch sehr schwer erträglich war, und trotz aller Palliativmittel, die er versuchte. Unter diesen brachte ihm ein neues Präparat, das wir der Güte meines Fachkollegen Wiechowski in Prag zu verdanken hatten, in seiner allerletzten Lebenszeit noch eine Reihe von anfallsfreien Tagen. Er schrieb darüber am letzten Tage, den er noch bewußt erleben durfte (11. Oktober 1926): „Ich wäre glücklich, wenn damit etwas werden würde. Wenn auch dann und wann eine Beschwerde kommt — aber von der fortwährenden Angst vor dem Überfall des ‚reißenden Tiers‘ befreit zu sein, das ist ja, als ob man aus dem Zuchthaus entlassen würde.“

In der darauffolgenden Nacht trat eine Apoplexie ein, die ihm die Sprache, halbseitig die Bewegungsfähigkeit und glücklicherweise auch das klare Bewußtsein raubte, bis er am 17. Oktober verschied. Man darf glauben, daß ihm der Tod nicht mehr unwillkommen war, und daß Worte und Melodie aus dem Brahms'schen Liede in seinem Sinne erklangen, wie sie ihm bei der Einäscherung in dem schönen Tolkewitzer Krematorium seine musikalische Freundin, Frau Ida Bahrdt, nachsang:

„O Tod, wie süß bist du dem, der da alt und schwach ist.“